

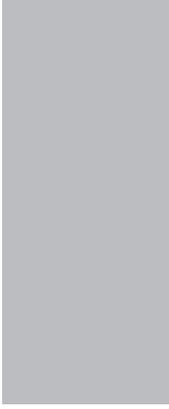
Lebenszeugnisse – Leidenswege

HANS CORBAT
**„UNSERER
ENTWICKLUNG
STEHT ER
FEINDSELIG
GEGENUBER.“**

Erlebnisse in kommunistischen
Lagern und Gefängnissen
in Berlin, Torgau und Bautzen
1946–1956

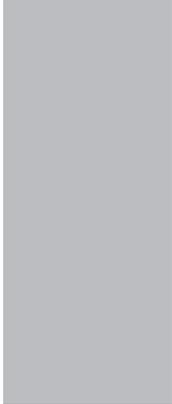
Bearbeitet und eingeleitet
von Wolfgang Oleschinski
und Bert Pampel





**Lebenszeugnisse –
Leidenswege**

Heft 15



HANS CORBAT

**„Unserer Entwicklung steht er
feindselig gegenüber.“**

Erlebnisse

**in kommunistischen Lagern
und Gefängnissen**

**in Berlin, Torgau und Bautzen
1946–1956**

**Bearbeitet und eingeleitet
von Wolfgang Oleschinski
und Bert Pampel**

Dresden 2004

Lebenszeugnisse – Leidenswege
Eine Heftreihe herausgegeben
von Norbert Haase und Clemens Vollnhals
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.
an der TU Dresden

Heft 15

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
(2004)

Titelfoto:
Hans Corbat . Foto für die Haftakte .
April 1952 (BStU)

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden
Umschlaggestaltung: CCP Kummer & Co. GmbH, Dresden
Druck: Stoba-Druck GmbH, Lampertswalde
Printed in Germany

ISBN 3-934382-10-X

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
Wirre Zeiten	15
Als „Assistant Timekeeper“ in Oldenburg	24
Berlin, Am Kupfergraben 7 Tribunal	28
Torgau-Fort Zinna Speziallager Bautzen	56
im „Gelben Elend“ Saalgeschichten	67
Napoleon und Pestbeule	82
Weihnachten 1950	87
Siegfrieds Tod	101
Fußballweltmeisterschaft 1954	108
Bautzener Bewachertypen	115
Entlassung	121
In die Freiheit - in der Freiheit	125
136	150
Anhang	155

Einführung

Zehn Jahre seines Lebens hat Hans Corbat in Lagern und Gefängnissen der sowjetischen Geheimpolizei und der DDR-Volkspolizei verbracht. Nachdem er aus der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) wegen der bevorstehenden Zwangsvereinigung mit der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) ausgetreten war, wurde er am 3. April 1946 verhaftet. Ein sowjetisches Militärgericht verurteilte ihn nach fast fünfmonatiger Untersuchungshaft zu 20 Jahren Lagerhaft. Der Weg durch Gefängnisse und Speziallager in Berlin, Torgau und Bautzen endete erst am 31. März 1956 mit seiner Entlassung aus der Strafvollzugsanstalt Bautzen. Von diesen zehn Jahren seines Lebens, von einer Jugend in politischer Haft, handelt der vorliegende Erlebnisbericht.

Hans Corbat wurde am 29. Juli 1926 in Berlin-Lichtenberg als Sohn eines Schulhausmeisters und einer Hausfrau geboren. Er besuchte die 11. Volksschule in Berlin-Kaulsdorf und später die Immanuel-Kant-Schule in Berlin-Karlsborst. Das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte Hans Corbat im April 1945 als Soldat der Wehrmacht im Kessel von Halbe südöstlich von Berlin. Er entging der Kriegsgefangenschaft und kehrte in seinen Heimatort Berlin-Kaulsdorf zurück, wo er sich umgehend in einem antifaschistischen Jugendausschuss engagierte. Die ursprüngliche Überparteilichkeit und Offenheit für alle weltanschaulichen und politischen Richtungen wurde jedoch schon bald von kommunistischen Funktionären in Frage gestellt. Nach der Vereinigung von SPD und KPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) am 21. April 1946 orientierte sich die aus den antifaschistischen Jugendausschüssen hervorgegangene Jugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ) zunehmend an der von den Kommunisten dominierten SED. Doch zu diesem Zeitpunkt saß Hans Corbat schon in Haft.

Bereits seit Januar 1946 hatte die sowjetische Besatzungsmacht auf örtlicher und regionaler Ebene die Vereinigung durch Versprechungen, aber auch durch Drohungen, Vorladungen und Verhaftungen von Kritikern des Zusammenschlusses vorangetrieben. Zu ihnen gehörte auch Hans Corbat, der am 1. April 1946 seine Austrittserklärung aus der SPD an das Schwarze Brett im Jugendheim von Berlin-Kaulsdorf geheftet hatte. Darin begründete er den Austritt mit seiner Unzufriedenheit über die Art und Weise der Vereinigung der beiden Parteien. Am 3. April wurde er von sowjetischen Uniformierten unter einem Vorwand abgeholt. Ein Offizier bat ihn um die Übersetzung eines englischen Textes ins Deutsche. Doch einen solchen Text bekam er nie zu sehen.

Erst allmählich erkannte Hans Corbat, dass er von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet worden war. Er wurde in den Keller einer Villa am Kupfergraben Nr. 7 im Berliner Stadtzentrum, direkt gegenüber dem weltberühmten Pergamon-Museum, gesperrt. Es handelte sich dabei um einen so genannten GPU-

Keller. Diese Bezeichnung ging auf den antisowjetischen Propagandafilm „G.P.U.“ zurück, der am 14. August 1942 in den Berliner Kinos angelaufen war. Die „GPU“ (später OGPU) war die Nachfolgebehörde der Tscheka, der sowjetischen Geheimpolizei. Bis zur Unterstellung unter das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) im Jahre 1934 fungierte sie als selbstständige Behörde. Als die sowjetischen Sicherheitsorgane nach Kriegsende 1945 in ihrer Besatzungszone auf Villengrundstücken, in Militärobjekten und in öffentlichen Gebäuden Räumlichkeiten, vorzugsweise in Kellern, für die Inhaftierung von Gefangenen herrichteten, prägte der Volksmund dafür den Begriff „GPU-Keller“. Hier wurden die Verhafteten in oft nächtelangen Verhören, unter psychischem Druck und zum Teil unter Anwendung von körperlicher Gewalt zu Geständnissen erpresst, die anschließend als Grundlage für ihre Verurteilung dienten. So erging es auch Hans Corbat, der nach mehrmonatiger Untersuchungshaft gestand, er sei vom englischen Geheimdienst beauftragt worden, Freiwillige für die englische Fremdenlegion zu werben. Dieses absurde Geständnis führte zu seiner Verurteilung durch ein Sowjetisches Militärtribunal (SMT) am 23. August 1946. Es sprach ihn der „Spionage“ und „antisowjetischen Propaganda“ schuldig und bestrafte ihn dafür mit 20 Jahren „Besserungsarbeitslager“.

Die Sowjetischen Militärtribunale waren seit den Stalinschen Säuberungen ein bewährtes Instrument der kommunistischen Strafjustiz in der Sowjetunion. Nach dem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland wirkten sie bei einzelnen Truppenteilen sowie in Städten und Provinzen der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ). Auf der Grundlage des Strafgesetzbuches der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR), insbesondere des Artikels 58 „Konterrevolutionäre Verbrechen“, verurteilten sie Tausende Deutsche, aber auch sowjetische und ausländische Staatsbürger, zu größtenteils langjähriger Lagerhaft. Zu den SMT-Verurteilten gehörten Gegner der sowjetischen Besatzungspolitik aus der Sozialdemokratie, den bürgerlichen Parteien und der SED, der Spionage verdächtige ehemalige Soldaten, die aus westlicher Kriegsgefangenschaft heimkehrten sowie wegen illegalen Waffenbesitzes oder krimineller Delikte verurteilte Zivilisten. Viele Jugendliche wurden wegen des Verdachts verurteilt, die Besatzungsmacht aus dem Untergrund bekämpfen zu wollen. Oftmals gingen all diese Verurteilungen auf Denunziationen durch ortsansässige Deutsche zurück. Auch Personen, die in dem Verdacht standen, während der nationalsozialistischen Diktatur Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen zu haben, fielen unter die sowjetische Militärgerichtspraxis. Unabhängig von den Vorwürfen entbehrten die Verfahren jeder rechtsstaatlichen Grundlage. Sie basierten auf erpressten Geständnissen, und es gab für die Angeklagten keine Möglichkeit, sich zu verteidigen. Verurteilung und Strafmaß standen fast immer von vornherein fest. Die „Verhandlungen“ dauerten bei Einzelverfahren selten länger als eine Stunde. Zwischen 1945 und September 1955 wurden etwa 40 000 Deutsche von Sowjetischen Militärtribunalen verurteilt, 1 600 von ihnen nachweislich zum Tode.

Nur wenige Tage nach seiner Verurteilung wurde Hans Corbat aus dem Gefängnis Nr. 6 in der Magdalenenstraße in Berlin-Lichtenberg in das Speziallager

Nr. 10 überführt. Es befand sich im ehemaligen Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna. Dort hatte die sowjetische Geheimpolizei Ende August 1945 zunächst das Speziallager Nr. 8 eingerichtet. In dem völlig überfüllten Gefängnis wurden mehr als 8 000 Deutsche gefangen gehalten. Sie wurden gemäß dem NKWD-Befehl Nr. 00315 vom 18. April 1945 vor allem wegen der tatsächlichen oder angeblichen Mitgliedschaft bzw. Funktion in nationalsozialistischen Organisationen (NSDAP, Hitlerjugend, Bund Deutscher Mädel/BDM) oder ihrer Zugehörigkeit zu Wehrmacht, Volkssturm und SA vollkommen von der Außenwelt isoliert. Konkrete Vergehen wurden ihnen nicht angelastet, ihre strafrechtliche Verurteilung war nie beabsichtigt. Bis Mitte Mai 1946 wurde das Lager Nr. 8 in die benachbarte Seydlitz-Kaserne verlegt und Ende Dezember 1946 durch die Verlegung der Gefangenen in die Speziallager Buchenwald und Mühlberg aufgelöst.

Im frei gewordenen Fort Zinna richtete das NKWD das „Gefängnis Nr. 7“, das bis dahin in Frankfurt/Oder gelegen hatte, ein. Im Juni 1946 erhielt es die Bezeichnung „Spezlager Nr. 10“. In den kommenden Wochen kamen Tausende SMT-Verurteilte wie Hans Corbat aus allen Provinzen der SBZ in dieses Lager. Anders als die im Lager Nr. 8 im Gewahrsam gehaltenen „feindlichen Elemente“, so der Sprachgebrauch der sowjetischen Geheimpolizei, waren die Neuankömmlinge kaum durch Aktivitäten während der Zeit des Nationalsozialismus belastet und auch wesentlich jünger. Schon bald war das Gefängnis erneut überfüllt. Die Lage entspannte sich erst, nachdem der Chef der sowjetischen Geheimpolizei in der SBZ, Generaloberst Iwan Serow, am 12. September 1946 angeordnet hatte, deutsche SMT-Verurteilte künftig in die Lager Sachsenhausen und Bautzen einzuliefern. Nach Torgau kamen nun mehrheitlich verurteilte sowjetische Staatsbürger. Sie waren vor allem für Vergehen gegen die militärische Disziplin, wegen „Landesverrats“ oder wegen krimineller Delikte bestraft worden. Für sie wurde das Lager Nr. 10 im Fort Zinna zum Durchgangsgefängnis auf dem Weg in die Lager des „Archipel GULAG“ in der Sowjetunion. Im Mai 1948 wurde das Lager Nr. 10 in Torgau aufgelöst. In den beiden Torgauer Lagern Nr. 8 und Nr. 10 starben nach unvollständigen Berichten der Sanitätsabteilung etwa 800 Menschen, 130 von ihnen wurden hingerichtet.

Am 25. November 1946 wurde Hans Corbat mit 2 000 anderen deutschen SMT-Verurteilten im Zuge der Anordnung Serows aus Torgau in das Speziallager Nr. 4 nach Bautzen verlegt. Dieses Lager bestand seit Mai 1945 in der 1904 am Stadtrand eröffneten Strafanstalt, die wegen ihrer gelben Klinkersteine im Volksmund „Gelbes Elend“ genannt wurde. Zwischen 1933 und 1945 war diese Anstalt Teil des nationalsozialistischen Unterdrückungssystems. In dem Gefängnis, das 1 350 Häftlingen Platz bot, wurden bis Ende September 1945 mehr als 6 500 Menschen untergebracht, die von sowjetischen Sicherheitsorganen auf der Grundlage des Befehls Nr. 00315 verhaftet worden waren. Insgesamt durchliefen nach Angaben der Lagerverwaltung etwa 27 000 Menschen das Lager in der Zeit seines Bestehens, von denen etwa 3 000 ihr Leben verloren. Sie starben mehrheitlich aufgrund der katastrophalen hygienischen Zustände und der völlig unzureichenden Ernährung.

Wie die anderen Speziallager in der SBZ diente das Speziallager Bautzen zunächst dazu, Mitglieder und Funktionäre der NSDAP und nationalsozialistischer Organisationen in Gewahrsam zu halten. Die sowjetische Besatzungsmacht war sich mit den Westalliierten einig, all diejenigen vorbeugend zu internieren, von denen eine Gefahr für die Besatzung ausgehen konnte, insbesondere die Stützen des besiegten nationalsozialistischen Regimes. Mit Serows Anweisung von September 1946 veränderte sich jedoch die Funktion des Bautzner Speziallagers, denn von nun an sollten alle in der SBZ von SMT mit Strafen über 15 Jahren Verurteilten nach Bautzen eingeliefert werden. Zwischen Dezember 1946 und Januar 1950 wurden 6 300 SMT-Verurteilte in Bautzen aufgenommen. Von ihnen war etwa ein Drittel wegen des Vorwurfs von Kriegsverbrechen verurteilt worden. Die übrigen SMT-Verurteilten waren wegen „Spionage“, „antisowjetischer Propaganda“ oder „terroristischen Handlungen“ bestraft worden. Aufgrund der inzwischen vorliegenden Aussagen von Betroffenen wie Hans Corbat, zahlreicher Rehabilitierungen durch die russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft sowie den teilweise vorliegenden detaillierten Untersuchungsakten kann der Zweck des Speziallagers Bautzen bestimmt werden. Es diente zunächst vor allem der unmittelbaren militärischen Sicherung der Besatzung. Später verlagerte sich der Schwerpunkt Schritt für Schritt auf die Ausschaltung und Unterdrückung von Gegnern der gesellschaftlichen Umgestaltung in der SBZ. Die Ahndung konkreten nationalsozialistischen Unrechts war dagegen von untergeordneter Bedeutung.

Anfang 1950 wurden die letzten drei bestehenden Speziallager in der DDR aufgelöst. Hans Corbat und die anderen in Bautzen inhaftierten SMT-Verurteilten wurden bis auf wenige an die Deutsche Volkspolizei übergeben, die das Gefängnis im Februar 1950 übernahm. Ihre Hoffnungen auf eine Überprüfung ihrer Urteile oder zumindest eine Verbesserung der Lebensbedingungen erfüllten sich jedoch nicht. Die Volkspolizisten begegneten den Gefangenen mehrheitlich mit äußerster Härte und großer Feindseligkeit. Ihnen war eingeredet worden, es handele sich bei den SMT-Häftlingen um „Nazi- und Kriegsverbrecher“. Einen Aufstand der verzweifelten Gefangenen schlug die Volkspolizei im März 1950 brutal nieder. Mehr als 200 Gefangene, die durch die bereits jahrelange Haft in den Speziallagern geschwächt waren, starben in der Folge an Tuberkulose und anderen Krankheiten. Erst nach Stalins Tod im März 1953 keimte bei ihnen wieder Hoffnung auf, aber bis Dezember 1954 wurden immer noch neue SMT-Verurteilte eingewiesen. In mehreren Wellen kamen die SMT-Verurteilten bis 1956 zur Entlassung.

Der 31. März 1956 brachte für Hans Corbat die Freiheit. Nach seiner Haftentlassung verbrachte er wenige Tage bei seinen Eltern in Berlin-Lichtenberg und verließ dann die DDR. In der Bundesrepublik absolvierte er zunächst eine Ausbildung zum Zollinspektor und arbeitete dann bis zur Pensionierung in der Oberfinanzdirektion Hannover. Nach der Wiedervereinigung 1990 gehörte Hans Corbat zu den Gründern des Bautzen-Komitees, des Verbandes der ehemaligen Gefangenen der Bautzner Haftanstalten während der Zeit der sowjetischen Besatzung und der DDR, dessen Vorsitzender er vom 21. Oktober 1995 bis zum



Исп. вк. №

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

**ГЛАВНАЯ
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА**

„30“ ноября 1993 г.

№ Зув-1633-93

103160, Москва, К-160

СПРАВКА О РЕАБИЛИТАЦИИ

При ответе ссылаться
на наш номер и дату

Настоящим документом подтверждается, что гражданин Германии Корбат Ганс, 29 июля 1926 года рождения, уроженец города Берлина, проживающий в настоящее время по адресу Ганновер Гнайзенаштрассе 76, 3 апреля 1946 г. был необоснованно арестован советскими карательными органами МГБ и 23 августа 1946 года осужден по политическим мотивам военным трибуналом Советской военной администрации в Берлине по статье 58-6, ч. I и 58-10, ч. 2 Уголовного кодекса РСФСР (шпионаж и контрреволюционная пропаганда) к 20 годам лишения свободы в исправительно-трудовом лагере.

В соответствии со статьей 3 и 5 Закона Российской Федерации "О реабилитации жертв политических репрессий" от 18 октября 1991 г. Корбат Ганс реабилитирован с полным восстановлением прав.

Ст. военный прокурор
отдела реабилитации
иностранцев граждан



В. А. Волин

Dok. 1: Rehabilitierung von Hans Corbat durch die russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft. 30. November 1993. Darin heißt es, dass Hans Corbat „grundlos verhaftet und (...) aus politischen Gründen (...) zu 20 Jahren Freiheitsentzug in einem Besserungsarbeitslager verurteilt worden ist.“

19. September 2000 war. Am 30. November 1993 wurde Hans Corbat durch die russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft rehabilitiert. Er lebt als Pensionär in Hannover.

An zwei Stationen seiner Gefangenschaft – in Torgau und Bautzen – befinden sich heute Gedenkstätten, die von der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft betreut werden. Schon Mitte der 90er Jahre kam es zu ersten Kontakten zwischen Hans Corbat und dem Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Torgau sowie der Gedenkstätte Bautzen. So lieferte Hans Corbat wertvolle Hinweise für die im September 1996 eröffnete Ausstellung „Feindliche Elemente sind in Gewahrsam zu halten.“ Die sowjetischen Speziallager Nr. 8 und Nr. 10 in Torgau 1945–1948“. Seine schriftlich festgehaltenen Erinnerungen an die Haftzeit im Torgauer Speziallager Nr. 10 ermöglichten einen Einblick in die Situation der deutschen Gefangenen im Sommer und Herbst 1946. Bereits im Jahre 1992 waren in dem vom Bautzen-Komitee herausgegebenen Band „Das Gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten. 1945–1956“ Erinnerungen Corbats an seine Haftzeit in der Strafvollzugsanstalt Bautzen I erschienen. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Bautzen-Komitees gab er immer wieder Hinweise und Anregungen für die Umgestaltung der ehemaligen Haftanstalt Bautzen II in eine Gedenkstätte für die Opfer politischer Verfolgung in den Bautzner Haftanstalten. Die ersten in der Gedenkstätte Bautzen vom Bautzen-Komitee gestalteten Räumlichkeiten zur Dokumentation der Geschichte der Haftanstalt Bautzen I zwischen 1945 und 1956 hat er wesentlich geprägt. Als Vorstandsmitglied und Vorsitzender des Bautzen-Komitees war er in den 90er Jahren an der Vorbereitung und Durchführung des alljährlichen Treffens der ehemaligen Gefangenen sowie an der Einrichtung und Gestaltung der Gräberstätte Karnickelberg maßgeblich beteiligt. Vom 20. November 1995 bis zum 23. März 1999 war Hans Corbat Vorsitzender des Stiftungsbeirates der Stiftung Sächsische Gedenkstätten, in dem Vertreter der Opferverbände, Gedenkstätteninitiativen, Religionsgemeinschaften und Kommunen über die Probleme und Perspektiven der Gedenkstättenarbeit innerhalb der Stiftung beraten. Auch nach seinem Rücktritt von dieser Funktion blieb Hans Corbat der Stiftung und ihren genannten Gedenkstätten freundschaftlich verbunden. So trat er nicht nur in verschiedenen öffentlichen Veranstaltungen auf, sondern regte auch die Erstellung eines namentlichen Verzeichnisses für die zwischen 1945 und 1956 in Bautzen ums Leben gekommenen Gefangenen an. Im Rahmen des X. Bautzen-Forums am 7. und 8. Mai 1999 wurde dieses Verzeichnis vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes an das Bautzen-Komitee übergeben. Um den Angehörigen der Opfer bessere Recherchemöglichkeiten zu bieten, hat die Gedenkstätte Bautzen, auch auf Anregung Corbats, im Jahre 2004 ein an die deutsche Namensschreibung angepasstes Totenbuch vorgelegt.

Über all diesen Aktivitäten waren Corbats Bemühungen, seine Erinnerungen an die erlittene Haft in eine druckfertige Vorlage zu bringen, zum Erliegen gekommen. Außerdem ließen ihn die erheblichen Kosten, die er als Privatperson für eine Drucklegung hätte aufbringen müssen, davor zurückschrecken. Im



Abb. 1: Bundespräsident Roman Herzog (3. v. l.) und der sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf (ganz rechts) zu Besuch in der Gedenkstätte Bautzen. 2. v. l. Hans Corbat. 21. März 1995.

Frühjahr 2002 bot er der Stiftung Sächsische Gedenkstätten ein Manuskript dieser Erinnerungen an.

Über die Haft in den Gefängnissen und Speziallagern der sowjetischen Geheimpolizei in der SBZ gibt es nur wenige Berichte, die sich in ihrer Eindringlichkeit mit Corbats Schilderung messen können. Dies gilt vor allem für das Torgauer Speziallager Nr. 10 im Fort Zinna, zu dem nur sehr wenige und dazu eher knappe Berichte von ehemaligen Insassen vorliegen. Dies gilt aber auch für Corbats Schilderung seiner Untersuchungshaft im so genannten GPU-Keller am Kupfergraben in Berlin-Mitte, die in ihrer Dichte einzigartig ist. Auch über das sowjetische Speziallager in Bautzen und die von der Volkspolizei geführte Strafvollzugsanstalt gibt es bis heute eher zu wenige als zu viele Berichte ehemaliger Gefangener.

Zudem kommt mit Hans Corbat ein Mensch zu Wort, der nicht wegen einer aus der Zeit des Nationalsozialismus herrührenden Belastung oder vollkommen willkürlich, sondern aus eindeutig politischen Gründen verhaftet und verurteilt worden ist. Nicht nur über die sowjetischen Speziallager insgesamt, sondern gerade auch über diejenigen Insassen, die wegen ihrer Kritik, ihrer Opposition oder ihres Widerstandes gegen die allmähliche Durchsetzung der kommunistischen Diktatur in der SBZ inhaftiert waren, ist immer noch relativ wenig bekannt. Mit der Veröffentlichung in einer bereits eingeführten und positiv aufgenommenen Hefreihe wie „Lebenszeugnisse – Leidenswege“, die sich an ein breites Publikum richtet, verbindet sich daher auch die Hoffnung, zum Abbau solcher Wissensdefizite beizutragen. Schließlich zeigt auch die kontinuierlich wachsende Nachfrage nach den bislang erschienenen Heften dieser Reihe, ins-

besondere nach Schilderungen von Haftschicksalen in Bautzen, wie groß das Bedürfnis nach biographischen Schilderungen ist.

Einzigartig ist der Stil des Autors, mit dem er das Nebeneinander von Normalität und schreiendem Unrecht, von Komik und Tragik, von Alltag und absurden, alles andere als normalen Verhältnissen beschreibt. Dieser Stil ruht auf drei Säulen, die zugleich Wesenszüge des Menschen Hans Corbat sind: dem Glauben an Gott, einem unvergleichlichen Humor und dem festen Willen zur Selbstbehauptung. Wie Corbat in seinem Bericht selbst schreibt, bildeten diese drei Elemente zugleich die Grundbestandteile der Strategie des Überlebenskampfes in der Haft: „Wohl dem, der hier seinen Glauben behielt oder fand, wohl dem ebenfalls, der hier nicht den Humor verlor. Wer gar beides besaß, war besser dran als einer, dem dies fehlte.“ Der vom Autor angeschlagene lockere Plauderton täuscht dabei freilich nicht über das Grauen hinweg.

Von besonderer Eindringlichkeit sind die einfühlsamen Beschreibungen von Mithäftlingen, Peinigern und anderen Menschen, die den Lebensweg Corbats in jener Zeit kreuzen. Sein beißender Spott trifft Mitgefangene und Wachpersonal gleichermaßen. Die Grenze verläuft für ihn nicht zwischen Opfern und Tätern, sondern zwischen den Wegbegleitern mit menschlicher Gesinnung und jenen, die die Menschenwürde mit Füßen traten.

Das Ursprungsmanuskript hat für diese Veröffentlichung mancherlei Bearbeitung erfahren. Es wurde um ein Schlusskapitel ergänzt, das die durch den Bericht hoffentlich geweckte Neugier des Lesers auf den weiteren Lebensweg des Menschen Hans Corbat wenigstens ansatzweise befriedigen kann. Außerdem galt es, den ursprünglichen fragmentarischen Charakter des Manuskripts – es bestand hauptsächlich aus Anekdoten, Beobachtungen und kleinen Erzählungen, die von der chronologischen Schilderung des eigenen Haftschicksals durchbrochen wurden – zu einem Ganzen zusammenzuführen. Verschiedene Begriffe und Wendungen, die heutzutage nicht mehr zum allgemein gebräuchlichen deutschen Wortschatz gehören, sowie die Herkunft von Zitaten wurden durch Fußnoten erklärt. Aussagekräftige Dokumente und Abbildungen, die den Text illustrieren und die Veröffentlichung damit attraktiver und abwechslungsreicher machen konnten, mussten ausgewählt werden. Wir denken, dass sich diese Redaktion, die gemeinsam mit Hans Corbat erfolgte, gelohnt hat.

Wir danken Hans Corbat für die vertrauensvolle Zusammenarbeit, an deren herzliche Atmosphäre wir uns immer wieder gern erinnern. Des Weiteren gilt unser Dank den Kolleginnen des Dokumentations- und Informationszentrums (DIZ) Torgau und der Gedenkstätte Bautzen für die Unterstützung bei dieser Veröffentlichung.

Wolfgang Oleschinski, Bert Pampel

Dresden, im April 2004

Wirre Zeiten

Man fragt mich immer wieder, wie es 1946 kam, dass die Sowjets mich abholten, verurteilten und einsperrten. Das Ganze beginnt jedoch schon mindestens ein Jahr früher. Im Juni 1945 kam ich auf abenteuerlichen Schleichwegen mit echten Papieren auf den Namen Ursula Gumpert, Schneiderlehrling, über die Köpenicker Dahme-Brücke und dann auch bis nach Hause. Was heißt nach Hause? Nach Kaulsdorf-Süd, einem Ortsteil von Groß-Berlin, wo mein Vater Schulhausmeister war, bis er 1941 zur Marine eingezogen wurde. Nachdem er fort war, trat, ohne jede Formalität, meine Mutter an seine Stelle. Sie versah diese, bis Ende April 1945 Kaulsdorf-Süd „befreit“ wurde und die Eroberer die Schule zu einem Lazarett umwandelten. Das hieß soviel, als dass meine Mutter aus der Wohnung heraus musste, Hals über Kopf, mit ein paar Möbeln, die die Russen nicht gebrauchen konnten. Ein Glaubensbruder aus unserer Neuapostolischen Kirche nahm sie und die Frau des Rektors bei sich auf.

So war es, als ich Anfang Juni 1945 in Kaulsdorf-Süd einzog. Wichtig allein, dass der Krieg aus war. Vieles, fast alles, lag in Trümmern. Vor mir, ich sah das jedenfalls so, lagen große Aufgaben. Wer das, was uns umgab, sah, dem blieb nur eine Erkenntnis: „Siehe, es muss alles neu werden!“¹ In den Gesichtern der Menschen war kaum Hoffnung. Wer sollte das alles wieder hinkriegen? Wie viele Generationen würde es brauchen, bis das Leben wieder normal sein würde? Man konnte gar nichts tun. Was an Maschinen und Werkzeugen noch vorhanden war, wurde von den Siegern verpackt und in die kalte Heimat geschickt. Wenn man es recht betrachtete, blieben nur die unbewehrten Hände. Stein für Stein, hieß die Methode.

Jedes dritte Wort der Sieger war „Kultura“. „Kultura“ war das erste, was wieder in Schwung gebracht wurde. Es erinnerte daran, was uns Dr. Julius Ender, unser Lateinlehrer an der Karlshorster Kantschule, immer halb spöttisch gesagt hatte, wenn während des Krieges wieder eine Sondermeldung gebracht oder jemandem ein Staatsbegräbnis zuteil wurde: „Panem et circenses!“ Brot und Zirkusspiele, meinte er, sei das, womit die Machthaber das Volk bei Laune hielten. Auch diese hier gaben viel Zirkus her, mit dem Brot ließen sie sich Zeit. Das reichte, wenn überhaupt, mal gerade so. Die Zeitung hieß „Tägliche Rundschau“² und Lebensmittelmarken in verschiedener Quantitätsabstufung wurden auch schon wieder gedruckt.

Als ich nach Hause kam, wohnte meine Mutter im Hause des Bahnbeamten Paul Lüdtke in der Birkenstraße, kaum einen Steinwurf weit von unserer guten alten Schule entfernt. Die Wohnung glich einem mittleren Heerlager. Frau Freimuth, die Frau des Rektors, war, weil sie niemanden kannte und weil sie die Frau eines Nazis war, auch mitgegangen und genau so freizügig aufgenommen

1 In Anlehnung an Offenbarung 21, 5 im Neuen Testament: „Siehe, ich mache alles neu.“

2 Die „Tägliche Rundschau - Zeitung für die deutsche Bevölkerung“ war das Organ der sowjetischen Besatzungsmacht, das bereits wenige Tage nach der Kapitulation erschien. Es hatte vorwiegend die Aufgabe, bei der Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone Interesse und Sympathie für die Sowjetunion zu erzeugen.



Abb. 2: Hans Corbat als Soldat der Schützenausbildungskompanie 309 in Berlin-Ruhleben. Etwa Mai/Juli 1944.

worden. Außerdem waren da noch Lüttkes geschiedene Tochter Gertrud Butt-
kus und ihre etwa 10-jährige Tochter Brigitte. In diesen illustren Kreis platzte ich
nun hinein. Wo so viele Menschen Platz haben, ist immer noch für einen weite-
ren Raum. Aber Paul Lüttkes fand noch einen anderen Ausweg: Die Wohnung im
1. Stock hatte er an die Familie des Staatsbibliotheksrats Johanssen vermietet.
Dieser Dr. Johanssen war ein großer Nazi, allerdings ein ausgezeichnete Sla-
wist, also ein Kenner der slawischen Sprachen, vor allem aber des Russischen.
Er stammte aus Schleswig-Holstein, wohl aus Kiel, und hatte sich in letzter Mi-
nute mit den Seinen dorthin „abgesetzt“. Lüttkes rechnete wohl damit, dass die
Johanssens nicht wiederkommen würden und hatte treuhänderisch die Verwal-
tung der Wohnung übernommen. Dort wurde ich einquartiert.

Die Wohnung gefiel mir. Es gab ein hübsches Arbeitszimmer mit vielen Bü-
chern, davon eine ganze Menge in russischer Sprache. Auch sowjetische Politi-
ker befanden sich unter den Autoren. Ich konnte die Bücher zwar nicht lesen,
doch waren meine Kenntnisse der kyrillischen Schrift so groß, dass ich einzelne
Worte hinsichtlich ihrer Aussprache auseinander klamüsern konnte. So las ich
Namen wie Sinowjew und Radek. Zu meinem Verhängnis, denn bei meinen spä-
teren Vernehmungen tat ich so, als hätte ich diese vermeintlichen Klassiker ge-
lesen und sie seien mir sympathisch erschienen.³ Am Schreibtisch sitzend, be-
gann ich das zu verarbeiten und zu Papier zu bringen, was ich in den letzten
Monaten erlebt hatte: Schrecken und Sterben. Der Einsatz bei Fürstenwalde, die
wilden Rückzugsbewegungen am Scharmützelsee entlang, Beeskow, Storkow,
Groß Köris und dann das Inferno in den Wäldern bei Halbe.⁴ „Der Weg Not“ hat-
te ich als Titel darüber geschrieben. Ich wollte alles tun, damit so etwas nicht
noch einmal geschah.

In der Villa des Nazis Dr. Frenzel, der ebenfalls in der Birkenstraße gewohnt
hatte, war die Kommandantur für Kaulsdorf-Süd eingerichtet worden. Sie war
mit vielen bunten Lämpchen geschmückt und hatte sich damit von den schlag-
fertig-schnodderigen Berlinern den Spitznamen „Zirkus Sarrasani“ zugezogen.
Dort mussten schon vor meiner Rückkehr alle Rundfunkgeräte abgegeben wer-
den. Die Menschen waren auf die Zeitungen und die Plakate angewiesen, wenn
sie wissen wollten, was jetzt erlaubt war und was verboten. Unter dem Laubdach
des mit großen Bäumen bestandenen Gartens am Restaurant „Jägerheim“ wur-
de aus starken Brettern und Balken eine Freilichtbühne aufgebaut. Rund um die-
se in der Mitte stehende Bühne standen die Tische und die Gartenstühle. Hier
traten die regionalen Künstler auf. Manche waren während der Zeit des Tau-
sendjährigen Reiches aus der Öffentlichkeit verbannt oder eingesperrt. Otto
Schumacher aus der Birkenstraße, ein Conferencier, war, das weiß ich nicht ge-
nau, entweder untergetaucht oder in einem Konzentrationslager eingesperrt ge-

3 G. J. Sinowjew war ein enger Mitarbeiter Lenins und bedeutender bolschewistischer Politiker. Er wurde 1936 in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und erschossen. Der Deutsche Karl Radek war zwischen 1919 und 1923 einer der wichtigsten Führer der kommunistischen Internationale. Wie Sinowjew kritisierte er Stalin und wurde 1939 in einem Zwangsarbeitslager ermordet.

4 Am 25. April 1945 waren in den Wäldern bei Halbe südöstlich von Berlin ca. 200 000 deutsche Soldaten durch Einheiten der Roten Armee eingeschlossen worden. Da die Kapitulationsangebote der sowjetischen Armeeführung abgelehnt wurden, verloren Zehntausende Soldaten in einer sinnlosen Kesselschlacht kurz vor Ende des Krieges ihr Leben.

wesen. In der Kohlistraße in Mahlsdorf-Süd wohnten in einer von großen Tannen fast verborgenen, geheimnisvollen massiven Wohnlaube zwei ältliche Damen, Schwestern, die an ihrer Gartentür ein Schild hatten, auf dem stand „Studio“. Ich hatte mir, wenn ich dort vorbeiging, immer überlegt, was das wohl sein solle. Jetzt kam es heraus: Es war so etwas wie eine Schauspielschule, die auch Artisten ausbildete. Offenbar hatten die beiden Damen Ahnung vom Geschäft, denn sie brachten manche ihrer Schüler jetzt „janz jroß raus“. Und jede Ansage musste durch einen Dolmetscher auch in die russische Sprache übersetzt werden, denn die Herren Offiziere der Roten Armee zeigten gern, dass sie etwas von „Kultura“ verstanden.

Hier trafen wir Jugendlichen uns erstmalig nach dem Krieg wieder, freilich fehlten viele aus unseren Reihen, die teils noch nicht wieder zu Hause waren, teils auch niemals mehr nach Hause kommen würden. Otto Dorff, unser Nachbar, sprach mich eines Tages an. Die SPD, deren langjähriger Ortsvorsitzender er vor der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 gewesen war, würde wohl bald wieder zugelassen. Er suche jüngere Leute, die sich ein wenig einsetzen würden. Ich gab ihm die Zusage, von Anfang an dabei zu sein. Bald danach war es so weit, und innerhalb weniger Wochen wurden drei Parteien zugelassen. Man merkte aber sehr bald, dass hinter den Kommunisten der KPD die Besatzungsmacht stand. Aber es gab auch andere Parteien und – vor allen Dingen – andere Besatzungsmächte, und wir verließen uns darauf, dass sie ihre Zonen gegenseitig überwachten.

Eines Tages, kurz nach der Gründung der KPD und der SPD, waren Zettel an den Bäumen angeheftet: Die Jugendlichen, die an einem Wiederaufbau interessiert sind, werden aufgefordert, sich an dem und dem Tag um so und soviel Uhr im Cafe Buckow einzufinden. Ein überparteilicher, kommunaler „Antifaschistischer Jugendausschuss“ solle gegründet werden. Ich ging hin und fand dort unsere Nachbarin Frau Felsch vor. Von ihr und von ihrem Mann wusste ich von früher, dass sie sehr standhafte, andere sagten „eingefleischte“, Kommunisten waren. Mit ihrem Sohn Erich, einem ausgezeichneten Schüler der Köpenicker Körner-Schule, der seit Stalingrad verschollen war, hatte ich mich angefreundet. Mein Vater schätzte ihn als sehr guten Turner. Frau Felsch und ich waren unter uns. Entweder trauten sich die anderen Jugendlichen nicht oder es bestand kein Interesse. Wohl mehr letzteres.

Frau Felsch bot mir bereits nach wenigen Minuten das „Du“ an: „Ick heeße Frieda, jenannt Friedel!“ Sie war sehr lustig, erzählte aus ihrer Kindheit und Jugend und wie sie in der Jugendbewegung ihren Mann kennen gelernt hatte. Dieser war durch Kriegserlebnisse – er hatte einen Arm verloren – zur kommunistischen Bewegung gestoßen. Dies war wohl auch der Grund, weshalb die Familie Felsch während der nationalsozialistischen Herrschaft verhältnismäßig glimpflich davongekommen war. Er galt als „Frontkamerad“, wenn auch als ein roter. Frau Felsch bedauerte, dass ich schon in der SPD war. Aber, sagte sie, der Jugendausschuss soll ja über den Parteien stehen. So sei er in Kaulsdorf-Süd paritätisch von zwei Parteien gegründet worden. Nach einem Ort, wo sich die Jugend treffen solle, fragte ich. Sie bestellte mich für den nächsten Tag in die

Moltkestraße.⁵ Dort solle ein Haus, das einem Nazi gehörte, von der Besatzungsmacht zur Verfügung gestellt werden. Wir sollten das mal auf Tauglichkeit für diesen Zweck „beschnarchen“.

Das Haus, um das es ging, gehörte dem inzwischen verhafteten Nazi-Goldfisan⁶ Kühn und war bis auf den Keller leergeräumt. Im Keller befanden sich ein Labor und einige Räume voller Regale, diese voller Ordner und diese voller Dankschreiben. Kühn stellte nämlich aus Kräutern kleine Pillen her, die gut gegen Arterienverkalkung sein sollten. Von diesen Pillen gab es auch noch zwanzig bis dreißig Kilo. Das Grundstück grenzte nach hinten an den Wald, die so genannte Dammheide, war also als Jugendheim von der Lage her schon recht gut geeignet. Der einzige von den Sowjets gestiftete Einrichtungsgegenstand war ein so genannter Großsuper, ein beschlagnahmtes Rundfunkgerät mit recht vielen Röhren drin. Das war seinerzeit ein außerordentlich wertvolles Gerät. Das Gehäuse war aus edlem Holz und hatte einen besonders guten Klang, wie eine heutige Großbox.

Das Arbeitsamt hatte uns ein paar Jugendliche geschickt. Glücklicherweise waren sie interessiert an der Sache, und die meisten machten vom ersten Augenblick an mit. Zu unseren Aufgaben gehörte es auch, soziale Dinge zu erledigen. Die Jugendlichen sollten von der Straße gebracht und einer geregelten Beschäftigung zugeführt werden. So lange sie noch keine Arbeitsstelle bei Firmen oder Behörden finden konnten, sollte das Jugendheim sie beschäftigen, und zwar bei einem Stundenlohn von 70 Pfennig. Das war ja immerhin etwas. Das Heim war einst eine schöne Villa gewesen, grün verputzt, mit geräumigen Zimmern und einer Veranda zur Straße hin. Unsere ersten Arbeiten bestanden darin, das Gebäude wieder einzurichten. Von irgendwo her waren ein paar Möbel aus Omas Zeiten gebracht worden, einige völlig unterschiedliche Stühle – aber man konnte sitzen. Wichtig war es auch, den Keller zu räumen. Die noch vorhandenen Pillen stellten wir der Ulmen-Drogerie zur Verfügung. Ob die Gillets, denen die Drogerie gehörte, die Arzneimittel-Spezialität verkauft haben, weiß ich nicht. Wir im Jugendheim waren wohl noch zu jung dafür. Im Garten wurde eine große Grube ausgehoben. Darin verbrannten wir Mappe für Mappe die Leitz-Ordner mit den Dankschreiben, die vor dem Krieg aus aller Welt gekommen waren. Das Verbrennen dauerte einen ganzen Tag.

Eines Tages brachte jemand ein von einem richtigen Maler gemaltes Schild mit der zweisprachigen Aufschrift: „JUGENDHEIM – DOM MOLODJOSHI“. Es wurde an der Vorderfront über der Tür angebracht. Der zweite Teil war selbstverständlich in kyrillischen Buchstaben gehalten. Diese Aufschrift sollte wohl interessierte Sowjetmenschen in Uniform darauf hinweisen, dass dieses Haus unter dem Schutz der Kommandantur stehe und dass die Mädchen dort nicht belästigt werden durften. Diese Gefahr war es auch, die zunächst den größten Teil der Jugendlichen davon abhielt, zu uns zu kommen. Es blieb nicht aus, dass, wenn auch der Jugendausschuss als überparteilich deklariert war, sich ein kleiner aktiver Kern bildete, der Kristallisationspunkt einer künftigen Jugendor-

⁵ Heute: Hirschpfad.

⁶ Bezeichnung für höhere Funktionäre der NSDAP, die Uniform trugen, ohne beim Militär zu sein.

ganisation. Es hatte sich durch Zufall ergeben, dass wir in der Mehrzahl Idealisten bei der Sache des Aufbaus waren. Aus uns selbst heraus wollten wir das werden, was wir werden sollten. Wir wussten sehr wohl, dass alle Leute in Kaulsdorf auf uns blickten, gespannt, was aus uns werden würde. Wir wollten durch nichts anderes für uns werben als durch unsere Arbeit und ihre Erfolge. So veranstalteten wir eine Winterholzaktion für alte und bedürftige Mitbürger. Mit Hacken, Äxten und anderen geeigneten Werkzeugen zogen wir in den Wald. Es versteht sich von selbst, dass bei unserer Beschäftigung das Lachen und die Freude nicht zu kurz kamen. Wir waren ja alle noch jung und hatten bis dahin in unserem Leben noch nicht allzu viel Grund zu Fröhlichkeit gehabt. So spielten und sangen wir in den Arbeitspausen und an manchem Abend, den wir gesellig in unserem inzwischen dürftig eingerichteten Heim verbrachten. Und dann klang es hinaus auf die Straße: „... wir sind jung – und das ist schön“. Auch andere Arbeitsaktionen starteten wir. Zum Beispiel die Strümpfe-und-Wäsche-Aktion: Wer in Arbeit stand, sollte seinen Feierabend nicht damit verbringen, dass er Strümpfe oder Wäsche ausbesserte. Alle diese Dinge konnten zu uns gebracht werden. Die Näh- und Flickarbeiten machten unsere Mädchen. Sie bastelten Spielzeug, das zu Weihnachten verschenkt werden sollte, einige Dinge entwarfen sie sogar selbst. Alles, was mit Holz und festeren Werkstoffen zu tun hatte, war Sache der Jungen.

Es gab im Rahmen dieses Zusammenseins auch einige Liebeleien, eher Zuneigungen. So echte „Liebesfälle“ mit allem „Drum und Dran“ kamen wohl gar nicht vor. Ich kann das von mir selbst sagen, dass wir den Mädchen gegenüber eine Art Scheu besaßen, denn wir wussten nicht, fragten sie auch nicht danach, was sie während der „Befreiungsaktionen“ alles hatten mitmachen müssen. Lia Schley, die einmal in meine Klasse gegangen war, hatte einen russischen Soldaten, mit dem sie sich verlobt hatte und den sie auch heiraten wollte. Ich weiß aber nicht, ob sich dieser Wunsch erfüllt hat. Es kam häufig vor, dass wir am Abend, nach getaner Arbeit, die Mädchen nach Hause begleiteten. Dabei ergaben sich zuweilen sehr interessante und auch intime Gespräche, doch es blieb beim Verbalen.

Wir alle sprachen auch darüber, wie wir uns die künftige Jugendorganisation vorstellten. Von der nazistischen Jugendbewegung – „Hitlerjugend“ und „BdM (Bund deutscher Mädels)“ bzw. „Jungvolk“ und „Jungmädels“ (für die Jüngeren bis zu 14 Jahre) – wollten wir möglichst nichts übernehmen, aber von anderen Jugendbewegungen wussten wir herzlich wenig. Viel war in der „Täglichen Rundschau“ von den sowjetischen „Jungpionieren“ und „Komsomolzen“ die Rede. Aber die daraus hervorgegangenen Erwachsenen, die wir in Gestalt der Rotarmisten tagtäglich vor Augen hatten, zeigten uns, dass da manches nicht stimmte. Zuweilen unterhielten wir uns darüber, was Einzelne von uns über Pfadfinder, Wandervogel und ähnliche Jugendbewegungen schon gehört hatten, wie es bei denen zugeht und was wir davon übernehmen könnten, wenn es wirklich eine neue, freie Jugend geben sollte. Man müsste, so wurde oft gefordert, auch in den anderen Besatzungszonen herumhorchen, was die dort aufzogen. Man las darüber so gar nichts. Eher war schon den Radiosendungen aus der

englischen oder der amerikanischen Zone etwas darüber zu entnehmen. Aber meist hörten wir diese merkwürdig angenehme und beschwingte Musik. Ihr neuartiger Klang erfreute uns, ohne dass wir wussten, warum.

In dem Haus neben dem Lüdtkeschen ging es ähnlich gedrängt zu. Dort wohnte eine Frau Heydrich mit ihrer 15 Jahre alten Tochter, einem nett aussehenden Mädchen, das ein Wirbelwind war. Mit ihr freundete ich mich an. Eines Tages gingen wir an den Baggersee, der zwischen Kaulsdorf-Süd und Mahlsdorf-Süd in die Felder gegraben worden war, weil der so gewonnene weiße Sand für den Bau eines Verschiebebahnhofs im Gebiet der Kolonie Biesenhorst gebraucht wurde. Das Wasser dieses Sees war klar und schön, und er diente zugleich als eine Art von Reservoir für das nur wenige hundert Meter entfernt liegende Kaulsdorfer Wasserwerk. Bei dieser Badetour waren auch die mit mir etwa gleichaltrigen Mädchen Helga Mallwitz und Ursula Kluge dabei. Mich hatten sie mitgenommen, damit ein „männlicher“ Begleiter dabei war, denn den Russen traute man immer noch nicht. Bei dieser Gelegenheit freundete ich mich etwas mit der kleinen Heydrich an, mehr so ein Geplänkel, aber man war ja auch niemals allein zu zweit. Und so verabredete ich mit ihr, sie heimlich an Lüdtke vorbei einzuschmuggeln, damit sie in mein Zimmer in der Johanssenschen Wohnung kommen konnte, wo wir mal in aller Ruhe sprechen wollten. Es klappte wunderbar, aber als wir uns gerade hingesetzt hatten, kam Lüdtke hereingepoltert, verwies die Kleine des Hauses und blubberte mich an wie ein kleines Kind. So gehe das nicht und das ganze in solchen Fällen übliche Blabla. Ein Wort gab das andere. Ich wollte mich nicht so von ihm behandeln lassen, ich war ja schließlich Frontkämpfer gewesen.

Also zog ich aus. Vor der kleinen Heydrich schämte ich mich, dass ihr dies meinerwegen widerfahren war. Da traf ich Helga Mallwitz. Ich erzählte ihr mein Malheur und sie sagte, dass ich doch einfach zur Familie Mallwitz kommen sollte. Diese bestand aus der etwas korpulenten, aber sehr gemütlichen und freundlichen Mutter sowie zwei Töchtern, von denen Helga die jüngere war. Sie wohnten in einer massiven Wohnlaube an der Birkenstraße Ecke Jägerstraße. Daneben, in der Birkenstraße, wohnten die Kluges, zu denen die schon erwähnte Ursula gehörte, und dann kam das Frenzelsche Haus, schon mehr eine Villa, in dem sich die sowjetische Kommandantur befand. Es erschien mir etwas genierlich, zu den drei Frauen zu ziehen. Was würden die Leute sagen? Aber überall wohnten die Menschen zuhauf und zusammengewürfelt. Und hatte nicht schließlich jeder mit sich genug zu tun? Doch beruhigte es mich sehr, dass ich in dem Haus zwei Holländer vorfand, die als „Fremdarbeiter“ nach Deutschland dienstverpflichtet worden waren und nun irgendwo unterschlüpfen mussten, bis die Verkehrswege soweit wiederhergestellt waren, dass sie heimfahren konnten. Der eine von den beiden hieß Cornelis Stok und wurde „Kees“ genannt. An den Namen des anderen erinnere ich mich nicht mehr, aber Kees war der Wortführer. Als Angehörige eines „Siegerstaates“ hatten sie gute Beziehungen zu den Russen von der Kommandantur. Es gab Löcher im Zaun zum Grundstück der Kluges und von dort wieder zu dem der Kommandantur. Auf diesem Wegekehrten wir mit den Kluges, ohne über die Straße zu müssen, und auf diesem

Wege schlüpfen die Holländer zu ihren Verbündeten und „organisierten“ so mancherlei.

Margot, die ältere Tochter, hatte sich mit einem sowjetischen Sergeanten angefreundet, der auch von Zeit zu Zeit auf Besuch kam, nie, ohne etwas mitgebracht zu haben. So lebten wir in einer Symbiose⁷ und jeder, der konnte, trug zum Unterhalt aller bei. Da ich kein „Verhältnis“ mit einem der Mallwitz-Mädchen hatte – die Holländer übrigens auch nicht – und die Mallwitz-Mädchen auch keines anstrebten, verlief alles harmonisch, und zwar unter der Regie der sehr umsichtigen „Mutti Mallwitz“.

Eines Tages traf ich in der Straßenbahn, die schon wieder von Köpenick über Oberschöneweide und Baumschulenweg nach Treptow fuhr, meine beiden Klassenkameraden Hümke und Frommhold. Sie waren bereits in der Schulzeit theaterbesessen, besonders Hümke, der schon als Komparse in dem großen Heinz-Rühmann-Film „Die Feuerzangenbowle“ mitgewirkt hatte. Da auch ich gerne parodierte und mit allerlei „Schnurrpfeifereien“ aufwarten konnte, erzählten sie mir begeistert von einem Kabarett im amerikanischen Sektor, in Neukölln, bei dem sie ein Engagement gefunden hatten. Ob das nichts für mich wäre? Nun gut! Ich fuhr einfach mit. Der Mensch, der das Kabarett in den Kindl-Sälen in der Hermannstraße aufgezo-gen hatte, hieß Kuckhahn und wohnte in der Flughafenstraße. Es ging um ein Programm, gemischt aus literarischem Kabarett und Varieté. Die Rahmenhandlung war so: Zwei ehemalige Häftlinge eines Konzentrationslagers kamen nach Hause und träumten und erlebten verschiedene Dinge. Träume und Wirklichkeit verschwammen ineinander, eingewebt waren darin Varieté-Kunststücke. Arno Hümke und Horst Frommhold schleppten mich also zu Kuckhahn und stellten mich als alten Kollegen von der „Truppenbetreuung“ vor. Ob für mich nichts dabei sei? Ich musste vorsprechen und trug ein Gedicht vor. Zu meiner eigenen großen Überraschung nahm mich Kuckhahn an. Ich bekam sogar einen größeren Part als jeder von den beiden, aber nicht mehr Geld. Es handelte sich, soweit mir erinnerlich ist, um einen Betrag von 400 Mark pro Monat. Das war zu jener Zeit ein hoher Verdienst, wenn man ihn mit den Beträgen verglich, die Arbeiter für schwere körperliche Tätigkeiten ausgezahlt erhielten. Auf dem Schwarzmarkt konnte man ihn allerdings innerhalb von fünf Minuten „machen“.

Der unter dem Namen „Pinguin“ bekannte Karikaturist war als Bühnenbildner tätig, ein gewisser Wilfried Krüger leitete die gar nicht so kleine Kapelle. Aber alle diese Leute wohnten in Neukölln und hatten keinen strapaziösen Weg. Von Kaulsdorf dorthin war es eine abenteuerliche und lange Reise, denn manchmal gab es keinen Strom und die Straßenbahn fuhr nicht. Oder irgendwo war wieder eine Razzia, in die man hineingeraten konnte. Selbst das Umziehen von einem Sektor in den anderen war verboten oder mit solchen Schwierigkeiten verbunden, dass man es lieber unterließ. So verlief meine künstlerische Karriere als Bühnendarsteller nach etwa zwei Wochen sang- und klanglos im Sande. Was mag die Welt an mir verloren haben ...

7 Begriff aus der Biologie, der das Zusammenleben verschiedener Lebewesen zum gegenseitigen Nutzen beschreibt.

Ich war weiter auf die stündlichen 70 Pfennig des Jugendausschusses angewiesen. Dann kam, von außen, die politische Agitation in unsere Reihen. Es fing mit einigen Kommunisten an, die in langen und zum größten Teil auch langweiligen Tiraden Propaganda für ihre Ziele machen wollten. Vor diesem Augenblick hatte ich immer eine gewisse Angst gehabt, denn ich sah voraus, dass ein solches Verhalten, vergleichbar dem des berühmten Elefanten im Porzellanladen, unsere junge Gemeinschaft zerstören müsste. Im Stillen hatte ich immer den Verdacht, dass die Kommunisten aus vorberechnender Klugheit ihre Genossin Frieda Felsch in den Ausschuss geschickt hatten, weil sie es, wie sonst nicht so leicht eine „Alte“, verstand, die Herzen der Jugendlichen für sich zu gewinnen. Ja, für sich, aber wir sahen einen Unterschied zwischen ihr als Person und ihr als Genossin dieser Partei. Ich hatte den Eindruck, als sei sie im Laufe der Zeit so in unsere Gemeinschaft hineingewachsen, dass es ihr selbst zu schade gewesen sein mag, das Unbeschwerte unserer Gruppe durch plumpe politische Experimente zu gefährden. Ihr Vorbild und ihre schlichte Menschlichkeit waren Propaganda genug und hätten wenn nicht diese aufdringlichen, unvermeidlichen, unpädagogischen Phrasendrescher dazugekommen wären, möglicherweise einige der unvoreingenommenen jungen Leute, die in ihr den Prototyp einer Kommunistin sahen, in die Reihen dieser Partei geführt. Doch es kam anders. Wir haben erfahren, dass die Kommunisten nichts von der Werbewirksamkeit einfacher Menschlichkeit hielten. Um jede Selbstverständlichkeit mussten sie einen Schwall von Worten machen, nach Möglichkeit Fremdworten, die sie dann auch noch grausam verkehrt anwendeten. So schickten uns die Kommunisten einige ganz aufdringliche Quatschköpfe, die uns mit pseudowissenschaftlichen Vorträgen auf die Pelle rückten. Sie waren es, die das einrissen, was Frieda Felsch mit ihren Händen und ihrer Geschicklichkeit aufgebaut hatte.

Wir waren eine kommunale Einrichtung, das heißt, dass wir der Gemeindeverwaltung unterstanden. Diese war nun gänzlich in kommunistischer Hand. Paul Felsch, Friedas Mann, und Kurt Starke, ebenfalls ein Kommunist mit menschlichem Antlitz, waren jeweils nacheinander oder abwechselnd, Ortsbürgermeister in (Gesamt-)Kaulsdorf. Man kann es ihnen wohl nicht vorwerfen, dass nicht alle ihre Leute so geartet waren wie sie selbst. Ich muss dies vorausschicken, weil jetzt die Geschichte eine Wende nimmt.

Eines Tages wurde uns von der Verwaltung des Stadtbezirks Lichtenberg ein uns allen unbekannter Kommunist namens Paul Schulz vorgesetzt. Er war ein „Funzjonähr“ wie er im Buche steht: hager, mit fanatischem Gesichtsausdruck, der durch eine unschöne Brille noch grotesker wurde, und dazu Ulkusfalten⁸ um die Mundwinkel. Er wurde der erste offizielle „Heimleiter“. Seine erste Amtshandlung bestand darin, dass er uns aus dem ersten Stock des Heims hinauswarf, weil er selbst mitsamt seiner Frau und einem Knaben sich dort einnistete. Er benutzte jede Gelegenheit, auf die Vorzüge des kommunistischen Systems hinzuweisen. Nicht nur das, auch auf die Nachteile und Mängel, die die anderen Parteien gegenüber seiner hätten, machte er aufmerksam. Der vorerst einzige

8 Scharfe Falten an den Mundwinkeln, die oft bei Magengeschwüren (Ulkuskrankheit) auftreten und dem Gesicht einen verbissenen Ausdruck geben.

Erfolg der Schulzschen Holzhammerpolitik war, dass sich nun alle – von mir unbeabsichtigt – um mich sammelten. Alle wussten, dass ich in der Sozialdemokratischen Partei war, obwohl es auch hier mehr und mehr Irritationen gab, die in mir Zweifel aufkommen ließen.

Unter der Distanz zu Schulz hatte unser Verhältnis zu Frau Felsch nicht zu leiden, wenn sie auch nach und nach von ihrer Partei zurückgezogen wurde, um andere Aufgaben wahrzunehmen, wie gesagt wurde. Wir aber sahen in Schulz das verschrobene Ausnahmeexemplar eines Kommunisten und belächelten ihn eher mitleidig, was falsch war, wie sich später zeigte. Ich bin keine große Kämpfernatur und war bald der Reibereien satt. Ich schaute mich wieder um, wie ich mich am besten aus dem Jugendheim zurückziehen könnte. Zum Glück ergab es sich, dass ich von dem zuständigen Stadtbezirk Lichtenberg dazu herangezogen wurde, Zeichnungen für das vom dortigen Jugendausschuss herausgegebene Blatt „Stimme der Jugend“ zu machen und in Veranstaltungen durch Ansagen für aufgelockerte „Atmosphäre“ zu sorgen. In den Jugendausschüssen ging es, entsprechend dem Aufbau der gesamten ostzonalen Verwaltung, hierarchisch zu. Es gab solche Ausschüsse auf örtlicher, auf Kreis-, auf Bezirks- und auf Zonenebene. Ganz oben, an die Spitze aller Jugendausschüsse war, von wem auch immer, ein Kommunist namens Erich Honecker gewählt worden. Und alle unsere „spontanen“ Aktionen wurden von dort oben initiiert. So lief der Hase.

Einige Zeit später traf ich Fräulein Töpfer, die Tante meines früheren Spielkameraden Heinz Wenzek, der aus einer kommunistischen Familie stammte. Während der Hitlerzeit hatte sie als Reinigungskraft in unserer Schule arbeiten müssen. Ich fragte sie, ob sie etwas von Heinz Wenzek gehört habe, der noch vor dem Krieg mit seiner Mutter nach Fürstenwalde umgezogen war. Sie erzählte mir, dass er aus der englischen Zone geschrieben habe. Er lebe bei Oldenburg und arbeite beim Bauern, es gehe ihm gut. Diese Worte gaben mir zu denken: Sollte ich dort nicht auch einmal hinfahren, um zu sehen, was dort die Jugendarbeit machte, wie man in der dortigen SPD diskutierte? Nur wenige meiner engsten Vertrauten aus dem Heim weihte ich ein und machte mich im November 1945 in Richtung Oldenburg auf.

Als „Assistant Timekeeper“ in Oldenburg

Man musste sich ausgiebig erkundigen, wo man am besten über die Grenze gehen konnte. Genannt wurde da das Eichsfeld. Von dort aus komme man gleich gut in die englische wie auch in die amerikanische Zone. Gesagt – getan. Abfahrt aus der Ruine des Anhalter Bahnhofs. Ein Zug, der ins Thüringische geht, knüppeldicke voll. Selbst auf den Dächern der Wagen sitzen die Leute dicht an dicht. Hoffentlich kommt kein Tunnel! So ging es los. Es war schon herbstlich kühl. Jeder trachtete danach, in ein Abteil oder wenigstens in einen der Güterwagen zu kommen, die mit dem Zug gingen. Überall ging es zu wie in dem sprichwörtlichen Zigeunerlager. Jeder hatte sein Päckchen bei sich, manche mehr, manche

weniger. Einige suchten Angehörige, andere versuchten, vor solchen zu fliehen. Manche wollten „im Westen“ bleiben, andere fuhren nur, um mal zu sehen.

Ich selbst zählte mich zu denen, die nur mal sehen wollten, was sich „drüben“, in den Westzonen, abspielte. Die letzte Nacht vor dem Gang über die Grenze kampierten wir in einem Gasthofsaal in Uder. Zwei Mädchen, Schwestern, sangen zweistimmig und recht wohlklingend „Aber Heidschi bumbeidschi bum bum“. Es war schon fast romantisch – wenn nur mehr Lokusse vorhanden gewesen wären. Morgens ging der lange Zug los. Plötzlich vor uns ein Lager aus runden Nissenhütten. Nissen, waren das nicht Nester von Läuseeiern? Apropos Läuse: Als erstes mussten wir in eine dieser Hütten gehen und erhielten mittels eines Handblasebalses ein paar Portionen eines weißen Pulvers in die Ärmel und in die Hosenbeine gepustet. Läusepulver sei das, hieß es. Und wer machte das? „Olle Zechiel“, der Sohn des Kollegen meines Vaters aus der Schule in der Adolfstraße in Kaulsdorf. Olle Zechiel, einer meiner Jungvolkführer! Hier stand er, in einer umgefärbten englischen Uniform und pustete den Leuten Läusepulver unter die Wäsche. Wir wechselten ein paar Worte. Ich fragte ihn nicht, wie er zu diesem Job gekommen war. Erst viele Jahre später hörten wir wieder voneinander. Er war dann in Göttingen hängen geblieben und ein seriöser Bankmensch geworden.

In Friedland, so hieß der Ort, der nur aus Nissenhütten zu bestehen schien, hielten alle Züge. Wollte man in die englische Zone (in der man ja praktisch bereits war), musste man nach Norden fahren. In dieser Richtung war eine der nächsten Stationen Göttingen. Der nächste Bahnhof in Richtung Süden lag bereits in der amerikanischen Zone und hieß Eichenberg. Ich hatte immer noch das Ziel Oldenburg vor Augen, wo man bei den Bauern zwar arbeiten musste, aber gut zu essen bekam. Erst ging es nach Hannover, das ich nur als einen riesigen Trümmerhaufen um den Bahnhof in Erinnerung habe. Man sah von den Bahnsteigen aus ein Gefängnis. Weiter ging es nach Bremen. Stundenlang stand der Zug auf einer Station mit dem Schild „Poggenhagen“. Auf dem Hauptbahnhof Bremen, gleich neben den Toiletten, konnte man für drei Mark in einer Wanne, die in einer Kabine stand, baden. Ich wusch den Schmutz der rauchigen Bahnfahrten ab. Vielleicht auch Olle Zechiels Läusepulver. Hinterher wusste ich, was Rilke mit den Worten aus seinem „Cornet“ meinte: „... und bis in die Fingerspitzen so ganz nach dem Bade sein!“⁹

Ich ging in Bremen, das sich nicht sonderlich von Hannover unterschied, was die Trümmer anging, spazieren. Ich suchte ein Parteibüro der SPD auf und wies mich als „Genosse aus der Zone“ aus. In den drei westlichen Zonen bezeichnete man sich nicht mehr als englische, französische oder amerikanische Zone. Das spätere Wort „Trizonesien“¹⁰ war noch nicht erfunden worden. Aber ein bisschen lästig war ich den Genossen wohl schon, denn sie wussten nicht recht, was sie mit mir anfangen sollten. Sie luden mich für den nächsten Tag zu einer

9 Rainer Maria Rilke (1875–1926), Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. 1906.

10 Anfang 1949 entstand durch Zusammenschluss der drei westlichen Besatzungszonen ein einheitlicher westdeutscher Wirtschaftsraum, die Trizone. In dieser Zeit entstand der berühmte Schläger „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“ von Karl Berbuer.

Veranstaltung in ein Ami-Kino – Bremen war eine amerikanische Enklave¹¹ in der englischen Zone – namens „Liberty Theatre“ ein. Dort gründete ein Sozialdemokrat namens Thaden die Sozialistische deutsche Arbeiterjugend. Man gab mir im Gespräch den Rat, nicht in Bremen zu bleiben, auch nicht nach Oldenburg zu gehen, dort sei es überlaufen. Aber zwischen Hamburg und Bremen liege eine Stadt mit Namen Rotenburg an der Wümme. Dort sei ein Aufnahmelager und ich solle mich dort melden und registrieren lassen, dann könne ich irgendwo in der britischen Zone meinen Wohnsitz nehmen.

Das tat ich denn auch. In Rotenburg wohnte ich zuerst in der „Herberge zur Heimat“, einer ehemaligen Absteige für wandernde Handwerker. Dann wurde ich registriert. Die Idee, nach Oldenburg zu gehen, fanden sie dort gut. Nach einigen Tagen wieder in den Zug, wieder nach Bremen, dort musste ich umsteigen.

Wieder Warten auf einen Zug. Zwei Leute fixierten mich, unterhielten sich offensichtlich über mich. Eine sehr dicke Frau und ein kleiner, magerer Mann. Die Frau kam auf mich zu und sagte mir, ich erinnerte sie an ihren Sohn. Der sei etwa genau so alt. Die letzte Nachricht habe sie aus Iglau in Böhmen. Sie und ihr Mann stammten aus dem Gebiet des früheren Polen. Sie wüssten noch nicht, ob sie als Polen oder als Deutsche weiterleben wollten oder sollten. Ihr Name sei Summa, für beide Nationalitäten geeignet. Herr Summa lebe in einem Polenlager in Schleswig-Holstein, sie habe eine kleine Wohnung in Oldenburg. Ich erzählte mit kurzen Worten meine Geschichte und meine Pläne. Sie lud mich ein, bei ihr zu wohnen, falls der Hauswirt einverstanden sei und bis ich was Eigenes hätte. Ich war froh. Ich fuhr mit. Der Zug hatte keine Fensterscheiben.

Das Haus, in dem Ida Summa unterm Dach eine Wohnung besaß, die aus einem Zimmer mit zwei, allerdings auseinander stehenden Betten, bestand, gehörte dem Kaufmann Eimar Hilsberg, der im Erdgeschoss eine Gemischtwarenhandlung betrieb. Der Stadtteil von Oldenburg, in dem das ganze lag, hieß Osternburg. Herr Hilsberg war einverstanden, dass Frau Summa ihren „Neffen“, als der ich ihm vorgestellt wurde, bei sich haben könne. So ganz gefiel mir das nicht, hatte ich doch an ein separates Zimmer gedacht. Aber alles Gute kann nicht immer beisammen sein. Erst mal ein Dach über dem Kopf. Und es musste ja nicht für lange sein.

Im Treppenhaus begegne ich einer jungen Frau. „Ach, ein junger Mann. Zu wem gehören Sie denn?“ Eine nette Frau, denke ich und schildere ihr kurz, wer ich bin und bei wem ich wohne. Ich soll doch mal, sagt sie, abends vorbeikommen, auch ihr Mann und die Kinder würden sich freuen, sie wohnen im ersten Stock. Wird gemacht, sage ich, und bin schon am ersten Abend unten. Eine untypische Familie. Herr Möhring war bei der Luftwaffe Stabsnavigator. An sich war er Kapitän für richtige hochseegehende Pötte. Aber das gab's ja da im Krieg nicht und so holte man ihn zu den „Schlippsoldaten“, zur Luftwaffe. Bei Kriegsende war er unweit der Heimat stationiert und konnte sich ohne größere Schwierigkeiten nach Hause durchschlagen. Eine seiner Wehrmachtshelferinnen, Fräu-

11 Fremdes Staatsgebiet, das vollständig vom eigenen umgeben ist.

lein Brunner, hatte er gleich mitgebracht, denn sie stammte aus der amerikanischen Zone, irgendwo in Bayern. Sie wohnte im Gästezimmer. Vier oder fünf Kinder gab es, alles Mädchen zwischen zwei und zehn Jahren. Frau Möhring, die ich auf der Treppe kennen gelernt hatte, arbeitete unregelmäßig als Hausdame in einem britischen Offizierskasino und hatte so Gelegenheit, immer reichlich für die Familie zu sorgen. Ich malte etwas und hatte sofort die Kinder um mich. „Mal mal dies! Mal mal das!“ Die Jüngste rutschte auf einem Nachttöpfchen durch das Zimmer und sang: „Schenk mir dein Löchlein, Maria!“ Jeder so, wie er's versteht. Ich sollte doch mal zum englischen Arbeitsamt gehen, Huntestraße 13. Die hätten bestimmt irgendetwas für mich, was mir liegt.

Am nächsten Tag gehe ich dorthin. Arbeitsamt ist etwas übertrieben. Ein Bürgerhaus, darin ein kleines Büro. Ich werde englisch angesprochen und antworte zu meiner Überraschung ebenso englisch. Vielleicht nicht ganz so gut. Sie freuen sich. Ob ich Lust hätte, als „Assistant Timekeeper“ zu arbeiten. Ich weiß nicht, was das ist. Ja! „Good“, und so. Ich solle mich dann und dann in Nadorst melden, auf dem ehemaligen Fliegerhorst. Bei Käpten Thaden. Ich komme da hin. Ein gar nicht sehr großer Raum, in dem ein englischer Hauptmann, ein Sergeant namens Digby und ein Corporal¹² namens Kirkbanks sitzen. Dann noch ein etwas korpulenter Zivilist, ein Deutscher, besagter Käpten Thaden. Ich soll mich hinsetzen, an einen kleinen Schreibtisch, auf dem Papier und Bleistifte lagen. Da sitze ich nun und bin Gehilfe des Time-Keeper. Time-Keeper ist Käpten Thaden, der ebenso wie Herr Möhring, alter Seefahrer ohne große Seefahrtspraxis ist. Sein Englisch ist nicht viel besser als meins. Was Time-Keeper ist, weiß ich bis heute nicht.

Sergeant Digby ist dabei, einen Brief nach Hause zu schreiben. Es ist kurz vor Weihnachten. Vielleicht ist es sein Weihnachtsbrief. Auf einem der Zettel, die vor mir liegen, zeichne ich spielerisch Weihnachtsengel, Glocken, ein Spruchband mit der Aufschrift „Merry Christmas“, wie wir es in der Schule bei Herrn Kirschke gelernt hatten. Sie sehen sich das an, freuen sich. Das ist schon mal was wert. Sie erklären mir, dass man das mit „X-Mas“ abkürze, aber sonst: „Very nice!“ Sergeant Digby fragt, ob ich ihm das verkaufen wolle. Ich gebe es ihm, und er schiebt mir eine ganze Schachtel Players hin, eine Zigarettensorte. Meine ersten mit Arbeit verdienten Zigaretten. Digby schreibt auf diesem Blatt einen weiteren Brief, zeigt es herum, wirbt für mich. Alle möglichen Leute, Engländer selbstverständlich, kommen mit Aufträgen zu mir. Thaden, der Time-Keeper, sitzt daneben und ärgert sich, dass sein Assistant genau so wenig Time keeps wie er selber.

Am nächsten Tag bringe ich meinen Tuschkasten mit, den ich neben meinen drei Garnituren Unterwäsche auch eingepackt habe. Mit Farbe geht alles besser. Die Aufträge steigen. Thaden steigert sich in echten Neid hinein. Selbst abends sitze ich noch bei Möhrings und male inmitten der Kinderschar. Manchmal schreibe ich aber auch an die Jugendgruppe zu Hause. Wie es geht und was sie so machen. Es kommt doch eine Art von Heimweh auf. Einige antworten auch.

12 Unteroffizier.

Der Tenor ihrer Briefe ist: Komm wieder, Schulz ist nicht zu ertragen, duldet keinen Widerspruch, nicht einmal eine Diskussion. Wie er es erzählt, so ist es. Punkt und basta!

Kurz nach Neujahr gibt mir Thaden eine Mitteilung vom englischen Arbeitsamt. Ich werde versetzt, und zwar an den „Sign Shop“ auf dem ehemaligen GEG-Gelände.¹³ Da ich keine ordentlichen Nachkriegspapiere habe, soll ich erst zu der britischen Dienststelle am Pferdemarkt gehen und mir einen englischen Entlassungsschein (aus Kriegsgefangenschaft) geben lassen. Das geht verhältnismäßig komplikationslos. Nun bin ich also ein aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassenes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Der „Sign Shop“ ist eine große Schildermalerwerkstatt. Wegweiser und Straßenverkehrsschilder sind es in erster Linie, die hier in Handarbeit exakt und mit bester Farbe von gelernten Malern, so scheint es, hergestellt werden. So tötet man den Geist. Die dort tätigen Gesellen werden irgendwie im Akkord bezahlt, haben deshalb kein großes Interesse daran, mir zu zeigen, wie es geht. Ich muss mir die Fertigkeiten durch Herumgehen aneignen. Ein Brite schnauzt mich an, warum ich herumlaufe statt zu malen. Mir scheint, dass die Engländer auch nicht viel besser sind als die Russen. Ein paar alte Nazis haben den ganzen Schuppen im Griff und lassen keine andere Meinung gelten. „Ein Krieg fehlt noch!“, sagen sie. „Je eher er kommt, desto besser wäre es!“ Und sie meinen einen Krieg gegen die Sowjets.

Ich gehe zum englischen Arbeitsamt, ob sie nicht was anderes haben. Ich würde sogar Leuten Läusepulver in Ärmel und Hosenbeine blasen oder sonst etwas Geisttötendes tun. Sie haben nichts anderes. Na schön, sage ich, dann nicht. Ohne große Formalitäten zahlen sie mir den ausstehenden Lohn aus. Abends offenbare ich Ida Summer und den Möhrings, dass ich wieder nach Hause wolle. Sie versuchen, mich abzuhalten. Ida Summa auch, aber ohne großen Nachdruck. Ihr war ich viel zu oft bei den Möhrings. Vielleicht erwartete sie, dass ich mich abends mit ihr unterhalte, aber es gab kaum gemeinsam interessierende Themen.

Zurück ging es nicht über Friedland, sondern über einen Ort namens Teistungen. Russen sitzen da an Tischen in einem Hause und registrieren die Namen der in ihre Zone Einreisenden. Unangemeldet komme ich nach Hause.

Berlin, Am Kupfergraben 7

Bei Mallwitzens haben sich die Verhältnisse auch geändert. Die beiden Holländer sind inzwischen nach Hause abgedampft. Ich alleine bei den drei Frauen, das hätte nicht besonders gut ausgesehen. Aber Paul Lütke hatte sich entschieden, es noch einmal mit mir zu versuchen und ließ mich wieder in Johanssens Arbeitszimmer wohnen. Mein angefangenes Manuskript mit Zeichnungen „Der Weg Not“ lag noch da, keiner hatte da inzwischen etwas gesucht. Im Jugend-

¹³ Abk. für die Großeinkaufsgenossenschaft der ehemals gewerkschaftseigenen Konsumgenossenschaft. Der Sign-Shop befand sich in den ehemaligen Lagerhallen.

heim fand ich mich auch wieder ein, mit „Hallo!“ begrüßt. Schulz brummelte irgendwas in seinen Bart. Einige neue Gesichter waren bei den Jugendlichen dazugekommen, wohl von Schulz angelockt. Sie bildeten eine lockere Clique um ihn, horchten aber auch unter den anderen herum und berichteten Schulz, was man so sprach. Denn wo er erschien, brachen ängstlich die Gespräche ab. Aber die Lichtenberger Jugendfreunde der nächsthöheren Ebene kamen mit Aufträgen auf mich zu. Werner Götze, der Macher auf Stadtbezirksebene in Lichtenberg, hatte offenbar Großes mit mir vor. Ich musste Karikaturen und Vignetten¹⁴ für seine Zeitschrift „Stimme der Jugend“ zeichnen. Gleich auf Ormig-Papier, denn diese Zeitschrift, die monatlich erscheinen sollte, wurde auf einem Ormig-Gerät¹⁵ hergestellt. Ein Mädchen namens Lilo Wardin musste die Artikel, die von den Jugendlichen eingeschickt worden waren, ins Reine schreiben und zwispaltig auf den Seiten anordnen. Am Schluss hatte ich eine ganze Seite für Karikaturen. Ich versuchte, Kritik auf witzige Weise unter die Leute zu bringen, Kritik an so manchen Missständen, die sich einschleichen, wenn eine Organisation eine Weile läuft und alles zur Routine zu werden droht.

Im März fand ein großer „Bunter Abend“ als Werbung für die Jugendausschüsse in der Aula der Schule Schlicht-Allee in Lichtenberg statt. Das Programm war gar nicht ohne, denn wir hatten schon eine Folklore-Gruppe („Laurenzia, liebste Laurenzia mein!“), Gymnastikerinnen („Huppdohlen“) und mehr in dieser Art. Ich wurde als Sprecher der verbindenden Worte, als Conferencier, eingesetzt und mir war „freier Mund“ gegeben worden. Ich weiß nicht mehr, was ich alles gesagt habe, doch es war ein voller Erfolg. Zum Schluss sagte ich noch: „Produzenten, die mich entdecken oder Anhängerinnen oder Anhänger, die ein Autogramm von mir haben wollen, sollten einfach an den Lichtenberger Jugendausschuss schreiben!“ Das sollte eine Art abschließender Gag sein. Aber einige Tage später erhielt ich wirklich einen Brief von einer Hannelore Marquardt aus der Siegfriedstraße, die mich um ein Autogramm bat. Manchmal beginnt so der Ruhm. Aber nicht bei mir.

Problem Nummer Eins war und blieb ein bezahlter Arbeitsplatz. Die Tätigkeit im Jugendausschuss war hochgradig ehrenamtlich, was soviel heißt, dass man eher etwas dazugab als zu verdienen. Herr Felsch und Herr Starke, die beiden Bürgermeister von Kaulsdorf, nahmen mich gemeinsam und einzeln ins Gebet. Ich solle das unbedingt weitermachen. Wenn es erst wieder so weit sei, dass in der kommunalen Verwaltung der Betrieb wieder in einigermaßen geregelten Bahnen ablaufe, dann wollten sie mich in den öffentlichen Dienst übernehmen und diese Zeit im Jugendausschuss darauf anrechnen.

An einem schönen Tag Anfang April 1946 betätigten wir uns alle gemeinsam in der gleich hinter unserem Heim beginnenden Dammheide damit, für ältere Mitbürger Holz herbeizuschaffen. Alte Baumstümpfe wurden zu diesem Zweck mit Hacken und Spaten gerodet. Eine anstrengende Arbeit, bei der aber die Fröhlichkeit und das Lachen nicht zu kurz kamen. Als wir gerade so schön in Schwung waren, kam aus der Richtung unseres Heims langsam eine Limousine

14 Schmückende Verzierung auf dem Titelblatt.

15 Spezielles Vervielfältigungsverfahren mit Wachsmatrizen.



Abb. 3: Haupteingang zum Haus Am Kupfergraben Nr. 7 in Berlin-Mitte. Das Gebäude befindet sich direkt gegenüber der Museumsinsel. Etwa 1995.

herangefahren. Sie trug eine sowjetische Autonummer und hielt in unserer Nähe an. Ein Offizier und ein gut gekleideter Zivilist stiegen aus und kamen herangeschlendert, grüßten uns freundlich und betrachteten, was wir da so trieben. Wir erklärten ihnen gern, was wir taten und warum wir das machten und sie schienen recht angetan zu sein. Nachdem wir so einige Sätze gewechselt hatten, ließ der Offizier durch den Zivilisten, der ihm als Dolmetscher beigegeben zu sein schien, fragen, ob jemand von uns vielleicht Englisch könne. Es gehe nur

um die Übersetzung eines kurzen Textes ins Deutsche. Vielleicht könne sogar eine Anstellung herauspringen. Ich sagte, dass ich aus der Schule noch einige Restkenntnisse hätte. Wenn sie es mit mir versuchen wollten ...

„Gut“, sagten sie. „Du mitkommen und Probe machen und dann sehen!“ Ich wollte noch meine Schlüssel nach Hause bringen. Aber der Offizier sagte: „Ach, nicht nötig. Geben Mädchen und morgen wieder zurückgeben“. Na, auch gut. Ich stieg in das Auto ein, in dem hinten noch zwei Muschkoten¹⁶ saßen, zwischen die ich mich quetschen musste. Die Autotüren knallten zu. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. „Tschüss allerseits!“

Der westliche Spreearm, der die alte Inselstadt Cölln umschloss, heißt Kupfergraben. An seinem nördlichen Teil, etwa dem Pergamon-Museum gegenüber, gibt es ein Haus aus dem 18. Jahrhundert, ein so genanntes Bürger-Palais. In ihm hatte auch einmal ein Chemiker, der den Namen Magnus trug, sein Labor. Seiner wird an dem Hause durch eine Tafel gedacht und von ihm erhielt es seinen Namen „Magnushaus“. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich in diesem Gebäude eine Dienststelle der sowjetischen Geheimpolizei NKWD niedergelassen. Dieses NKWD war die Nachfolgeorganisation der berühmten GPU, die von der Revolutionsmacht nach dem Muster der verhassten und geschmähten Ochrana¹⁷ der russischen Zaren aufgebaut worden war. Erster Chef war der angeblich hochgebildete polnische Edelmann Feliks Dzierżyński. Und nun, im Jahre 1945, hatten sie sich in diesem Hause eingekniet. Es hatte einst frohe Tage allerhöchster Kultur gesehen, denn hier lebte bis zu seiner Emigration nach Amerika der große Regisseur und Theaterintendant Max Reinhardt. Hier hatte er seine Freunde empfangen und ihnen ein gastliches Haus großen Stils geboten. Hier hatte er sich wohl gefühlt, wie er sehnsuchtsvoll aus New York an seinen Sohn schrieb. Die Kellerwohnung des Reinhardtschen Hausmeisters und die übrigen Kellerräume waren jetzt das Gefängnis der NKWD-Dienststelle Kupfergraben. Am 3. April 1946 kam ich hierhin.

Links vom Kellereingang wurde ich in ein Zimmer mit zwei Türen geführt. Durch eine, die zunächst offen blieb, war ich soeben gekommen. Die andere war verschlossen, und mir blieb zunächst verborgen, was dahinter lag. Vor dem einzigen Fenster dieses Zimmers befand sich ein schräger Verschlag aus Brettern, oben und an den Seiten offen. Durch die offene Seite konnte man links einen kleinen Teil des Hofes überblicken. Rechts stand unmittelbar neben dem Fenster ein grün angestrichenes Schilderhaus, bei dem auch meistens irgendein Posten mit Gewehr Wache hielt. Dieses Schilderhaus stand innerhalb der Mauer neben einem verhältnismäßig kleinen, ebenfalls grün angestrichenen Tor. Durch dieses Tor waren wir unter angeregten Gesprächen hineingefahren.

Man hatte mir gesagt, dass man meine Englischkenntnisse testen wolle, um mich vielleicht sogar anzustellen. Vor eingehenderen Einstellungsgesprächen sollte ich erst mal meinen Lebenslauf niederschreiben. Dies sagte mir ein Offizier mit einem gewaltigen, auf Stalin getrimmten Knebelbart, der unter einem gro-

16 Stammt von Musketier, in der Soldatensprache abwertend für Soldaten ohne Rang oder Soldaten zu Fuß.

17 Politische Geheimpolizei im zaristischen Russland.

ßen Gemälde saß, auf dem ein Ochsespann einen Pflug durch aufgebrochenen Ackerboden zog, Man führte mich an einem Posten, der an der Kellertür lehnte, vorbei in dieses Zimmer der Hausmeisterwohnung, brachte mir ein kleines Tischchen, einen Stuhl und Papier und Bleistift. Das Papier hätte für die Memoiren eines Achtzigjährigen gereicht. Komisch kam mir die ganze Geschichte schon vor, aber bei den Russen war ja alles möglich. Sollte das etwas mit meiner Abwendung von der SPD zu tun haben, die ich am 1. April mit meiner Austrittserklärung vollzogen hatte? Diesen Austritt hatte ich damit begründet, dass ich die Vereinigung der Arbeiterklasse wohl für richtig hielt, doch nicht auf diese Weise, wie es jetzt erfolgen sollte. Im Kaulsdorfer Ortsverein gab es allerdings eine große Mehrheit für diese Vereinigung, vor allem wegen des einen Grundes, dass die Russen dahinter stünden. Ich hatte, selbstverständlich graphisch gestaltet, meine Austrittserklärung im Jugendheim an unser Schwarzes Brett geheftet. Das Aufsehen, das dieser „Thesenanschlag“ hervorrief, hätte nach meinem Geschmack größer sein können.

Auf das mir nun gemachte Angebot, das völlig überraschend kam, war ich gar nicht vorbereitet. Ich wusste auch nicht, was das für eine Dienststelle war, bei der ich mich befand. So hatte ich weiter nichts bei mir, als einen kleinen Gedichtband von Ringelmatz, mit dessen Arbeiten ich mich gerade befasste, zumal mir die letzten Jahre nur ungenügend Gelegenheiten dazu geboten hatten. Ich setzte mich an das kleine Tischchen, an dem vielleicht einmal die Kinder Max Reinhardts gespielt hatten, und begann zu schreiben. Möglichst ausführlich, hatte der Mann mit dem Stalinbart freundlich gesagt, und so wurden vier Seiten daraus. Ich meldete mich bei dem russischen Soldaten, der neben dem Kellereingang in der Sonne saß. „Fertig!“ sagte ich. Freundlich lächelnd nahm er mir mein Werk ab und sagte: „Du noch bisken warten!“ Damit schloss er die Kellertür und trug meine Arbeit über den Hof nach oben.

Vom Keller aus gab es keine im Hause liegende Treppe in das Hochparterre. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und tat, was er gesagt hatte. Die Zeit verging. Obwohl die Mittagszeit bereits vorbei war, erhielt ich – wie aufmerksam! – sogar noch eine Suppe. Sie wurde zwar in einer alten Konservendose gereicht, aber mit einem folkloristisch bemalten hölzernen Löffel, der mir recht hübsch erschien. Bei dem Essen handelte es sich um eine Graupensuppe mittlerer Dünnität. Da die Außentür des Kellers zugeschlossen blieb, begann ich, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich trat an das teilvernagelte Fenster und warf einen Blick auf den Teil des Hofes, den ich von dort aus überblicken konnte. Die meisten Schlüsse auf das, was da draußen vorging, konnte ich jedoch nur aus Geräuschen ziehen. Alles übertönend lief irgendwo ein Grammophon, zu dem es offenbar nur eine einzige Schallplatte gab, die unentwegt dudelte. Auf der einen Seite derselben war „Das muss ein Stück vom Himmel sein, Wien und der Wein ...!“, auf der anderen Seite war zu hören „Das gibt’s nur einmal, das kommt nicht wieder ...“ Der unsichtbare Plattenjockey kannte sicher auch nicht den Begriff „Zimmerlautstärke“. Auf diese Weise wurde die Gegend weithin mit „Kultura“ berieselt. Für mich erwies sich das hässliche Brett vor dem mit einigen dicken Stäben vergitterten Fenster in gewissem Sinne als eine Wohltat, weil

es auch eine schalldämpfende Wirkung hatte. Irgendwo auf dem Hof schien eine Gartenarbeiter-Kolonnie am Werk zu sein: Man konnte Geräusche von Hacken und Harken und Stimmen von Leuten hören, die man zwar nicht verstand, die aber deutsch zu sprechen schienen. Gegen Abend, als es schon dunkelte, kam der kleine Posten von der Kellertür, Abraham hieß er, zurück und sagte freundlich: „Major noch nix fertig. Du noch warten, ja?“ Dann zog er mit meinem Tischchen und dem Stuhl davon. Ich wollte ihm noch sagen, dass ich ja morgen früh wiederkommen könne. Doch er winkte bloß ab: „Nix gut deutsch verstehen!“ Langsam wurde es draußen still.

In meinem sonst leeren Zimmer standen zwei Bettgestelle, auf denen jeweils statt des sonst bei Betten üblichen Sprungfederrahmens ein die ganze Länge und Breite des Bettes einnehmendes Brett angebracht war. Ich nahm an, dass es sich um Pritschen der Wache handelte, solche, wie ich sie noch aus meiner Zeit bei den Soldaten kannte. So setzte ich mich zunächst auf eine Bettkante nieder. Nach einer Weile der Gewöhnung an die Stille war es mir, als hörte ich im Nebenzimmer murmelnde Stimmen. Ich vermutete, dass dort die Arbeiter, die ich am Nachmittag auf dem Hof gehört hatte, einen Aufenthaltsraum besaßen. Ich trat wieder ans Fenster, um durch den seitlichen Spalt einen Blick auf den Hof zu werfen. Draußen, neben dem Schilderhäuschen, stand jetzt ein Posten mit mongolischen Gesichtszügen. Als er bemerkte, dass ich hinaussah, kam er herangestürzt, machte drohende Gebärden und stieß altbekannte „revolutionäre“ Flüche aus. Damit scheuchte er mich zurück in meine Stube. Von diesem Augenblick an war ich „weg vom Fenster“. Ich machte mir nun doch Gedanken darüber, warum mich der Posten verscheucht hatte, obwohl ich doch nur hier war, um englische Texte zu übersetzen.

Nach einiger Zeit hörte ich an der verschlossenen Tür zum anderen Nebenzimmer ein vorsichtiges Klopfen. „Hallo!“ hörte ich es leise rufen. Ich ging an die Tür und meldete mich auf gleiche Weise. „Hallo“, sagte der Mann nebenan noch einmal, „weshalb sind Sie denn hier?“ „Ich soll hier englische Texte ins Deutsche übersetzen, vielleicht sogar eingestellt werden.“ Im Nebenzimmer schienen mindestens zwei Leute zu sein, denn ich hörte sie miteinander flüstern, ohne dass ich verstehen konnte, was sie sagten. Dann sagte der, mit dem ich schon gesprochen hatte und der, wie mir schien, den Wortführer machte: „Wenn Sie Englisch können, kriegen Sie zehn Jahre. Wahrscheinlich!“

Zu meinem großen Schrecken erzählten sie mir, dass ich in einem der vom jüngst verflissenen Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels oft genannten GPU-Keller¹⁸ säße. Sie selbst seien dort, weil einer von ihnen beim Luftwaffenforschungsamt dienstverpflichtet, der andere wissenschaftlicher Mitarbeiter der Wochenschrift „Das Reich“ gewesen sei. Der erste hieß Sperling, war im Zivilberuf Gewerbe-Oberlehrer und wohnte in der Gleimstraße, unweit der Schönhauser Allee. Der andere hieß Dr. Hefter und wohnte im britischen Sektor von Berlin, war aber bei einem Besuch im Ostsektor der Stadt verhaftet worden. Unvermittelt zum kumpelhaften Du übergehend, sagte Sperling: „Warte nur ab,

18 Zum Begriff des „GPU-Kellers“ siehe Einführung auf S. 7 f.

wenn es erst richtig dunkel ist und die Iwans gegessen und vor allen Dingen getrunken haben, dann beginnt der Vernehmungsbetrieb. Und was du dann hörst, wird weitere Beweise überflüssig machen.“ Für den Fall aber, dass ich dort unten wieder heraus und nach Hause käme, beim Iwan könne man das ja nie wissen, dann sollte ich zur Gleimstraße gehen und die Frau Sperling benachrichtigen, die bisher seit seiner vor acht Wochen erfolgten Verhaftung ohne Nachricht von ihm sei. Mein Gott, dachte ich, acht Wochen! Und mich schauderte bei dem Gedanken, hier möglicherweise genauso lange bleiben zu müssen.

Ich klammerte mich mit meiner Hoffnung an gewisse Indizien und ließ mir von den beiden anderen bestätigen, dass diese Indizien in der Tat für die dortigen Verhältnisse ungewöhnlich seien. Es war nämlich bisher meine andere Zimmertür noch nicht zugeschlossen, nur die Tür zum Hof. Auch waren in der Suppe, die ich bekommen hatte, für Kupfergraben-Verhältnisse noch relativ viele Graupen enthalten gewesen. So eine dicke Suppe bekämen Häftlinge nicht, redeten mir die beiden anderen ein. Sie bemühten sich rührend, mich selbst in meiner langsam zusammenbrechenden Überzeugung zu bestärken, dass die Uniformierten, die mich abgeholt hatten, vielleicht doch keine GPU-Leute gewesen sein könnten. So begann ich immer wieder, wenn auch jedes Mal weniger, daran zu glauben, dass es bei mir vielleicht doch um eine mögliche Einstellung gehen könnte. Später, als meine beiden Nachbarn eingeschlafen waren, kamen auch über mich die Müdigkeit und der Schlaf. Dieser hielt jedoch nicht lange an, denn er wurde durch Geräusche unterbrochen, die oben aus dem Hause kamen, teils durch die Wände übertragen, teils durch die offenen Fenster weit draußen noch zu hören. Durch die stille Nachtluft und mein ebenfalls offenes Fenster erreichten sie auch mich. Es war teils dumpfes Dröhnen, teils schrilles Schreien, jammerndes Winseln und bellendes Gebrüll wie von einem Feldwebel. Türen klappten oben im Hause und die Kellertür ging auf und zu, andauernd. Den Geräuschen nach wurden Menschen aus dem Keller hinaufgeholt und andere wieder heruntergebracht. Ich blieb unbehelligt, obwohl ich nun doch fürchtete, auch bald an die Reihe zu kommen.

Nichts tat sich, weder bei mir noch bei meinen Zimmernachbarn. Auch am nächsten Tag und in der nächsten Nacht tat sich nichts. Die Tür zu meinem ersten Nebenzimmer war noch immer offen. Mit den beiden Nebenzimmermännern begann die Konversation schon in aller Frühe. Ob ich das gehört hätte, diese Nacht, die Vernehmungen, die Schreie, das Schlagen? Ja, selbstverständlich hatte ich es gehört, mit klopfendem Herzen und mit einer Angst, die fast den Atem abdrückte, zusammengekrümmt auf der Bettplatte liegend, wünschend, nicht zu hören, was ich vernahm. Später erzählten mir die beiden von Max Reinhardt. Die Zimmer, in denen wir lagen, seien einmal die Hausmeisterwohnung gewesen. Sperling und Dr. Hefter wohnten in der Hausmeisterküche, ich dagegen im Hausmeister-Wohnzimmer.

Der Koch, der uns die Graupensuppe kochte, hieß Kurt. Meine Nachbarn, die schon einmal Gelegenheit hatten, sich mit ihm durch ihre Tür zum Flur flüsternd zu unterhalten, hatten von ihm erfahren, dass er als Soldat bei Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten sei. Dann war er dem „Nationalko-

mit dem Freien Deutschland“ beigetreten und als dessen Mitglied wenige Monate nach Kriegsende zur agitatorischen Arbeit nach Deutschland entlassen worden. In Deutschland aber waren Altkommunisten und die Leute vom Freien Deutschland einander nicht grün und versuchten, auf der Jagd nach Posten und Pöstchen notfalls auch ihre eigenen Genossen in die Gefängnisse der Befreier zu bugsieren. So auch Kurt. Unter Tränen hatte er beteuert, der Sache des Sozialismus immer treu ergeben zu sein. Hier gab es für Leute wie ihn allerdings einen Ausweg, aber nur einen: die Verpflichtung, den Befreiern noch viele, viele Freideutsche oder Alt-Kommunisten ans Messer zu liefern, ersatzweise auch gänzlich Unbeteiligte, vielleicht gar alte Nazis.

An diesem zweiten Tag war dann auch meine Suppe bereits merklich dünner. Sie kam aus demselben Eimer, aus dem auch die Häftlinge – ich hielt mich ja noch nicht für einen – abgefüttert wurden. Wieder war sie in einer alten Konservendose serviert worden. Nach dem Essen wurde sie wieder abgeholt, wer weiß, vielleicht sogar ausgewaschen oder ähnliches. Das geschah wohl deshalb, damit sich niemand aus den verbeulten Dosen ein Schneidewerkzeug zum Öffnen der Pulsadern oder zum Durchschneiden der Kehle herstellen konnte.

Nachdem ich meine Dose leer gelöffelt herausgestellt hatte, schloss der Posten, wahrscheinlich versehentlich, meine Tür zum ersten Zimmer ab. Dabei blieb es dann. Langsam begann es mir nun doch zu schwanen, dass irgendetwas auf mich zukam, was so gar nicht meinen Vorstellungen entsprach und dem ich mich nicht entziehen konnte. Meine Gedanken gingen dabei nicht so sehr um mich selbst, sondern ich grübelte darüber nach, wie ich meinen Eltern Nachricht zukommen lassen könnte. Doch da ich mit niemandem zusammentraf, der irgendwie nach draußen kam, war dies aussichtslos. Im Kriege, besonders auch nach dem Kriege, lernten viele Menschen wieder, was Beten ist. Dieser Brauch war in unserer Familie ein fester Bestandteil des Lebens. Schon meine Vorfahren verließen um 1650 ihre französischsprachige Heimat in der Schweiz wegen ihres protestantischen Glaubens. So sind sie in dieses Deutschland gekommen und ich wusste damals nicht, ob ich sie dafür segnen sollte. Denn andere Hugenotten waren ja nach Amerika gegangen oder nach Südafrika und in viele andere Länder. Ich musste daran denken, wie mein Sonntagsschullehrer, der Priester Hermann Peters, zu uns über die rechte Art zu beten gesprochen hatte. Ein Gebet hat ja das Ziel, erhört zu werden. Von wie vielen der herkömmlich gebeteten Gebete kann man dies aber hernach behaupten? Darum sagte er: Sagt Gott alles, was ihr von ihm erwartet, dass er es für euch tun soll. Aber vergesst nie, euer Gebet so abzuschließen, wie Jesus es im Garten Gethsemane getan hat: „Aber nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!“ Dann, was auch immer kommt, ist euer Gebet in Erfüllung gegangen und ihr könnt in allen Verhältnissen, in die ihr hineingeratet, Gottes Willen erkennen, in den ihr euch dann getrost ergeben könnt. Diese Lehre kann ich nun hier zum ersten Mal im täglichen Leben anwenden, wenn man von einigen Situationen während des Krieges absieht. Hier erkannte ich, dass diese Geisteshaltung außerordentlich hilfreich und tröstlich war. Dennoch waren meine Gedanken nicht gerade rosig. Sie bestanden aus einer Mischung von Hoffnung und Resignation. Es war schon gut, jemanden

wie Sperling und Hefter in der Nähe zu haben, wenn auch hinter einer verschlossenen Tür. Wir vereinbarten nun regelmäßige Gesprächsstunden und versuchten, diese auch sinnvoll zu gestalten. Dr. Hefter, der Arzt war, erbot sich, populärmedizinische Vorträge zu halten. Diese waren tatsächlich sehr instruktiv. Da keinerlei Anschauungsmaterial vorhanden war, musste er die Dinge so beschreiben, dass sie plastisch vor dem „inneren Auge“ erstanden. Und das konnte er vortrefflich. Sperling und ich erfanden das Erzählen einer Dauergeschichte. Jeder von uns war immer einen ganzen Tag dran, eine Geschichte zu erzählen, die der andere am nächsten Tage fortsetzen musste. Jedem war es dabei ganz frei überlassen, beliebig viele Personen in das Geschehen eintreten oder auf irgendwelche Weise ausscheiden zu lassen. Dabei war es zulässig, Stoffe der Literatur zu verwenden. Die so entstandenen Fortsetzungsserien waren interessant und fesselten sowohl Erzähler als auch Zuhörer. Dazwischen dann immer wieder Dr. Hefters medizinische Ausführungen. Doch blieb es nicht lange so romantisch. Nach einigen Wochen wurde erst Dr. Hefter, etwas später auch Sperling herausgeholt. Sie gingen, wie man das nannte, „auf Transport“, wohin, wusste hier niemand. Beide hatten bereits zu der Zeit, als ich dort ankam, ihre Vernehmungen hinter sich. Jetzt ging es also irgendwohin zur Verurteilung.

In sechs Wochen Kelleraufenthalt war ich noch immer nicht ein einziges Mal angehört worden. Ich war 19 Jahre alt und mein Gewissen war, was immer man mir auch vorwerfen wollte, rein. Noch immer hegte ich die Hoffnung, alles könne sich immer noch als ein Irrtum herausstellen, ähnlich einem bösen Traum, aus dem man erwacht. Nachdem ich etwa drei Wochen allein war, hörte ich an Geräuschen, wie jemand in das Nebenzimmer kam. Beim Hereinholen der mit täglichen Konservendose musste ich durch diesen Raum hindurch und sah dabei, dass auf einer der Pritschen, die denen glichen, die es in meinem Zimmer gab, ein Mann seine Suppe aß. Nach dem Essen klopfte ich an seine Tür. Lange meldete er sich nicht. Erst am nächsten Tag gelang es mir, zu ihm Kontakt aufzunehmen. Er war ein Tscheche und hieß František Wondrka. Im Laufe der Zeit holte ich aus ihm heraus, dass er im ehemaligen Reichsprotektorat einer gegen die Deutschen kämpfenden Untergrundorganisation angehört hatte. Er war einer der Europäer, die sich durch den Einmarsch der Sowjets wirklich befreit fühlten. Seine Organisation war zwar patriotisch gewesen, aber nicht kommunistisch. Nun war er plötzlich verhaftet worden, ohne den Vorwurf einer Straftat. Das Wort „Verhaftung“ war tatsächlich gefallen, man hatte ihm nicht wie mir vorgemacht, dass man ihn als Übersetzer einstellen wolle. Er war eben ganz einfach eingesperrt worden. Sein Deutsch war verhältnismäßig gut. Mich hielt er für einen alten Mann, möglicherweise sogar für einen Kriegsverbrecher. Ich brauchte lange, bis ich ihn davon überzeugt hatte, dass ich erst 19 Jahre alt war. Jetzt erst kam mir mein inzwischen ungehindert gewachsener Bart zum Bewusstsein. Auch die Haare waren wild gewuchert. Doch bisher sah mich ja niemand. Ich selbst konnte mich auch nicht sehen, so verwandelte ich mich in eine Art Rübezahl. František Wondrka war außer den Wachtposten das einzige menschliche Wesen, das mich zu Gesicht bekam, noch dazu in einem halbdunklen Raum und jeweils nur für die Sekunden des Hindurchhuschens. Als ich ihn

dann so weit hatte, dass er mir mein richtiges Alter glaubte, wurde er etwas zutraulicher.

Mir geht etwas durch den Kopf. Das ist das Paradoxe an meiner Situation: Je weniger ich verstehe, was hier mit mir vorgeht, was sie hier mit mir machen, desto besser beginne ich zu erkennen, dass wir mit unserer Befreiung nicht freier geworden sind. Das gilt sogar für die Völker, die vom Joch Adolf Hitlers befreit wurden, dafür aber das eines anderen auferlegt bekamen. Unsere Befreier sind nicht das, was sie zu sein vorgeben. Nach so vielen Wochen des Sitzens in diesem Keller erkenne ich, dass dies wohl der Anfang einer langen und sehr unangenehmen Periode ist, aus der es keinen Ausgang gibt. Der Weg führt nur in eine einzige Richtung ...

Von diesen Gedanken bringt mich ein leiser Pfiff von František Wondrka ab, den er durch das Schlüsselloch unserer Verbindungstür schickt. Er hat von dem kleinen Posten Abraham ein Buch in deutscher Sprache, aber ohne einen Buchdeckel bekommen. Davon darf natürlich niemand wissen. Die Niedergeschlagenheit des tschechischen Antifaschisten hat wohl Abrahams Herz etwas erweicht. Das Buch ist reine Unterhaltungsliteratur, ein Roman aus dem Zirkus- und Varieté-Milieu, von einem Verfasser, dessen Namen mir bisher nicht bekannt war: William Quindt. Das Buch hat den Titel „Die Pantherbraut“. Angesichts der Tatsache, dass ich außer meinem Ringelnatz-Büchlein, das ich wieder und wieder gelesen habe und zum großen Teil schon auswendig kann, nichts habe, was man lesen kann, stürze ich mich auf die Seiten, die František mir einzeln durch das Schlüsselloch schiebt und lese sie wieder und wieder.

Den Titel und den Namen des Verfassers erfahre ich durch den kleinen Signaturdruck, der sich jeweils unten auf der ersten Seite einer jeden Lage des Buches befindet. Sonst fällt mir dieser kleine Druck kaum auf, hier wird er auf einmal wichtig. Ich fühle mich dazu gedrängt, ja, geradezu verpflichtet, mir die Geschichte dieses Buches besonders stark einzuprägen. Falls, also wohlgemerkt, nur falls wir doch möglicherweise nach Sibirien verschleppt werden, dann wird es sicher zuweilen Bedarf an gut erzählten Stoffen geben. Ich sollte auch versuchen, im Kopf all das zu sortieren und zusammenzustellen, was ich jemals gelesen hatte. Auf und ab gehend erzähle ich laut und höre mir dabei kritisch zu. Das muss noch besser herausgearbeitet werden, das wieder klingt zu übertrieben. Ich frage die Texte darauf ab, ob sie interessieren. Ich stelle viele Lücken in meiner Erinnerung fest und versuche sie auszufüllen. Ich denke an unsere endlosen Geschichten mit Sperling und Dr. Hefter. Wo mögen sie inzwischen sein?

Ich habe gerade das ganze Buch, Blatt für Blatt, erhalten, da ist auch František Wondrka plötzlich nicht mehr da. Ich weiß nicht, wohin er gebracht worden ist. Er selbst konnte sich wohl auch nicht mehr verabschieden. So bin ich wieder ganz allein. Meine Selbstgespräche hört niemand mehr. Außer wenn ich Suppe oder Brot und Wasser bekomme, öffnet sich die Tür nicht mehr. Etwa eine Woche nach Františeks Verschwinden öffnet sich die Tür, durch deren Schlüsselloch ich die Seiten des Buches erhalten hatte, und ein junger Mann wird hereingeschoben. Er trägt eine Pelzmütze und ist auch sonst, was die Kleidung anbelangt, mehr auf den Winter eingestellt, als auf den Sommer. Ja, der



Abb. 4: Treppe im Haus Am Kupfergraben Nr. 7. Über diese Treppe wurde Hans Corbat in das obere Stockwerk zu seinen Verhören geführt. Er nannte sie in Anlehnung an die Seufzerbrücke, die sich in Venedig in der Nähe der Bleikammern befindet, „Seufzertreppe“. Etwa 1998.

Sommer! Immer mehr versucht er, auch in mein Kellergemach einzudringen, bisher jedoch mit wenig Erfolg.

Dieser Junge ist ein Jugoslawe, ein Batschka-Deutscher.¹⁹ Er schwärmt ganz begeistert von dem jugoslawischen Partisanenführer Tito. Hans Gut heißt er, ist Mitglied einer Jugendorganisation namens „Omladina“ und singt von Zeit zu Zeit Lieder mit kämpferischen Melodien in jugoslawischer Sprache. Für ihn ist klar, dass er nur aufgrund eines Irrtums hier festgehalten wird. Auch er hält mich zunächst für einen fünfzig- bis sechzigjährigen Nazi-Kriegsverbrecher und glaubt mir erst spät, dass ich ein Gleichaltriger bin. Er lodert vor Begeisterung für diese „Omladina“ und rechnet damit, nach Jugoslawien abgeschoben zu werden. Was er sagt, klingt immer so, als lese er es aus der Zeitung vor. Dabei spricht er ein dialektgefärbtes Auslands-Deutsch. Aber er spricht nicht über sein Zuhause, seine Erlebnisse, seine Festnahme, nichts. Nur druckreife Sätze. Zwei Tage später wird er wieder abgeholt. Er muss sein Bündel, das tatsächlich in ein Tuch geschnürt ist, mitnehmen. Weg ist er wieder. Was er hier sollte, warum man ihn zu mir gesperrt hatte und nicht in eines der beiden Nebenzimmer, was weiß ich? Hier blickt sowieso keiner durch. „Seltsam, im Nebel zu wandern ...“

In einer der nächsten Nächte, einer lauen Mainacht im Juni bereits, werde ich das erste Mal geweckt. Ein Zivilist steht neben meiner Pritsche und sagt höflich: „Bitte stehen Sie auf und kommen Sie mit!“ Ich bin verschlafen und verduzt zugleich. Trotz der harten hölzernen Unterlage war mein Schlaf, vielleicht aufgrund meines ruhigen Gewissens, in allen bisherigen Nächten gut gewesen. Der korrekt gekleidete Herr und ein Wachsoldat führen mich über den Hof und über eine Freitreppe nach oben. Im Hause sind alle Wände weiß getüncht. Säulen und Balustraden sind mit roten Tüchern dekoriert, die an den Rändern goldene Fransen haben und auf denen Sprüche in kyrillischen Buchstaben geschrieben sind, natürlich ebenfalls in Gold! Wir gehen eine schöne, geschwungene Treppe empor und kommen oben in einen Saal oder ein sehr großes Zimmer. Gleich neben der Tür steht ein Stuhl, auf den ich mich setzen soll. Gegenüber ist ein breiter Tisch im Halbdunkel gerade noch erkennbar, hinter dem drei sowjetische Offiziere sitzen. Dagegen ist der Teil des Zimmers, in dem ich sitze, beleuchtet. Mein Zivilist geht hinüber zu den Offizieren und sie unterhalten sich auf Russisch. Über mich? Dann fragen mich die Offiziere zu meinem ausführlichen vierseitigen Lebenslauf. Der Zivilist übersetzt mir, was die Offiziere fragen und denen wiederum, was ich antwortete. Ich bestätige meine Angaben, die sie noch einmal einzeln abfragen. Nach schätzungsweise einer Stunde sind wir fertig. Sie fragen mich noch etwas zu meiner Tätigkeit als „Assistant Timekeeper“ in Oldenburg. Dann ist die Befragung beendet. Sie haben sich alles, was ich sagte, angehört. Einer hatte fleißig mitgeschrieben und als wir fertig waren, legten sie mir ein in russischer Sprache geschriebenes Protokoll zur Unterschrift vor. Der Zivilist übersetzte mir den Text. Alles hatte seine Richtigkeit. Nichts war darin ent-

19 Batschka (Provinz Wojwodina): Landschaft in Nordserbien zwischen Drau, Theiß, Donau und ungarischer Grenze, wo bis 1945 zahlreiche Deutsche siedelten, die nach Kriegsende von dort gewaltsam vertrieben wurden.

halten, was mich irgendwie belastete. Frohen Herzens unterschrieb ich. Hatte sich doch das lange Warten im Keller gelohnt. Nun würde es doch nicht nach Sibirien gehen. Gott würde schon wissen, warum er mich durch diese Wochen hatte gehen lassen. Ich malte mir schon aus, wie ich zu Frau Sperling in die Gleimstraße ging, ihr die Grüße zu bringen und die Nachricht, dass ihr Mann lebte. Der Zivilist gab mir auf der Treppe eine Zigarette, sogar eine amerikanische. Er war gebildet und von ausgesuchter Höflichkeit. An der Kellertür verabschiedete er sich freundlich und gab mir noch eine Lucky Strike mit. Beruhigt legte ich mich nieder, eigentlich sogar etwas froh.

Den ganzen nächsten Tag wartete ich darauf, dass man käme, um mich herauszulassen und nach Hause zu schicken oder gar doch etwas zum Übersetzen brächte. Aber es tat sich nichts. Auch mein Essen war nicht besser als sonst. Das übliche bläuliche Wasser mit 10 Graupen in einer verbeulten Konservendose. Nichts war anders als an den Tagen vor diesem Gespräch. Eine Woche etwa war seitdem vergangen, da schloss es wieder zu ungewohnter Zeit. Jemand wurde zu mir hereingeschoben, der ein Bündel unter dem Arm hielt. Außerdem trug er eine sowjetische Uniform ohne Rangabzeichen. Die Uniformjacke war mit kleinen Löchern übersät, wie von Einschüssen eines winzigkalibrigen Maschinengewehrs, jeweils säuberlich umnäht wie bei einem Knopfloch. Der Mann war blond, blauäugig und lachte, als man ihn zu mir hereinschob. Er schmiss sein Bündel auf die Pritsche, dann erteilte er dem Posten, wie ein Vorgesetzter, einige Anweisungen, die dieser mit einer Art von Untertänigkeit entgegennahm. Als der Posten draußen und die Tür wieder zugeschlossen war, wandte er sich mit einem offenen Lachen mir zu, und da sah ich, dass er den ganzen Mund voller Goldzähne hatte. Er kam auf mich zu und sagte in verhältnismäßig gutem Deutsch: „Hör mal, du mir nix, gar nix sprechen von deine Fall! Klar?“

Zuerst verstand ich gar nichts. Mein „Fall“? Was war das denn, mein „Fall“? Da wurde mir klar, dass er oben über mich gefragt werden würde. Also war ich für die doch ein Fall? Hoffnung ade! Gut, dass jetzt jemand da war, der mich ablenkte. Er hieß Nikolai und war Hauptmann, zur Zeit musste man wohl formulieren: „Hauptmann gewesen“. Die „Einschusslöcher“ auf seiner Litewka²⁰ waren die Stellen, an denen vorher seine Tapferkeitsorden befestigt waren. Dreimal war ihm der Lenin-Orden verliehen worden, von dem ich wusste, dass er etwa das Pendant zum deutschen „Ritterkreuz“ war, das ja nur einmal verliehen wurde und dann, bei weiteren Fällen großer kriegerischer Leistungen, mittels „Eichenlaub“, „Schwertern“, „Brillanten“ usw. aufgestockt wurde. In diese Währung umgerechnet war also mein Nikolai gewissermaßen ein Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub und Schwertern. Alle Hochachtung! Ich fand es sehr ritterlich von ihm, dass er mir gleich verbot, über meinen „Fall“ zu reden. So konnte er dann oben nichts anderes sagen, als dass ich nichts über meinen „Fall“ erzählen würde.

Dafür erzählte er mir mehr von sich. Er litt unter einer großen Liebe, denn er hatte ein deutsches Mädchen. Wenn seine Erzählungen ins Stocken gerieten, be-

20 Uniformrock für die Ausgangsuniform.

sonders am Abend, wenn draußen herrliche Sommernächte anbrachen, dann saß er, völlig gebrochen und in sich zusammengesunken, auf seiner Pritschenkante und sagte immer den gleichen Satz: „Oh, was du jetzt machen, meine liebe Fräulein Frieda Ginze, Gavelberg, Bahnofsstraße 14?“ Wenn man berücksichtigt, welche Schwierigkeiten die Russen mit der Aussprache des deutschen Buchstaben „H“ haben („Gitler kaputt!“), dann kann man leicht erkennen, dass er von einer Frieda Hinze aus Havelberg sprach. Sie war sein ein und alles, und ihre Liebe bot einen geradezu unglaublichen Filmstoff. Als der Krieg zu Ende war, kam Nikolais Einheit nach Havelberg in der Provinz Brandenburg, einer alten Stadt mit einem gewaltig wirkenden Backsteindom auf einer Erhöhung über dem Ufer der Havel. Für Nikolai war Krieg gleichbedeutend mit Kämpfen und Heldentaten. Und dies gab es nun plötzlich nicht mehr. Dafür hatte man ihm den Posten des Verwalters der Regimentskasse übertragen und ihn dadurch zu einer Art von Zahlmeister degradiert, was ja bekanntlich für jeden aktiven Soldaten sowieso schon mit dem Odium des Stubenhockers behaftet ist, eben dem Gegenteil eines Helden. Kennzeichnend für seine Art zu kämpfen ist die Geschichte seiner Goldzähne: Bei den Kämpfen um Stalingrad geriet er in einen Nahkampf mit einem deutschen Offizier der Waffen-SS, der ihm mit dem Knauf seiner Pistole vorn alle Zähne oben und unten herausschlug, bevor Nikolai ihn außer Gefecht setzen konnte. Man hatte ihm daraufhin neue Zähne fest in den Mund eingebaut. Nur waren diese Zähne nicht aus Gold, sondern aus etwas, das er „Metall“ nannte und von dem ich annehme, dass es sich um Messing handelte. Darauf bezogen sich übrigens auch die Anweisungen, die Nikolai anfangs dem Posten gegeben hatte. Er genoss den Vorzug, jeden Tag eine Zahnbürste und ein flüssiges Zahnpflegemittel in die Zelle hereingereicht zu bekommen (von dem ich annehme, dass es sich um Mutters gutes altes Sidol²¹ gehandelt hat). Nun ja, das nur am Rande.

„Uns ist aus alten Maeren“ bekannt, dass es im Mittelalter die Ritter trieb, durch die Lande zu ziehen, die Welt zu sehen und den errungenen Ruhm auch zu genießen. Wozu sollte er sonst auch gut sein. Nikolai, den ich noch heute für einen Ritter großen historischen Zuschnitts halte, war ein Einfaltspinsel von der Art Parzivals und dachte auch so. Er sinnierte etwa folgendermaßen: Der Krieg war aus, nicht ohne sein Zutun sogar siegreich beendet worden. Weit und breit keine Möglichkeit mehr zu Kampf und Streit und Sieg. Ihm blieb folglich nur noch eine Rittertätigkeit offen, die ich bisher noch nicht erwähnt habe, die Minne. „Auf wuochs in Havelberge ein viledel Magedin ...“, ein schönes Mägdlein, auf das er flog und das auf den Namen Frieda Hinze hörte. Und die Minne zu Frieda Hinze wurde die große und zugleich verhängnisvolle Liebe seines Lebens, sie war der Lohn seines gesamten kriegerischen Erfolges. Für ihn war Frieda keine Tochter des feindlichen, des besiegten, des bösen faschistischen Volkes, nein, er sah in ihr nur Schönes und Liebenswertes. Und ein wirklich edler Ritter bietet seiner angeminnten auch etwas. Nikolai fiel weiter nichts ein, als mit seiner angehimmelten Frieda das ganze besiegte Land zu betrachten, das

21 Ein bekanntes Reinigungsmittel.

sich rund um sie weithin breitete und zum großen Teil auch von anderen Mitsiegern unterworfen worden war. Die Regimentskasse wurde ja sowieso nicht mehr gebraucht, weil man in diesem unterworfenen Lande nur etwas zu nehmen brauchte und schon hatte man es. Vorausgesetzt, man trug eine Uniform der Sieger. Aber jemandem, der in Zivil war, war die Regimentskasse von hohem Nutzen. Väterchen Stalin im fernen Moskau würde sie schon wieder auffüllen. Und ihn, Nikolai selbst, brauchte ja auch niemand mehr, denn Heldentaten waren sein Metier und Heldentaten gab es nicht mehr zu tun. Jetzt kamen die Tage der Rosen!

Diese Rosentage bestanden daraus, dass sich Nikolai, bildlich gesprochen, unter den einen Arm seine Frieda und unter den anderen seine Regimentskasse klemmte. Dermaßen ausgestattet, machten sie sich auf, das Land zu erkunden. Nikolai hatte ein sehr gutes Gedächtnis für die bereisten Städte und die beiden waren fast überall. Wenn man ihm einen (west)deutschen Städtenamen sagte, wusste er gleich, wie die Menschen dort waren, das heißt, wie er und Frieda dort behandelt wurden. Als ein halbes Jahr herum und die Regimentskasse leer war, parzi-wallfahrtete Nikolai wieder zu seiner immer noch in Havelberg vermuteten Einheit und stellte sich seinem Vaterland wieder zur Verfügung. Aber, das ist des Schicksals Waltung, eine andere Einheit war inzwischen dorthin verlegt worden. Für die gab es nichts Schöneres, als Nikolai mitsamt der leeren Regimentskasse zu vereinnahmen. Frieda blieb aus unerfindlichen Gründen unverhaftet. Vielleicht auch deswegen, weil sie kurz vor der Niederkunft stand, wer weiß?

Und so war er über einige andere Stellen schließlich hier am Kupfergraben in Berlin gelandet. Er beschönigte nichts von seiner Geschichte und hielt, was ihm widerfuhr, für durchaus gerechtfertigt. Nur dass er Frieda Hinze nicht mehr um sich hatte, war schlimm für ihn und er litt furchtbar darunter. Entgegen seinem Wunsch, hatte ich ihm doch meinen „Fall“ erzählt, nämlich, dass ich gar nichts gemacht hatte und überhaupt nicht wusste, warum ich hier war.

Der Kapitän, was so viel ist wie bei uns ein Hauptmann, kippelte bei seiner nächsten Vernehmung mit seinem Stuhl vor- und rückwärts, fixierte mich und sagte erst einmal längere Zeit gar nichts. Dann begann er, mir dieselben Fragen zu stellen, die mir auch in meinem ersten Verhör gestellt worden waren. Ich antwortete genau so, wie ich damals geantwortet hatte. Er hörte sich das zuerst ruhig an, verglich meine Antworten mit denen im Protokoll des ersten Verhörs. Dann plötzlich gefiel es ihm nicht mehr, dass ich die gleichen Antworten gab. „Genug!“ schrie er plötzlich in einem gutturalen Deutsch, „Jetzt du sprechen Prawda!“ Ich kannte die „Prawda“ nur als die meistgerauchte Zeitung der Welt und wusste, dass das Wort „Wahrheit“ bedeutete. Ich wandte mich an den eleganten Dolmetscher: „Ich rede doch die ganze Zeit die Wahrheit. Wobei soll ich denn lügen? Alles war und ist so, wie ich es gesagt habe!“ Er übersetzte es, denn offenbar hatte mein Vernehmer weiter keine bedeutenden Deutschkenntnisse. „Nein“, ließ der Kapitän übersetzen, „wir haben gewisse Informationen. Jetzt wollen wir von dir die Wahrheit hören! Es ist besser für dich, wenn du sie sagst.“ Er machte mir nicht etwa die Vorhaltung, dieses oder jenes getan zu haben. Er

wollte eine Wahrheit hören, die ich nicht kannte. Er sagte mir auch nicht, welcher Art die Informationen sein sollten, von denen er behauptete, sie zu besitzen. Dann sagte er, wie immer vom Eleganten übersetzt: „Das hat so keinen Zweck. Denke nach, und nächstes Mal packst du aus. Sonst wird es hier ungemütlich!“ Er stand auf, öffnete die Tür; draußen stand wieder der Posten. Und geleitet von diesem und dem Dolmetscher ging es wieder über die geschwungene schöne Treppe nach unten, über den Hof in den Keller. Es war eine milde Mondnacht mit klaren Sternen. Als ich in die Haftstube zurückkam, wollte ich Nikolai fragen, was das alles wohl zu bedeuten habe. Doch er schlief zusammengerollt auf seiner Pritsche. Träumte wahrscheinlich von seinem „lieben Fräulein Frieda Ginze, Gavelberg“. Schwer erschüttert lag ich noch lange wach und grübelte, was es sein könnte, das sie von mir wollten. Ich grübelte und grübelte und schlief schließlich doch darüber ein. Als ich erwachte, fragte ich Nikolai, was ich machen sollte. Ich wusste nicht ein noch aus. Er sagte: „Abwarten! Wenn du nix gemachen, dann dir nix passieren. Wenn Information falsch, du nach Hause!“ Ja, welche Information denn nur?

Nikolai erzählte mir, dass der Posten, der mich geweckt hatte, Aljoscha und der elegante Dolmetscher Alexander heiße. Er sei Solotänzer im Ballett gewesen, Sohn von Revolutionsemigranten. Nun wusste ich etwas mehr, doch nichts, was mir weiterhalf. Ich fragte Nikolai, was er denn so an Strafe zu erwarten habe. „Vielleicht drei Jahre, vielleicht mehr, vielleicht auch weniger.“ Das sei in der Sowjetunion anders als in anderen Ländern. Da gebe es beispielsweise ein Objekt, einmal angenommen, ein Staudamm in Sibirien. Und für das Objekt gibt es einen Plan, es soll in drei Jahren fertig sein. Alle Gefangenen arbeiten. Arbeiten gut, fertig in zwei Jahren, dann nach Hause nach zwei Jahren. Arbeiten schlecht, brauchen vier Jahre, dann erst in vier Jahren nach Hause. Ich schaute wohl ungläubig, obwohl ich es mir vorstellen konnte. Und die Behandlung? Wie ist das so in den Gefängnissen in Sibirien? Nix Gefängnis. Da sind Lager. Lager prima. Und lustig! Arbeiten, essen Weißbrot, haben Fräuleins, alles! Ja wirklich! Nikolai hatte noch niemals gegessen, aber was er mir erzählte war das, was sich das Volk in den Weiten der Sowjetunion so unter dem Begriff „Strafvollzug“ vorstellte. „Haben Fräuleins“, na, wenn das Fräulein Frieda Ginze, Gavelberg, wüsste!

Am nächsten Tag kam Abraham, der Hoftorposten, zusammen mit dem Koch zu uns in die Zelle. Während Abraham und Nikolai sich auf die Bettkante setzten, zusammen eine rauchten und sich unterhielten, eröffnete mir der Koch, er solle mir die Haare schneiden und mich rasieren. Zunächst dachte ich, man wolle mich in einen passablen Zustand versetzen, ehe man mich nach Hause schickte. Doch er nahm seine Schere und fing an, wahllos die endlos lang gewachsenen Haare rund um meinen Kopf abzuhacken, bis nur noch ein unregelmäßig langer Rasen übrig war. Dann zog er eine handbetriebene Haarschneidemaschine aus der Tasche und mähte die Reste des Haar- und Bartwuchses ab. Am Ende stand ich glattgeschoren da, aller Hoffnung beraubt.

Als Abraham und der Koch sich wieder verzogen hatten und der Schlüssel im Schloss umgedreht worden war, verlor ich die Fassung. Ich setzte mich auf die Bettkante und begann, verzweifelt und hemmungslos zu schluchzen. „Siehst

du“, sagte ich zu Nikolai, „nun ist alles vorbei. Man kann noch so viel nichts getan haben, wenn man einmal drin steckt, geben auch eure Leute nicht zu, dass sie sich geirrt haben. Dann bleibt man drin und damit basta!“ Nikolai versuchte immer wieder, mich zu trösten. Sie würden sich aus der geschorenen Glatze gar nichts machen und Unschuldige auch damit rausschicken. Das wäre denen ganz egal. Ich werde sehen: Recht bleibt Recht! Die nächtlichen Verhöre, denen ich Nacht für Nacht zu ganz unterschiedlichen Zeiten unterworfen wurde, gingen weiter. Und die Torturen, die mir mit Fäusten und Stiefeln und allerlei gerade greifbar herumliegenden Gegenständen zugefügt wurden, ließen die Wahrheit der gut gemeinten Trostworte Nikolais immer zweifelhafter erscheinen. Vielleicht erzählte er mir das auch mehr, um sich selbst für seine Zukunft Mut zu machen.

Wie viele Nächte das so ging, kann ich nicht genau sagen. Es waren viele. Ich war völlig verzweifelt, weil mir nicht das Geringste vorgeworfen wurde. Jedes Mal, wenn ich beteuerte, die Wahrheit gesagt zu haben und immer noch zu sagen, ging es los: erst Brüllen, dann Schlagen, dann Treten, wohin immer die Stiefel trafen. Im Schubkasten hatte er eine Reitpeitsche, die er zwar nicht immer benutzte, aber oft. Regungslos saß dann Alexander, der Solotänzer und Dolmetscher, dabei, gab sich ungerührt, zuweilen rauchte er. Dann kam eine Nacht, da wurde ich nach dem Verhör nicht wieder in den altgewohnten Raum und zu Nikolai zurückgeführt, sondern ich wurde in einen Kohlenkeller geschubst, in dem es keine Kohlen mehr gab. Eine sehr schwache Glühbirne ließ erkennen, dass es außer einem Häufchen in der Ecke unter dem zugenagelten Fenster in diesem Raum nichts gab. Eine Weile stand ich ganz benommen, einerseits froh, dass ich die Foltern oben erst einmal hinter mir hatte, andererseits wieder erschüttert über den Wechsel der Situation. Eine Weile beobachteten der Posten und der Dolmetscher noch meine Reaktion, dann wurde die Tür zugeknallt. In dem Augenblick schoss das Bündel in der Ecke hoch, stand kerzengerade und rief immer wieder „Nein! Nein!“ wobei er (es war ein Mann) so heftig zitterte, wie ich es noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Dort, in der Ecke auf dem Fußboden, hatte er gerade Schlaf gefunden und das Öffnen der Tür nicht gehört. Erst als die Tür zugeschlagen wurde, war er hochgeschreckt.

Der Eindruck, den ich im ersten Augenblick hatte, nämlich dass er um sein Leben fürchtete, hatte mich nicht getroffen. Später, als er sich etwas beruhigt hatte, erfuhr ich aus fetzengleichen Satzteilen, die er geradezu hektisch ausstieß, dass er von einem Militärtribunal, das an einem anderen Ort getagt hatte, zum Tode verurteilt worden war. Doch aus einem ihm nicht bekannten Grunde sei er wieder hierher gebracht worden. Er sei aus Köpenick. Dort wäre er schon um 1930 in die SA eingetreten. 1933 hatte es einen „Köpenicker Blutsonntag“ gegeben, bei dem die SA Jagd auf Kommunisten gemacht hatte, wobei einige totgeschlagen worden waren. Er selbst sei damals gerade krank und gar nicht dabei gewesen. Ihm war jedoch immer wieder vorgeworfen worden, der Anführer dieser Aktion gewesen zu sein. Obwohl er das nie zugegeben habe, sei er zum Tode verurteilt worden. Vielleicht wäre er, so drückte er sich aus, glimpflicher davongekommen, wenn er ein wunschgemäßes Geständnis abgelegt hätte. Jedes

Mal, wenn jetzt die Tür aufginge, denke er, jetzt ist es so weit. Jetzt kommen sie dich holen. Jetzt ist alles vorbei. Nach einiger Zeit überfiel ihn wieder eine bleierne Müdigkeit und er verfiel wieder in Schlaf. Auf einer schmutzigen Decke lag er, mit der er sich auch, soweit sie reichte, zudeckte. Da eine weitere Decke nicht vorhanden war, legte ich mich auf den nackten Steinfußboden. Lange noch ging mir die Frage durch den Kopf, was damit wohl bezweckt werde. Ich kam zu keinem Resultat und verfiel in einen unruhigen Schlummer.

Erst am nächsten Morgen, als für den Koch die Tür aufgeschlossen wurde, erschrak der diensthabende Posten, weil er mich dort vorfand. Das stimmte nicht mit seinem Dienstbuch überein. So bekam der SA-Mann etwas zum Frühstück, ich dagegen nichts. Bums! Tür wieder zu. Was sollte denn das nun wieder bedeuten? Doch es war uns keine lange Zeit vergönnt, darüber zu grübeln, denn schon nach wenigen Minuten öffnete sich die Tür erneut und der Posten rief, indem er auf mich deutete: „Du kommen!“ Ich wurde den Kellergang entlanggeführt. Alexander, der Dolmetscher, war nicht dabei. So wurde ich wieder zurückgebracht in meine ursprüngliche Kammer, wo Nikolai sich inzwischen Sorgen gemacht hatte, wie er äußerte. Als ich wieder in mein Zimmer kam, hatte der Posten lachend etwas zu Nikolai gesagt. Nachdem die Tür wieder zugemacht worden war, übersetzte mir Nikolai sinngemäß: Die Nachtwache habe mich aus Versehen in die falsche Zelle gesperrt. Ich dachte mir: Wer's glaubt, wird selig! Alles war so plötzlich gegangen, dass ich den SA-Mann gar nicht mehr nach seinem Namen fragen konnte. Nikolai versuchte mir zu erklären, dass es im sowjetischen Strafrecht verboten sei, Untersuchungshäftlinge mit Verurteilten zusammenzusperren, noch dazu mit Todeskandidaten. Dies beweise, dass es sich wirklich um ein Versehen gehandelt haben müsse. Uns blieb keine lange Zeit für tiefgründige Gespräche. Nicht einmal zu seinem Gedenkspruch für Fräulein Frieda Ginze, Gavelberg, kam er. Da hörten wir, wie nebenan einige Leute gesperrt wurden. Der Vorgang war ziemlich geräuschvoll und konnte uns somit nicht verborgen bleiben. Eine Weile hielten wir den Atem an, was das wohl für Neue wären. Nach einigen Minuten hatten wir herausgefunden, dass es sich um Sowjetmenschen handeln müsse. Nikolai machte sich am Schlüsselloch zu schaffen und hatte bald festgestellt, dass es sich um Angehörige der Wachmannschaften aus dem Hause handelte. Zwei Mann waren es, Aljoscha und ein Russe, der wirklich Iwan hieß. Gestern Abend noch hatte mich Aljoscha in die Zelle des Todeskandidaten gebracht. Nun „saß“ er selbst.

Nach einiger Zeit klopfen sie an unsere Tür, denn sie wussten ja, dass Nikolai hier saß. Ich war für sie wohl gar nicht vorhanden. Nikolai übersetzte mir laufend in Kurzform, was die beiden erzählten. Sie hatten dem Chef des Hauses, einem Major namens Butschenkow, Gold geklaut, das dieser wiederum bei Haussuchungen in Wohnungen von Gefangenen hatte mitgehen lassen. Nun waren sie erwischt worden und der Alte, in seiner Wut, hatte sie zunächst einmal in den Keller sperren lassen. Dies war jedoch kein Thema für einen langwierigen Plausch. Nach einiger Zeit erzählten sie uns dies und das und lachten und schlugen sich dabei auf die Schenkel. Es musste köstlich sein, nur verstand ich kein Wort. Schließlich kamen sie auf die glorreiche Idee, dass sie unbedingt Kar-

ten spielen mussten. Ihr Problem war dabei das von Hero und Leander: „Sie konnten zusammen nicht kommen“.²² Fieberhaft wurde geknobbelt und mit allen Kniffen versucht, die Verbindungstür aufzuschließen. Nichts ging. Endlich kam von drüben die Meldung, man habe in einer Ritze eine verrostete aber stabile Messerklinge gefunden. Sofort machten sie sich daran, vorwiegend von der anderen Seite aus, den Türrahmen kunstvoll und ohne größere Geräuschkentwicklung herauszulösen. Dies dauerte einige Stunden, aber dann war es so weit. Mitsamt dem Rahmen wurde die Tür in unser Zimmer gekippt. Nikolai und ich mussten sie stützen, damit sie nicht mit Donnergepolter zu Boden fiel. Zum ersten Mal sah ich die Küche des Reinhardtschen Hausmeisters in voller Größe. In der Ecke befand sich eine der großen, in Berlin üblichen „Kochmaschinen“, ein mächtiger Kachelherd. Ich war ganz gerührt, denn wir hatten in unserer Schulhausmeisterwohnung in Kaulsdorf-Süd auch ein solches Gerät. Aljoscha oder Iwan oder wer auch immer zog ein Kartenspiel aus der Tasche. Die drei setzten sich um den tatsächlich immer noch vorhandenen Küchentisch und legten los.

Ich verstehe überhaupt nichts von Kartenspielen, aber dass das kein Skat war, was die da machten, konnte ich intuitiv erkennen. Es war wohl so etwas wie „Schwarzer Peter“, doch schien es ihnen zu dritt keinen Spaß zu machen, weil keiner bereit war, zu verlieren. Schließlich wurde ich hinzugezogen. Mehr schlecht als recht erklärte mir Nikolai die Spielregeln. Und wirklich, ich verlor wie ein Weltmeister. Und da hatten sie ihren Spaß! Denn der Verlierer wurde schwarz gemacht, erst an der Nasenspitze, dann die Wangen und schließlich da, wo noch Platz war. Die schwarze Farbe, die sie brauchten, war Ruß aus des Hausmeisters Kochmaschine. Zu der Zeit, da der abendliche Warmwassertrunk kommen musste, wurde die Tür kunstvoll wieder in die Türfüllung gestellt, so dass man, wenn man nicht ganz genau hinsah, nichts merkte. Alles wie sonst.

In der Nacht wurde ich wieder geholt. Mein Vernehmungsoffizier war noch nicht anwesend. Dolmetscher Alexander bot mir eine Zigarette an, sogar eine amerikanische, wie ich an der Verpackung erkennen konnte. Ich sprach ihn, der sich immer aus allen Folterungen herausgehalten und diskret weggeschaut hatte, einfach an und sagte „Können Sie denn das mit ansehen, was die hier mit mir machen?“ „Du darfst mir glauben, dass mir das wehtut. Aber ich will dir klarmachen, dass du keine Chance hast, hier ohne Geständnis wieder herauszukommen. Wenn diese Offiziere hier nicht jeden Monat so und so viele Werwölfe²³ oder Spione oder Staatsfeinde ergreifen, dann meint man in Moskau, dass sie hier nicht mehr nötig sind. Und dann müssen sie nach Mütterchen Russland zurück und dann kommen sie in die Produktion.“ Er brauchte nichts weiter zu erzählen, schlagartig war mir klar, dass meine Situation hoffnungslos war. Nach

22 Liebespaar in der antiken Mythologie. Leander stürzt sich trotz großer Gefahr für sein Leben in das Meer, das beide trennt, um zu der Geliebten zu schwimmen. Er ertrinkt dabei, Hero folgt ihm in den Tod.

23 Die nationalsozialistische Führung hatte gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die Bildung von so genannten Werwolf-Gruppen befohlen, die die Alliierten in den von ihnen besetzten deutschen Gebieten aus dem Untergrund bekämpfen sollten. In den Jahren 1945/46 wurden Tausende Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren unter dem „Werwolf-Verdacht“ von der sowjetischen Geimpolizei verhaftet. Viele starben in der Gefangenschaft.

einer langen Zeit des Überlegens wurde mir geradezu schmerzhaft klar, dass ich auf keinem der von ihm genannten Gebiete sonderlich bewandert war. Weder hatte ich je spioniert, noch war ich Staatsfeind noch Werwolf noch sonst etwas Strafbares.

Der Dolmetscher Alexander erzählte mir mit gesenkter Stimme, dass in der Zarenzeit, als die berüchtigte Ochrana noch das war, was später die GPU und heute die NKWD seien, intelligente Häftlinge einen Trick anwendeten: Sie gaben etwas völlig Unmögliches zu, was bei einer späteren Durchsicht der Akten von dem Revisor als totaler Unsinn erkannt wurde, der sodann eine Wiederaufnahme des Falles veranlassen musste, was nicht selten zur Freilassung des Bestraften führte. Diese Geschichte, quasi, als Hilfe in der Not. Er habe den Eindruck, dass eine ganze Menge Leute, die hier seien, diesen Trick anwendeten. Während er in der Akte, die bereits auf dem Tisch lag, blätterte, fragte er mich plötzlich: „Kennst Du Schulz?“ Ich sagte, ich kenne einen Schulze-Iburg. Er sagte: „Vielleicht auch Schulz, Moltkestraße 13!“ Hastig klappte er die Akte zu. Er konnte mir nicht mehr erzählen, denn jetzt kam „mein“ Kapitän. Er stellte zunächst wieder seine stereotype Frage in Pidgin-Deutsch: „Nun, du wollen heute sprechen Prawda?“ Ich wollte, wie immer, die Wahrheit sagen, aber der Rat Alexanders war noch zu neu und ich hatte noch keine Gelegenheit, mir etwas Gewünschtes auszudenken. Irgendetwas musste man denen doch erzählt haben. Schulze-Iburg schoss mir durch den Kopf, ich hatte kaum etwas mit ihm gesprochen. Warum haben sie mich bloß abgeholt? Ich zermarterte mein Hirn und überlegte krampfhaft. Da war es ihm schon wieder zu viel. Er sprang auf und begann, auf mich einzubrüllen. Auf Russisch, selbstverständlich. Er sagte mir, ohne dass Alexander dies übersetzen musste, was ich einmal mit meiner Mutter und dann wieder mit der Mutter Gottes tun sollte. Eine der meistgebrauchten russischen Redewendungen, wenn sie verärgert sind. Aber sie meinen es wohl nicht so. In meiner einfallslosen Einfalt konnte ich immer wieder nur sagen, dass ich die ganze Zeit über die Wahrheit gesagt hätte. Er aber geriet immer weiter in Rage. Plötzlich verfiel er wieder in sein selbstgemachtes Deutsch und beschuldigte mich: „Du bist eine Mörschner!“ Ich fiel aus allen Wolken. Zum ersten Mal überhaupt eine Anschuldigung und dann gleich diese! „Ich bin doch kein Mörder!“, rief ich. „Wen soll ich denn ermordet haben?“ Er nun wieder: „Du nix können Deutsch?“ „Doch, ich kann Deutsch, aber ich bin kein Mörder!“ „Durak²⁴!“, brüllte er, „Eine Mörschner ist eine Mann wo Mörschen erzählen!“ Ich konnte mir nicht helfen, teils, weil ich erleichtert war, teils, weil ich sein Eigenbau-Deutsch witzig fand, musste ich lachen, denn ich dachte, er meinte das auch als eine Art Witz. Er aber sprang zornig auf und machte den wilden Gorilla. Er suchte wie verrückt in der Luft herum, kriegte den Mittelbalken des offenen Fensters zu fassen und begann, daran zu rütteln. Plötzlich, für ihn selbst wohl unvermutet, hatte er ihn in der Hand. Kriegsschäden hatten ihn wohl gelockert. Und ehe er noch darüber erschrecken konnte, sauste das Ding auf meinen Schädel nieder. Ich fühlte noch, wie mir das Blut über das Gesicht lief, dann um-

ging mich gnädige Nacht. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf dem Stuhl des Kapitäns und er selbst wie auch Alexander sowie eine inzwischen herbeigerufene Dolmetscherin bemühten sich um mich. Insbesondere versuchten sie wohl, die klaffende Wunde auf meinem Kopf zu behandeln und das Blut zum Stillstand zu bringen. Der Kapitän war ganz aus dem Häuschen über das, was er angerichtet hatte. Offenbar war das Schlagen der Gefangenen nur so weit erlaubt, dass es nicht zu stark blutenden Verwundungen führte. Von irgendwo her hatten sie eine gebrauchte elastische Binde herangeschleppt, die sie mir um den Kopf wickelten. An diesem Abend war nicht mehr von Vernehmung die Rede. Als ich einigermäßen wieder bei mir selbst war, wurde ich in den Keller zurückgeführt, wo Nikolai nicht schlecht guckte, als er mich verbunden wiederbekam. Allerdings war er, wie es schien, auch nicht sonderlich überrascht, denn so etwas kam auf dem Wege der kommunistischen Wahrheitsfindung schon mal vor.

Am nächsten Morgen, als der Spielbetrieb am Schwarzen-Peter-Tisch nebenan wieder aufgenommen werden sollte, wollten sich Aljoscha und Iwan über meine Aufmachung schier dumm und dämlich lachen. Das war doch einmal ganz was anderes als die übliche unblutige Folterei, die für den Zuschauer so wenig hergab. Zum Gaudium der drei Sowjetmenschen verlor ich wieder am laufenden Band und wurde nach Strich und Faden vollgemalt. Zum Mittag, ehe die dünne Suppe ausgeteilt wurde, musste unsere Küchentür wieder in ihre ursprüngliche Stellung zurückgebracht werden. Kaum war der Suppenauskeller weg und die Tür wieder zugeschlossen, wurde alles wieder in unsere Zelle gelegt und der Spielbetrieb ging weiter. Vor jedem Essen musste ich selbstverständlich mein Gesicht so gut es ging reinigen, so hatten sie hinterher wieder einen frischen Malgrund und erneut viel Spaß mit mir. Mich lenkte das übrigens von meinen wachsenden Problemen nicht unangenehm ab.

Doch unerbittlich kam wieder die nächste Nacht mit ihrem Verhör. Schließlich wussten sie ja von mir selbst alles über mich. Dass ich ein Vierteljahr in Oldenburg gewesen war, dort beim „Englischen Arbeitsamt“ registriert war und bei dem Verpflegungsmagazin für britische Truppen auf dem früheren Fliegerhorst als „Assistant Timekeeper“ gearbeitet hatte und so weiter und so fort. Sie wussten, dass dies eine Tätigkeit bei einem ihrer Verbündeten war. Aber ich wusste, dass Winston Churchill, der Premierminister aus der Kriegszeit, jetzt gegenüber seinen sowjetischen Verbündeten recht misstrauisch war und unfreundliche Worte wie das vom „Eisernen Vorhang“ geprägt hatte.

Was mich persönlich anbelangte, so hatte ich mit der Wahrheit keine Chance mehr, irgendwie davonzukommen. Alexanders „kleiner Lehrgang“ vom Vorabend hatte mir in erschreckender Weise die Augen für die absolute Ausweglosigkeit geöffnet, in der ich mich in Wahrheit befand.

Ich beschloss, meinen lieben Kapitän in der nächsten Nacht mit richtig gehender Prawda zu erfreuen. Diese Prawda, wie jede Prawda aus der Luft gegriffen und erfunden, bestand aus dem Geständnis, dass man mich geschickt hatte, um Freiwillige für die englische Fremdenlegion zu werben. Der Kapitän war von diesen Lügengeschichten hell begeistert. Er bequemte sich zu erlesener Freundlichkeit. Er ließ mir durch Alexander sagen, dass er sich sehr wundere, warum

ich diese Lappalie nicht gleich zugegeben hätte, statt hier den Helden zu mimen. Meine englischen Auftraggeber könnten mir hier nicht helfen. Ob ich vielleicht zu rauchen wünschte? Bitte sehr! Wir müssten jetzt nur noch einmal den ganzen „wahren Sachverhalt“ aufnehmen. Das muss aber nicht unbedingt heute sein. Ich solle erst mal in Ruhe schlafen. Morgen würde man weitersehen. Dann habe er auch eine schöne Überraschung für mich. Auf dem Weg in den Keller sagte Alexander wie beiläufig zu mir: „Ich glaube, Sie haben gut kapiert!“

Auf dem Hof blieben wir ein paar Minuten stehen. Ich durfte noch eine rauchen und fühlte mich nach der langen Zeit der nikotinischen Abstinenz wie am Rande einer Nikotinvergiftung. Die laue Sommernacht, die Sterne, der mild beleuchtete Hof des schönen Hauses, etwas ganz Ungewöhnliches. Plötzlich war da etwas wie Frieden rings umher. Die erste Nacht seit langer Zeit ohne Gebrüll und ohne Schläge und Fußtritte oder andere Folterungen, selbst wenn nun auch irgendwo weit im Hintergrund die Gefahr einer Strafe heraufdämmerte. Noch gestern hatte ich von dieser Behandlung so sehr genug, dass ich mit der Erfindung der Geschichte von der Werbung für die englische Fremdenlegion einen endgültigen Schluss in Form eines Todesurteils anstrebte. Und nun plötzlich diese Wandlung in der Behandlung. Sollte es sich doch lohnen, weiterzuleben, vielleicht auch mit einer zeitlich begrenzten Freiheitsstrafe? Wie hatte Nikolai so schön gesagt: „Leben in Lager, essen Weißbrot, haben Fräulein, alles!“ Es konnte nichts Schlimmeres mehr kommen, als das, was in der „Blutnacht“ seinen Höhepunkt gefunden hatte. Und jetzt wollte ich es hinter mich bringen. Im Keller zurück, fiel ich zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder in einen regelrechten Tiefschlaf.

Bereits nach dem nächsten Tag endete unsere Spielhölle. Aljoscha und Iwan wurden aus der Hausmeisterküche geholt und dieselbe blieb leer. Scheinbar hatten die großen Goldklauer sich mit den kleinen Goldklauern irgendwie arrangiert. Nun begann bei mir wieder eine andere Angst: Was wäre, wenn Aljoscha „plötzlich“ die herausnehmbare Zwischentür „entdeckte“ und mich dadurch in große Kalamitäten, vielleicht wieder Dresche und was sie so vorrätig hatten, bringen könnte? Doch Aljoscha war an eine andere Stelle versetzt worden, wohin, wussten wir nicht. Auch meinem Mit-Zelleninsassen Nikolai wurde eröffnet, dass sein Fall abgeschlossen sei und er in den nächsten Tagen „auf Transport“, das heißt in diesem Falle: zum Tribunal, gehen würde.

In einer der folgenden Nächte machte mich mein Kapitän zum Fall. Aus dem harmlosen Lebensmitteldepot in Nadorst bei Oldenburg wurde eine britische Spionageschule. Der gemütliche Reserveleutnant Kirkbanks wurde zum Chef derselben „ernannt“, der Sergeant Digby zum Ausbilder. Dort sei ich gegen die glorreiche Sowjetunion aufgehetzt worden. Mein „konkreter“ Auftrag sollte gewesen sein, Freiwillige für die britische Fremdenlegion zu werben. „Wen du bewirbt?“ Er blättert in meinem kleinen Notizbuch. Ach du liebe Zeit, auch das noch! Meine zusätzliche Erfindung: Ausgeglichene Kandidaten musste ich erst mindestens ein Vierteljahr beobachten und auf ihre Bereitschaft hin ausfragen. Und ein Vierteljahr war bei meiner Verhaftung noch nicht vergangen, seit ich aus Oldenburg zurückgekehrt war. Das zieht hier nicht. Es gehört zum Geschäft,

dass die Geständigen andere mit hineinziehen. „Also, wen du bewirbt. Wenn du nicht sprichst, dann wieder alles von vorne!“ Diese Adressen in dem kleinen Büchlein interessieren ihn ungemein. Er sagt, er wolle diese alle verhaften. Sie alle seien, das wäre doch ganz klar, meine Klienten. Ich sage, dass das keineswegs Klienten seien, sondern Freunde aus dem antifaschistischen Jugendausschuss in Kaulsdorf und in Lichtenberg. Er sagt, ich solle gut überlegen. Sie wüssten schon, wer davon Klient sei. Sie hätten sie alle befragt. Ich solle nur, zur Bestätigung ihrer Aussagen sozusagen, die Klienten nennen. Unter Klienten versteht er wohl die, die ich geworben haben soll. Ich weiß genau, dass die ganze Geschichte frei erfunden war. Frei? Erfunden ja. Erfunden, um endlich dieser Folter zu entgehen. Erfunden, um möglichst schnell zum Tode verurteilt zu werden. All dieses Leben hinter mir zu haben. Es scheint nur noch aus Ausweglosigkeit zu bestehen. Wenn ich nur wüsste, wer alles in dem Buch steht. Es sind so viele Namen, manche auch nur deshalb aufgeschrieben, damit ich sie nicht vergesse, einige stellen auch so genannte Beziehungen zu den neu sich etablierenden Antifaschisten dar. Mit dem Rat, mir die Sache noch einmal gründlich zu überlegen, schickt er mich in den Keller. Der gut gekleidete Dolmetscher Alexander tut auf einmal so, als kenne er mich nicht. Seine guten Ratschläge bleiben aus.

Das Kellerleben geht weiter. In der nächsten Nacht hebt die Vernehmung erneut an. Das Lineal, mit dem er auf mich einzudreschen pflegte, liegt wieder auf des Kapitäns Schreibtisch. Er liest aus dem Notizbuch vor. Was wäre zum Beispiel mit dem und dem Namen? Das sei kein Klient, erkläre ich immer wieder. Schließlich reißt ihm die Geduld und er schreit, dass er sich nicht an der Nase herumführen lasse. Er geht mit dem Lineal und seinen Fäusten auf mich los, reißt mich hoch und lässt mich auf die Erde fallen, tritt auf mich ein. Ich beschließe, aus dem nächstgenannten Namen einen Klienten zu machen. Der Name ist Klaus Bechler. Ich nicke. Na also. Umständlich wird alles aufgeschrieben. Mein Gott, wie kann ich diesen stillen guten Jungen, der mir nie etwas getan hat, vor meinem Schicksal retten? Ich sage, dass ich ihn noch nicht ganz geworben hätte, eben wegen der vorgeschalteten Beobachtungsfrist. Er sagt, das gelte nicht. Wenn er mich nicht wegen des Werbungsversuchs angezeigt hätte, sei er eben als geworben zu betrachten. Weitere Namen werden als Nichtklienten anerkannt. Bei dem Namen Lucas sage ich, dass diese Frau keine Klientin sei, sie sei eine BDM-Führerin gewesen und ich hätte sie später für die Mitarbeit im Jugendausschuss vorgesehen, da sie mit Kindern und Jugendlichen umgehen könne. Auch das wird alles ins Protokoll geschrieben.

Es sind ungefähr 14 Tage vergangen, da werde ich nach oben gerufen. Am Tage. Wie ich das Vernehmungszimmer betrete, sitzt auf meinem Stuhl Klaus Bechler. Haare geschoren und zusammengeschlagen. Ein Vernehmungswrack. Er schaut mich aus vorwurfsvollen Augen an. Ich kann dem Blick nicht standhalten. Der Kapitän fragt mich, ob ich Bechler kenne. Ich nicke. Er fragt Klaus Bechler, ob ich ihn für die englische Fremdenlegion geworben hätte. Er verneint. Dann wendet sich der Kapitän an mich, ob ich ihn geworben hätte oder nicht. Ich sage „Ja“. Dann muss ich wieder in den Keller gehen.

Nach wenigen Tagen wurde Nikolai tatsächlich „mit alles Sachen“ herausgeholt und zur Verurteilung durch ein Militärtribunal abtransportiert. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, denn ich habe ihn nie wieder getroffen und bin auch keinem Menschen begegnet, der danach mit ihm zusammen war. Ich bin mit meinen Gedanken und den Gewissensbissen um das Schicksal von Klaus Bechler allein. Ich bemühe mich, sie zu verdrängen. Kein Nikolai mehr, der mich auf andere Gedanken bringt. Ich beschließe, beim nächsten Verhör meine Aussagen zu widerrufen. Aber ich werde nicht mehr von meinem Kapitän zu einem Verhör gerufen.

Zwei oder drei Tage nach Nikolais Abschied wurde wieder jemand zu mir in die Zelle verlegt. Wieder ein Russe. Diesmal klein, fliehende Stirn, listige Äuglein, barfuß und die Kleidung nur aus Hemd und Hose bestehend, schon recht zerlumpt. Er hieß Boris Kobilinski, stammte aus Odessa und war im Zivilberuf „Dieb“. Ich zweifelte daran, dass Dieb ein regelrechter Beruf sein könnte. Doch, sagte Boris, der ganz gut deutsch sprach und sehr lernbegierig war, Dieb ist ein ganz alter russischer Beruf. Er machte vor, wie ein Dieb sich an einen reichen Kaufmann heranschleicht und diesem die Brieftasche zieht. Wir kamen überein, dass er von mir Deutsch und ich von ihm Russisch lernen sollte. Er erklärte mir, dass der Kübel für unsere Notdurft, dieser Eimer mit Deckel, den wir im Zimmer hatten, auf russisch „Parascha“ hieß. Die Unterhose war eine „Kaizone“ und was der Dinge mehr sind.

Er hatte zwei deutsche Geliebte, die ebenfalls hier am Kupfergraben saßen. Sie hießen Maria und Martha – Boris nannte letztere Mascha – und mit ihnen hatte er eine Räuberbande gegründet. Sie hatten sich darauf spezialisiert, alliierte Gütertransporte, insbesondere solche mit Lebensmitteln und Zigaretten, zu überfallen und die Beute auf dem schwarzen Markt zu verkaufen. Maria und Mascha wohnten im amerikanischen Sektor, dort fühlten sie sich einigermaßen sicher vor der sowjetischen Besatzungsmacht. Wenn sie nicht auf Raubzügen waren, dann machten sie sich zu Hause ein luxuriöses Leben, zu dem neben Trinken (Boris schnippste mit Daumen und Zeigefinger an seinen Kehlkopfknorpel) vor allem Sex (Boris klopfte mit der flachen Hand auf die zur innen offenen Faust zusammengerollte linke Hand) gehörte.

„Wie heißen Ding bei Mann?“ wollte er zum Beispiel im Rahmen unseres Deutschunterrichts wissen. „Piephahn!“ antwortete ich, weil ich nicht zu wissenschaftlich werden wollte. Er hüpfte eine Weile auf und ab und lernte das Wort, indem er es immer wieder vor sich hinsagte: „Piephahn! Piephahn! Piephahn!“ Wenn er sich gehend bewegte, hüpfte er fast immer. Als er glaubte, dass die Vokabel in seinem Kopf festsaß, fragte er: „Wie man sagen, wenn ein Mann und eine Frollein hier machen?“ Dabei machte er die oben beschriebene Bewegung mit linker Faust und rechter Hand. „Pimpfern!“ sagte ich. Wieder hüpfte er auf und ab und lernte das Wort. Er erinnerte mich an Immermanns Riesen Schlagadodro aus „Tulifantchen“, der auf der Mauer seiner Burg saß.²⁵ Man sah, wie es hinter Boris’ Stirn arbeitete. Jetzt machte er Grammatik. Nach einer Wei-

25 Karl L. Immermann (1796–1840), Tulifantchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. 1830.

le brachte er einen Satz hervor, der in seiner Genialität schon fast an meines Kapitäns „Mörschner“-Behauptung heranreichte: „Wie oft du schon gepiephahnt eine Frollein?“ Als ich damit nicht dienen konnte, war er bass erstaunt und erzählte, dass er mit dem Zählen nicht nachkomme.

Es dauerte nicht lange, und er war bei seiner verfilmenswerten Romanze mit den beiden Schwestern Maria und Mascha angelangt. Er erzählte keine sexuellen Einzelheiten, sondern „Dinger“ aus ihrem gemeinsamen Leben, dessen allgemeine Züge ich bereits kurz angedeutet habe. Teils brachen sie in Verpflegungslager, teils in US-Shops ein. Oder Boris sprang auf fahrende Lastwagen auf, wobei amerikanische oder britische bevorzugt waren, denn bei den Sowjets gab es, wie unsere täglichen Suppen und die kärgliche Brotration bewiesen, kaum etwas zu holen. Die Polizei war wohl der Meinung, dass es sich um verschiedene Gangs handelte, da die Bande jedes Mal anders vorging. Boris war desertiert und lief nun als Zivilist piekfein in Schale umher und machte auf dem schwarzen Markt den Salonlöwen, denn das Zeug, das sie klauten, konnten sie natürlich nicht allein verbrauchen. Ich versuchte, mir Boris als Salonlöwen vorzustellen; wäre ich Filmregisseur gewesen, hätte ich ihm eher eine Rolle als schlanker Neandertaler zugewiesen. Aber er muss wohl seine fliehende Stirn unter einem Schlapphut verborgen haben. Maria und Mascha mochten wohl schon unter des unseligen Adolf Herrschaft irgendeinem eleganten Herrn gehorcht haben, der wohl auch zuweilen wechselte, und so hielten die Leute im Hause und in ihrer näheren Umgebung Boris für einen neuen Herrn jener Art, die in Hamburg Loddel und in Berlin Lude²⁶ genannt wurden. Also nichts Neues und daher auch wenig beachtenswert. Und das war es, was Boris benötigte. So kam es, dass Maria und Mascha nicht mehr in ihrem eigentlichen Beruf tätig zu sein brauchten. In dieser Hinsicht, so behauptete Boris, wieder ohne auf Einzelheiten einzugehen, ersetze er Tag für Tag mehr als alle ihre früheren Kunden. Nebenbei baldowerten alle drei tagsüber auf ihren Gängen und Fahrten durch die Stadt Gelegenheiten für ihre nächtlichen Taten aus. In ihrem Räubernest hatten sie – für alle Fälle – auch ein paar Gewehre russischer Bauart und große Mengen von Munition. Auf ihre Raubzüge gingen sie immer zu dritt und ohne Waffen. Boris besorgte das Geschäft, die beiden Mädchen standen Schmiere oder lenkten Posten ab, ganz wie Boris es anordnete. Die beiden waren diesem primitiven Typ völlig hörig. Durch die Verkäufe ihrer Überschüsse hatten sie Unmengen von Geld, sowohl Reichsmark als auch das so genannte Alliiertengeld.

Wie der Papst in dem Lied²⁷, lebten sie herrlich in der Welt und wurden aufgrund ihrer Erfolge immer tollkühner und unvorsichtiger, so dass sie eines Tages doch entdeckt wurden. Die Amerikaner wussten plötzlich von dem Räuberlager in Steglitz. In einer Nacht umstellten sie das Haus und donnerten unvermutet gegen die Wohnungstür. Boris wusste gleich, was die Stunde geschlagen hatte, schnappte sich eine Maschinenpistole und schoss von innen einige Salven durch die Tür, wodurch die Militärpolizei zunächst gezwungen wurde, sich zurückzu-

26 Zuhälter.

27 Aus dem Studentenlied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt. Es fehlt ihm nie am Ablaßgeld. Er trinkt vom allerbesten Wein, drum möchte ich auch der Papst gern sein.“

ziehen. Maria und Mascha griffen sich ebenfalls Maschinenpistolen und Munitionskisten. Alle drei stiegen im Treppenhaus nach oben, wobei Boris immer wieder Salven nach unten abgab. Die Mädchen luden die anderen Waffen nach und reichten sie ihm hin, sobald er ein Magazin verschossen hatte. Es kam zu einer wüsten Schlacht im Treppenhaus. Boris hatte beschlossen, einen späten Heldentod zu sterben, zusammen mit seinen beiden Bräuten. Selbstverständlich schossen die Militärpolizisten im Treppenhaus nach oben, doch fanden unsere drei Helden und Heldinnen immer wieder Deckung, bis sie den Boden erreicht hatten. Der Dachstuhl war abgebrannt. Das Haus stand allein zwischen Ruinen, so dass es keine Möglichkeit gab, von dort oben gegen die drei vorzugehen. Boris zeigte sich mehrmals in der Hoffnung, es werde ihn erwischen – ohne Erfolg. Inzwischen waren der amerikanischen Militärpolizei noch Russen und Engländer zu Hilfe gekommen. Es schien, als hätten sie untereinander abgesprochen, die drei lebend einzufangen. Die Insellage des Hauses war für die Boris-Bande eine Falle. Hinter einem Schornstein hatten sie Deckung gefunden. Auch die Militärpolizisten waren schließlich bis auf das Dach vorgedrungen und fanden Deckung hinter anderen Schornsteinen. Nach einem längeren Scharmützel war Boris' Munition zu Ende. Maria und Mascha waren verwundet und bluteten ziemlich stark am Kopf. Aber in ihrer Liebe – oder war es Todesangst? – achteten sie darauf überhaupt nicht. Als Boris seine Maschinenpistole hinter seinem Schornstein hervorgeworfen hatte, stürzten sich zwanzig oder dreißig internationale Militärpolizisten auf das Trio, drehten ihnen die Arme auf den Rücken und legten sie flach auf den Bauch. Sie wurden durchsucht, getreten, geschlagen, durch den Dreck geschleift, kurz: allen unsanften Praktiken unterzogen, die man anwendet, wenn man solcher Leute habhaft geworden ist. Am Ende wurden sie der anwesenden russischen Militärpolizei mitgegeben, auch die beiden Mädchen, obwohl diese doch eigentlich im amerikanischen Sektor Berlins wohnten, wo sie ja auch festgenommen wurden. So kam es, dass sie in diesem schönen Haus am Kupfergraben landeten.

Boris hielt das ganze für ein berufliches Missgeschick. Er hatte seinen Humor nicht verloren. Eines Tages zeigte er mir Maria und Mascha, wie sie über den Hof zur Vernehmung geführt wurden. Sie trugen weiße Verbände um die Köpfe und hatten geschwollene Gesichter. Überhaupt hockte Boris – wenn er nicht von den Wachposten verjagt wurde – gern auf dem Fensterbrett und beobachtete das Treiben auf dem Hof, soweit man ihn durch den schmalen Ausguck übersehen konnte. Bevor er auf meine Stube kam, war er offenbar schon woanders in dem Gebäude untergebracht gewesen, denn er kannte viele der zum „Personal“ gehörenden Leute. So war zum Beispiel „mein“ Dolmetscher Alexander nicht der einzige „weltmännisch“ auftretende Herr, es gab da auch noch einen anderen „Dandy“, der mit blauem Blazer, weißer Leinenhose und flottem Strohhut umherstolzerte. Boris erklärte mir, das sei ein Pole namens Gorny. Auch den Chef des Hauses, den eher vierschrotigen Major Butschenkow, zeigte er mir.

An einem Augusttag gab es draußen am Hoftor, das ja nicht weit von unserem Fenster entfernt war, einen Tumult. Irgendjemand schlug dagegen und auf dem Hof gab es Unruhe. Plötzlich rief mich Boris an das Fenster und sagte:

„Komm schnell! Draußen deine Mutter! Viel weinen! Komm!“ Selbstverständlich kannte Boris meine Mutter nicht. Aber ich muss hierzu sagen, dass es eine gewisse, vielleicht sogar große Ähnlichkeit zwischen uns beiden gab. Dies hatte Boris erkannt und scharfsinnig kombiniert. Ich lief nun auch zum Fenster und sah hinaus. Da war in der Tat meine Mutter, die irgendwie auf den Hof gelangt war. Zwei oder drei Mann drängten sie von der Hofterrasse ab und gestikulierten. Was sie sagten und was meine Mutter sprach, konnte ich nicht verstehen, denn alle waren ziemlich laut. Ich war natürlich sehr aufgeregt bei diesem Anblick. Zudem glaubte ich zu hören, wie sie ein paar Mal meinen Namen rief. Als ich mit ansehen musste, wie meine Mutter nach kurzer Zeit hinausgedrängt wurde, musste ich weinen. Ich hoffte, dass sie nicht allzu heftig protestierte, denn das hätte dazu führen können, dass sie auch noch festgehalten worden wäre. Dies war eine Episode von großer Dramatik, aber sie dauerte nur etwa fünf Minuten.

Für mich war es ein großes Rätsel, wie meine Mutter meinen Aufenthalt hatte ermitteln können. Nach meiner Entlassung, also fast zehn Jahre später, konnte ich sie danach fragen. Eines Tages erschien ein Uniformierter an ihrer Tür, der Kleidung und Bettwäsche für mich haben wollte. Meine Mutter packte ihm etwas ein, Gott sei Dank altes Zeug, denn wenn sie mir etwas Neues und Gutes gegeben hätte, wäre es sofort von unserem „Personal“ geklaut und gegen Lumpenkleidung ausgewechselt worden. Als dieser Mann wieder ging, folgte sie ihm in kurzem Abstand. Sie blieb ihm auch in Omnibussen und S-Bahnen auf den Fersen und sah ihn schließlich durch unser Hoftor verschwinden. Kurz entschlossen hatte sie laut dagegen geschlagen und um Öffnung gerufen. Passanten blieben neugierig stehen. Was wir in unserer abgeschiedenen Klausur uns kaum noch vorstellen konnten: Draußen gab es das normale Leben. Dort gingen Menschen völlig frei umher, vielleicht nicht weiter als einen Meter vom Hoftor, von der Gartenmauer, vom Hause entfernt. Nur auf der anderen Seite. Mein Gott, das gab es ja auch noch. Schon hatte sich eine kleine Gruppe vor dem Hoftor angesammelt, Leute, denen meine Mutter erzählte, wie und warum sie dorthin gekommen war und was sie wollte. Als die Sowjets aus dem Fenster des Hauses sahen, dass sich dort etwas zusammenbraute, ließen sie meine Mutter durch das Tor, das sie einen ganz schmalen Spalt geöffnet hatten, in den Hof und schlossen das Tor sofort wieder. Meine Mutter verlangte, mich zu sprechen, mich wenigstens zu sehen. Sie logen ihr vor, ich sei nicht in dem Gebäude. Meine Sachen würden mir nachgeschickt. Es war vergeblich. Als sich die Menschenansammlung draußen vor dem Tor zerstreut hatte, schob man sie mit mehr oder weniger sanfter Gewalt wieder hinaus. Auf dem gleichen Wege, wie sie gekommen war, fuhr sie weinend und unverrichteter Dinge wieder nach Hause.

Eines Tages musste ich zu Major Butschenkow. Er hatte sein Büro ganz oben, im Dachgeschoss. Obwohl seine Deutschkenntnisse sehr gering waren, verzichtete er auf die Hinzuziehung eines Dolmetschers. „So“, sagte er, „dein Fall jetzt klar. Dann bald Tribunal.“ „Ja“, erwiderte ich, „nun werde ich bald erschossen werden.“ Er gab sich ganz entsetzt und tat, als müsse er lachen. Er sagte: „Sowjetunion humanistischer Staat. So junge Leute wie du nix totmachen. Du noch viele, viele leben!“ Und dann machte er auf Konversation. Aber es war nur Bla-

bla, was geredet wurde. Mir war klar, dass längst irgendwo entschieden worden war, welches Urteil über mich gesprochen werden sollte. Unvermutet öffnete sich die Zimmertür und Gorny stetzte herein. Ich bin davon überzeugt, dass das, was jetzt folgte, nicht vorher abgesprochen war. Gorny wollte sich irgendeinen Auftrag holen oder einen solchen als erledigt melden. Was sie auf Russisch sprachen, konnte ich nicht verstehen. Als Butschenkow Gorny sah, der seinem Outfit nach der Inbegriff eines „westlichen Menschen“ war, schoss ihm blitzschnell eine eulenspiegelische Idee durch den Hohlraum über seinem Kragen. Mit gespielter überströmender Liebenswürdigkeit ging er auf Gorny zu und sagte, englische Brocken unter sein schlechtes Deutsch mischend: „Ah, Mister Captain, how are you?“ Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: „Diese Captain ist unsere Verbindungsmann zu britische Secret Service.“ Dann wieder zu Gorny: „Hier, Mister Captain, wir haben geschnappt ihre Spion. Er alles verraten!“ Dabei zwinkerte er Gorny zu. Dieser hatte rasch kapiert, worauf Butschenkow hinauswollte und ging darauf ein. „Du!“ kam er mit drohender Faust auf mich zu, „du hast alles verraten?“ Butschenkow unterbrach ihn: „Mister Captain, sprechen sie mit ihre Spion Englisch, bitte!“ Nun hatte Gorny an keiner meiner Vernehmungen teilgenommen und kannte nicht meine Akten. Aber etwas Englisch konnte er wohl sprechen. So fragte er mich: „Where are your guns?“ „Herr Major“, sagte ich zu Butschenkow, „der Mister Captain fragt mich nach meinen Pistolen. Ich habe doch gar keine Waffen gehabt.“ Butschenkow merkte, dass die Posse anders ablief, als er sie sich ausgedacht hatte, sprang auf, redete Russisch auf Gorny ein und schob ihn zur Tür hinaus. Dann kam er wieder zurück auf seinen Platz und sagte zu mir: „Deine britische Offizier jetzt viel böse auf dich!“ Jetzt ließ ich die Katze aus dem Sack und sagte: „Herr Major, das war doch gar kein Engländer, das war doch der Dolmetscher Gorny.“ Jetzt war Butschenkow total überrascht. Er brachte nicht mehr heraus als: „Du wirklich eine große Spion! Ab nach Keller!“

Einige Tage später musste ich noch einmal hinauf kommen. Diesmal war da jemand, der sich als „Prokuror“ ausgab, ein Glatzkopf in Uniform. Ein Staatsanwalt. Er las mir meinen Fall vor, zusammengefasst auf etwa einer Seite. An der Materie war er völlig unbeteiligt, las monoton, als ginge ihn alles nichts an. Russisch selbstverständlich. Danach musste ich das Blatt, offenbar die Anklage, unterschreiben. Dann setzte er schwungvoll seinen Friedrich-Wilhelm darunter. Mit Schisslaweng²⁸, wie wir Berliner sagen. Ein letztes Mal schritt ich die wunderschöne Seufzertreppe hinunter. Ich wusste nicht, was ich glauben sollte – was Butschenkow gesagt hatte: „Noch viele, viele leben“, oder was ich gesagt hatte: „Nun werde ich wohl bald erschossen werden.“ Auch was Sperling und Dr. Hefter mir gesagt hatten, fiel mir ein: „Wenn du Englisch kannst, kriegst du zehn Jahre.“ Türen zu großen Räumen, die ich sonst nachts nie gesehen hatte, standen weit offen. Überall hatten die Russen rote Transparente angebracht, mit goldener Schrift und goldenen Fransen und Troddeln daran: „Ruhm und Ehre der glorreichen Roten Armee!“ „Die Hitler kommen und gehen, aber das deut-

28 Er setzte mit Schwung seine Unterschrift darunter.

sche Volk wird bleiben!“ und was der vielen Sprüche mehr waren. Zum letzten Mal schritt ich die Treppe hinab. Am Tage war das Haus ruhig. Man begegnete niemandem auf den Fluren. Schön muss er hier gelebt haben, der Reinhardt mit seinen Festen, seinen Freunden, seiner erlesenen Kultur. Noch zwei, drei Tage blieb ich im Keller. Dann ging es ab zum Tribunal.

Tribunal

Plötzlich wird ein Bündel Kleidung in die Stube geworfen. Es sind Sachen darunter, die man bei meiner Mutter für mich abgeholt hat. Das Glanzstück ist ein Ulstermantel mit schwarzem Seidenfutter, der mir aber nie gehört hat. Boris und ich durchsuchen die Taschen, ob irgendetwas Verbotenes hineingetan worden ist. Oder vielleicht etwas zu essen oder zu rauchen. Nichts. Ich kann zum ersten Mal seit über fünf Monaten die Wäsche wechseln. Die alte ist wohl nicht mehr zu gebrauchen. Wir schmeißen sie beim nächsten Mal, als unser „Parascha“ herausgeholt wird, mit vor die Tür. „Jetzt du bald bei Tribunal!“, sagt Boris. Am nächsten Tag höre ich zum ersten Mal das Kommando: „Du, komm! Mit alles Sachen!“ – „Machs gut!“ , sage ich zu Boris. Er ruft: „Do swidanija - Auf Wiedersehen!“ Ich ergreife mein Bündel und werde auf den Hof hinausgeführt. Adieu, Kupfergraben, du Tränenstätte.

Man schubst mich in ein Auto. Rechts und links von mir je ein Soldat mit Kalaschnikow. Vorne neben den Fahrer setzt sich ein Offizier, der eine Akte in der Hand hat. Das grüne Bretttertor öffnet sich, ich werfe noch einen Blick auf das vernagelte Fenster und stelle mir vor, wie Boris meine Abfahrt beobachtet. Wir fahren am Dom vorbei und Straßen zwischen Ruinen entlang. Ich erkenne die Frankfurter Allee. Wir kommen an der Warschauer Straße vorbei, unterqueren die S-Bahnbrücke und biegen nach einiger Zeit in eine Straße ein, an deren Ende ich die Türme einer Kirche erkenne. Ich erkenne die Magdalenenstraße in Lichtenberg und das Amtsgericht an ihrem Ende. Dem Gericht gegenüber steht eine zweitürmige Kirche, an der mein Musiklehrer aus der Volksschulzeit, Arthur Kösterke, nebenamtlich als Kantor und Organist gewirkt hat. Dort, vom Rodeliusplatz, geht nach links die Normannenstraße ab, an der sich unsere Kirche befindet, die Neuapostolische Kirche der Gemeinde Berlin-Lichtenberg. Hinter dem Amtsgericht Lichtenberg ist das Amtsgerichtsgefängnis, beide sind von der Besatzungsmacht beschlagnahmt. Das Gefängnis dient als Gefängnis! Durch ein Tor fahren wir auf den Hof.

Ich denke, mich tritt ein Pferd. Wer kommt da an, um mich in Empfang zu nehmen? Mein Kartenspielpartner aus dem Keller des Hauses Am Kupfergraben Nr. 7, Aljoscha, der Goldklauer. Ein Offizier übernimmt vom Begleitoffizier die Akte. Aljoscha übernimmt mich. Ich freue mich, ihn zu sehen, doch er scheuert mir erst einmal eine. Das soll wohl heißen: Du kennst mich nicht, ich kenne dich nicht. Sonst gibt's Schwierigkeiten. Er führt mich in das Haus, eine eiserne Treppe empor. Plötzlich stehen wir in einem Gang, rechts und links eine Reihe von Türen, erkennbar Zellentüren. „Hier warten!“ Ich stehe mir die Beine in den



Abb. 5: Ehemaliges Amtsgericht Lichtenberg am Roedeliusplatz. Ort des Sowjetischen Militärtribunals der Berliner Garnison, von dem Hans Corbat verurteilt wurde. 2004.

Bauch. Dann winkt Aljoscha und führt mich in ein Brausebad. Das erste Mal seit fünf Monaten, dass ich baden kann. Mit dem von meiner Mutter mitgegebenen Frottee-Handtuch trockne ich mich ab. Wie auf dem Bahnhof in Bremen, damals, im vorigen Leben.

Ein anderer Posten kommt und holt mich. Ich nehme mein Päckchen. „Jeder hat sein Päckchen zu tragen“, geht es mir durch den Sinn. In dem grauen Gang hallen die Schritte. In den oben abgerundeten Türen sind kleine Löcher mit einer Klappe darüber, in welcher wiederum ein kleines Loch ist. Laut geht der große Schlüssel in einem Schloss. Eine Tür wird geöffnet. „Nu, dawai!“ Damit bin ich in einer völlig leeren Zelle. Leer heißt: kein Bett, kein Tisch, keine Sitzgelegenheit. Dafür sind bereits drei Menschen darin. Teils liegen sie auf dem Boden, teils stehen oder gehen sie umher. Ist das möglich, Kinder?

„Morgen!“, sage ich, obwohl es schon fast Mittag sein muss. „Morgen!“, antworten die drei, unterschiedlich begeistert. Ich stelle mich vor: „Ich heiße Hans! Und ihr?“ Von den Dreien weiß ich heute nicht mehr die Vornamen. Der eine, offensichtlich der Wortführer, heißt mit Familiennamen Steike. Den Namen des Zweiten habe ich vergessen. Der Dritte wird, weil er einen Klumpfuß hat, Hunke genannt, Hunke Hoffmann. Steike ist 16 Jahre alt, die beiden anderen 15. Sie sind Mitglieder einer Bande von Jugendlichen, die die Gegend um den Bahnhof Friedrichstraße zu ihrem Arbeitsgebiet gemacht hat. Steike ist der Häuptling, Hunke Hoffmann offensichtlich sein Hofnarr. „Wejen wat sitzt du denn?“, fragt Steike. „Wegen nichts“, sage ich. „Das heißt: sie haben mich so lange gedroschen, bis ich irgendwas zugegeben habe. Nun bin ich Spion.“ „Det jibts doch jar nich!“, sagt Steike. „Wir wissen wenigstens, weswejen wir hier drin sind. In

erster Linie wejen Hunke.“ Und er gibt ihm einen Knuff. Sie haben, wie aus ihren Erzählungen hervorgeht, das Interesse eines Arztes der Charité auf sich gelenkt, der sich das hehre Ziel gesetzt hat, sie zu anständigen Menschen zu machen. Jede freie Stunde ist er mit den sieben oder acht Jungen zusammen, und während dieser Zeit sind sie die reinsten Musterschüler. „Doxe“, wie sie ihn nennen, hat nur den besten Eindruck von ihnen. Interessant findet er das soziale Milieu, aus dem diese Jungen kommen, denn man trifft sich bei Hoffmanns. Hunkes Mutter steht unter der Fuchtel der Truppe. Hunkes beide ältere Schwestern gehen auf den Strich, sie sind mit den Jungen etwa gleichaltrig. Um in ihr häusliches „Arbeitszimmer“ zu kommen, muss man durch die Hoffmannsche Küche, in der einige Kaninchen und andere essbare Tiere in etwa dieser Größe frei umherlaufen. Wenn die Mädchen keine Freier haben, machen sie sich einen Spaß daraus, die Jungens aufzuklären und, wie Steike sich ausdrückt, „drüberzulassen“. Gratis, selbstverständlich. Sogar Doxe verführen sie ein paar Mal gemeinsam. Doxe ist ihr Aushängeschild, ihr „Sozialarbeiter“ sozusagen. Wenn sie in Verdacht geraten, irgendetwas getan zu haben (auch wenn sie es vielleicht sogar wirklich getan haben), dann kommt Doxe, bürgt für ihre Anständigkeit und legt seine Hand für sie ins Feuer. Meistens hilft das und sie werden wieder für anständige Leute gehalten. Wenn aber Doxe Dienst hat, dann ziehen sie los. Sie erzählen mir, was sie alles geklaut und wo sie eingebrochen haben, denn das ist ihr eigentliches Metier. Ihre Beute lag meistens unter den Betten der Schwestern, in denen diese ihrem Beruf nachgehen.

So waren sie zum Beispiel in das Verkehrs- und Baumuseum in der Invalidenstraße eingedrungen und hatten dort wunderbare Modelleisenbahnen, werkgetreue Nachbildungen berühmter Züge, mitgenommen. Verkaufen konnten sie dies bei den westlichen Besatzungssoldaten, bei denen die Währung Zigaretten, Seife, Nahrungsmittel und dergleichen locker saß. Wenn sie gerade nichts anderes zu tun hatten, machten auch die Mädchen mit. Sie beschäftigten Nachtwächter und Pförtner so lange, bis sie ein Zeichen erhielten, dass die Aktion gelungen war. Auch beim Vertrieb der Waren beteiligten sie sich. Oft waren ihre Kunden auch diejenigen, die die Ware abnahmen. Über einen ihrer Coups hatte ich sogar in der Zeitung gelesen. Da waren sie in ein tiermedizinisches Institut eingedrungen und hatten dort ein Kilo Platin geklaut, das für irgendwelche Versuche als Katalysator diente. So erzählten sie, wie es in einem der Gedichte von Ringelnatz hieß, „Geschichten, die sie ganz selbst erfunden.“ Sie waren aber gar nicht erfunden, sondern das Leben hatte sie geschrieben. Sie erzählten anschaulich und witzig. Einmal, als sie in ein russisches Magazin eingebrochen waren, wurden sie gestört und türmten. Hunke Hoffmann, das schwächste Glied in ihrer Gemeinschaft, fiel in die Hände nachsetzender deutscher Polizei. Es half nichts, da es sich um eine Einrichtung der Besatzungsmacht handelte, wurde er an diese ausgeliefert. Dort machte man kein langes Federlesen und drosch auf ihm herum, erzählte ihm, dass seine Mutter und die beiden Schwestern nebenan saßen und schon alles zugegeben hätten. Sie brauchten nicht lange, bis er zusammenklappte und die Namen der anderen nannte. So waren sie nach wenigen Tagen wieder zusammen. Die Schwestern und Hunkes Mutter waren nicht festgenom-

men worden. Ebenso gelang es ihnen, Doxe nicht mit hineinzuziehen. Hunke hatten sie schon verziehen. „Det machen wa aus, wenn wa wieder draußen sind! Unblutich!“

Träge tropft die Zeit. Es gibt nichts zu tun. Man geht in der Zelle herum wie ein Tiger im Käfig. Wenn man nicht herumgeht, sitzt man. Es gibt nichts, worauf man sitzen oder liegen kann, nur den nackten Linoleumfußboden. Alles Inventar der Zellen ist entfernt. Einzig ein Eimer mit einem Holzdeckel dient der Notdurft. „Erzähl doch mal wat!“, sagt Steike und meint mich. „Haste keene Bücha jelesen oder so? Mit deine Brille siehste so jelehrt aus.“ Ich versuchte, ihnen die Geschichte von der Pantherbraut zu erzählen, jenem Buch, das František Wondrka mir am Kupfergraben seitenweise durch das Schlüsselloch herüberschoben hatte. Es fand Anklang und die Zuhörer hingen gespannt an meinen Lippen. Ich machte es aber auch wirklich spannend, indem ich immer an gewissen Höhepunkten der Handlung behauptete, jetzt reiche es erst mal, mein Hals werde rau. Sie moserten herum, erzählten dann aber auch immer wieder „Dönkens“ aus ihrem ereignisreichen Leben. Auch meine Ringelnetzgedichte – über 50 längere und kürzere hatte ich im Kopf – brachten mir die Anhänglichkeit der Zuhörer. Als sie gar hörten, dass ich an Gott glaube, wollten sie auch darüber „wat hören“. So ging es einige Tage. Diese Bleibe war ja nicht als dauerhaftes Quartier gedacht. Plötzlich sagte Steike: „Du bist’n juter Kumpel, bloß für’t Leben biste wirklich zu jutmütich. Ick wer’ dir mal wat sagen: Wenn de wieda draußen bist und wir ooch, denn brauchste bloß wat sagen, denn komm’ wir und machen für dir, womit’te dir de Pfoten nich dreckig machen willst. Mir brauchste bloß wat sagen, denn knöpp ick mir den vor, der dir hier rinjebracht hat.“ Er ließ seine nicht vorhandenen Muskeln spielen, und ich musste lachen.

Nach etwa einer Woche waren sie dran vor dem Tribunal. Damit verschwanden sie aus der Zelle und ich blieb allein. Aber auch für mich kam der Tag der Verhandlung. Ich musste mein Päckchen nehmen und wurde in eine kleinere Zelle gebracht, in der einige Schemel standen, auf denen man wenigstens in normaler Haltung sitzen konnte. Wieder tropfen die Minuten unendlich langsam. Was wird nun? Was wird das Tribunal mit mir machen? Soll ich sagen, dass alles nur in mich hineingeprügelt wurde und keine Beziehung zur Wirklichkeit hat?

Es schließt. Dieses typische Gefängnisgeräusch: Ratsch-ratsch. Die Tür fliegt auf. Ein Offizier. Mit fragendem Ton sagt er: „Korbat Gans?“ Ich nicke. Er winkt: „Komm!“ Ich folge ihm. Es geht nur quer über den Flur. Wir betreten einen holzgetäfelten kleinen Saal, der mit Schnitzereien versehen ist, die an Kaiser Wilhelms Zeit erinnern. Ich werde auf eine Bank verwiesen, die neben der Tür an der Wand steht. Ein recht düsterer Raum ist es. Mir gegenüber, wie eine Tribüne, ein breites Pult, hinter dem drei hochlehnige Stühle stehen. Rechts und links von diesem verschnörkelten Pult je ein Tischchen. Es ist still. Eine dicke Fliege setzt immer wieder an, gegen die Fensterscheiben zu knallen. Auch gefangen, denke ich. Der Offizier, der mich hier hereingeführt hat, verschwindet durch eine weitere Tür. Es vergehen ein paar Minuten. Dann öffnet sich die Tür wieder und „das Gericht“ betritt das Gericht. Voran ein Oberst, fett und geschmiegelt,



Abb. 6: Untersuchungshaftanstalt in der Berliner Magdalenenstraße, in der Hans Corbat im August 1946 gefangen gehalten wurde. 2004.

dahinter zwei einfache Soldaten, dahinter ein Major und ein Leutnant. So sieht das Tribunal aus. Ich erhebe mich. Drei der Herren, der Oberst in der Mitte und die Muschkoten rechts und links von ihm, stellen sich hinter das Pult. Der Major stellt sich an das linke Tischchen, der Leutnant an das rechte. Der Brummer knallt noch immer gegen die Scheibe. Der Oberst macht eine Handbewegung, die besagen soll, man möge sich setzen. Er wendet sich an den Leutnant und spricht etwa eine Minute zu ihm. Dann spricht dieser in etwas holperigem

Deutsch zu mir: „Herr Oberst sprechen: Bevor wir treten in Verhandlung nach Lage deine Akten, du kannst hier sagen freimutig, ist freimutig richtig?“ Ich nicke. „Also sagen freimutig, wenn du bist geworden geschlagen oder gezwungen diese zu sagen!“ Er macht eine kleine Pause und ich will, getreu meinem Vorsatz, schildern, wie sie alles in mich hineingedroschen haben, da fährt er schon fort: „Wenn du geworden geschlagen, dann du kommen wieder zurück nach Untersuchungsstelle und alles wird von vorne neu aufrollen. Verstehn?“ Ich wüрге meine Worte herunter und nicke. Dies Nicken bezieht sich aber nicht darauf, wie ich behandelt worden bin, sondern darauf, dass ich ihn verstanden habe. Ich überlege in Windeseile: Soll ich all die nicht begangenen Taten, die ich mir ausgedacht habe, um etwas gestehen zu können, hier verteidigen oder ihnen „abschwören?“ Auf jeden Fall: Wenn ich von der Aktenlage abweiche, riskiere ich, wieder in die Folterkammer Kupfergraben Nr. 7 zurückgebracht zu werden. Es überkommt mich eine Macht-mit-mir-was-ihr-wollt-Stimmung. Deswegen nicke ich und ergebe mich in mein Schicksal.

Er übersetzt dem Oberst, es sei alles mit rechten Dingen zugegangen. Dann antwortet dieser, vom Dolmetscher übersetzt: „Wir eintreten jetzt in Verhandlung nach Lage deine Akte. Herr Major ist Prokurator, wie sagt man bei euch? Staatsanwalt?“ Ich verbesserte: „Staatsanwalt.“ „Nu gut, Staatsanwalt. Er jetzt verlesen deine Anklage. Wenn du wünschen Übersetzung, du müssen sagen.“ Ich wünschte keine Übersetzung. Ich war sicher, dass sie alles, was ich in meiner Not gestanden hatte, gegen mich verwenden werden. Dass ich wohl nicht mit der Todesstrafe zu rechnen habe, hat mir bereits Major Butschenkow bei unserer seltsamen „Schlussbesprechung“ gesagt. Ob man sich darauf verlassen kann? Mir ist alles egal, nur nicht wieder zurück in die Folterhöhle. Sperling und Hefter haben gesagt: „Wenn du Englisch kannst, kriegst du zehn Jahre!“ Ob da was dran ist?

Inzwischen hat der Staatsanwalt angefangen, seine Litanei herunterzuleiern. Ab und zu hebt er die Augen von den Blättern der Akte und sieht zu mir herüber. Zweifelt er an dem Quatsch? Oder will er nur wissen, ob ich eine Übersetzung wünsche? Ich wünsche keine. Ich lasse mir keine Regung anmerken. Während er monoton vorliest, bohrt der vorsitzende Oberst in der Nase, während die Soldaten die Ärmel ihrer Uniform-Litewka hochkrepeln. Dabei kommen an jedem Arm mindestens fünf Armbanduhren zum Vorschein. Die Soldaten nehmen sie ab und legen sie wieder an. Hinter dem Rücken des Herrn Oberst reichen sie einander die Uhren, halten sie sich an die Ohren und freuen sich, dass sie ticken, oder schütteln die Köpfe, wenn sie es nicht tun. So vertreiben sie sich die Zeit, mindestens eine Stunde lang, während der Prokurator Blatt um Blatt die Anklage verliest. Dann ist er fertig und macht damit dem fröhlichen Treiben hinter dem Gerichtstresen ein vorläufiges Ende. Der Oberst spricht nun selbst einige Worte zur mir: „So. Du noch wollen dazu sagen etwas?“ Ich sage, dass ich gerne einen Rechtsanwalt hätte. Der Dolmetscher übersetzt ihm das und er macht ein beleidigtes Gesicht. Er lässt mich fragen, ob ich denn nicht an seine Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit glaube? Das sowjetische Recht sehe solche kapitalistischen Mätzchen, die nur der Verlängerung der Verhandlung dienen, nicht vor.

Ich erkläre, dass ich dann auch nichts mehr zu sagen hätte. Aus dem Hinterzimmer kommt nun wieder der Offizier, der mich hierher geführt hat. Jovial fragt der vorsitzende Oberst, ob ich eine rauchen wolle, während das Gericht sich zur Beratung über das Urteil zurückziehe. Ich nicke und bekomme sogar zwei Zigaretten. Richtige Zigaretten. Der Offizier führt mich wieder über den Flur in die kleine Zelle mit den Schemeln und gibt mir Feuer. Es schmeckt aber nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Ich denke: „Henkerszigarette!“ Länger als ich zum Rauchen der beiden Zigaretten brauche, „berät“ das Gericht aber nicht. Kaum war die zweite Kippe in einer als Aschenbecher dienenden Ölsardinendose ausgedrückt, kommt der Offizier schon wieder und führt mich hinüber.

Unter etwas vermindertem Uhrentausch seiner beiden Beisitzer verliest nun der Oberst mit einer Betonung wie ein russischer Schauspieler das Urteil. Ich versuche, schon vor der Übersetzung herauszuhören, was er sagt. Ein paar Mal glaube ich, die Worte „dwazet let“ herauszuhören. Aha, denke ich, weil du erst zwanzig Jahre alt bist, gibt man dir wohl mildernde Umstände. Dann übersetzt der Dolmetscher holperig das Urteil. Nach Artikel 58, Absatz 6 und Absatz 10 des Russischen Strafgesetzbuchs werde ich wegen Spionage und antisowjetischer Propaganda zu Freiheitsentzug von zwanzig Jahren verurteilt, zu verbüßen in einem Erziehungs- und Arbeitslager. Ich hatte also richtig gehört, nur falsch geschlussfolgert. Nichts von mildernden Umständen. Es ist ein Schock, weil ich von einem so hohen Strafmaß, abgesehen von der Todesstrafe, bisher noch nie gehört hatte. Ob ich noch etwas sagen wolle, fragt der Oberst noch einmal. Ich bin von dem unerwarteten Verlauf der Dinge wie betäubt und sage nur: „Ich hätte doch lieber einen Anwalt gehabt.“ „Du gleich kannst schreiben Gnadengesuch, drüben in Zelle!“ sagt der Dolmetscher. Dann gibt er mir einen DIN A4-Bogen und einen stumpfen Bleistift. Ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe, jedenfalls bitte ich um Gnade. Diesmal ohne eine Zigarette.

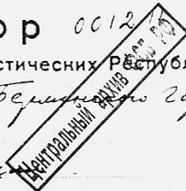
„Nimm alles deine Sachen und kommen!“, sagt der Offizier und geht mit mir durch Gänge und über Treppen in eine andere Etage, schließt eine Tür auf und – ach du Schreck! – schiebt mich in einen größeren Raum, in dem es von Leuten nur so zu wimmeln scheint. Gestank und Brodem schlagen mir entgegen. Staub hängt in der Luft und viele Augen sind auf die Tür gerichtet, durch die ich hineingeschubst werde. Sie fällt hinter mir zu. Aus dem Hintergrund kommt Steike angelaufen: „Mensch, Hans, bist du nicht freigesprochen worden? Hast du nicht jemaht!“ Er nimmt mich erst einmal mit nach hinten, wo in der unteren Etage einer zweistöckigen Holzpritsche alle Beteiligten seines ganzen „Falls“, auch die, die ich noch nicht kenne, versammelt sind. Sie haben durch die Bank fünf Jahre erhalten, da sie keine politischen Täter sind. „Und wie ville ham se dir jegeben?“ Ich sage lapidar: „Zwanzig!“ Steike ist entsetzt und sagt laut: „Wat? Zwanzig Jahre?“ Mit einem Schläge verstummt das Stimmengewirr. Nur einige Sowjetmenschen, die einen Abschnitt der Pritsche bei der Tür belegen, unterhalten und streiten sich weiter, denn sie haben den entsetzten Ausruf Steikes vielleicht gehört, aber nicht verstanden. Alle deutschen Verurteilten in dieser großen Zelle schauen mich genau so entgeistert an wie Steike, obwohl mich keiner von ihnen kennt oder auch nur vorher gesehen hat. Dieses Strafmaß hat noch

Приговор 0012

Именем Союза Советских Социалистических Республик,

23 августа 1946 года Военный Трибунал Берлинского гарнизона

в составе: Председательствующего Майора Истиш
и членов М. Сутатта
и Кр-ца при секретаре Л-ше
с участием



в Закрытом судебном заседании в г. Берлине
рассмотрев дело по обвинению подданного Германии
Корбат Ханса, рожденный 1926 года, уроженца
г. Берлина, немца, имеющего образование в
общей 7-ми классов народной школе, в трудовой
школа организации "Штудентен" Колонского, в
преступлении предусмотренном ст. ст. 58-62 I
и 58-102 2 ч. РСФСР.

Материалами предварительного и судебного
следствия Военной трибуналы
Установил:

Подсудимый Корбат, после кабинетизации Гер-
мании в 1945 году, состоял в антикоммунистской
молодежной организации в районе Лихтенберг
г. Берлина, попал под влияние агента
английской военной разведки Абд-Ур-Рохмана,
которого индентифицировал всех проводимых и в-
рправляемых молодежной организации.

В августе 1945 года Абд-Ур-Рохман предложил
Корбату о секретных сотрудничестве с англи-
скаками, на что Корбат дал свое согласие.
В ноябре 1945 года Корбат получив от Абд-Ур-
Рохмана деньги в сумме 300 оккупационных
марок, выехал в г. Лихтенберг, где через
агента Мосель связался с английской разведкой.
После соответствующего перевода с Кабинетом

Dok. 2: Erste Seite des Urteils des Sowjetischen Militärtribunals der Berliner Garnison gegen Hans Corbat. 23. August 1946.

keiner von ihnen bekommen, nicht einmal gehört haben sie davon. Sie umstehen mich und halten doch einen etwas größeren Abstand als normalerweise zu ihresgleichen. Sie haben zumeist das „Einheitsstrafmaß“ von zehn Jahren. Einige auch weniger, wie die Steike-Truppe. Aber so viel? „Mensch“, sagt einer, „dafür hätt’ste ooch Gauleiter jewesen sein können!“ Der Mann hat nicht so ganz Unrecht. Nach einer Stunde kommen nach mir Verurteilte in die große Zelle. Auch sie haben zwanzig Jahre. Auch die am nächsten Tag. Steike hat wieder die passende Formulierung. Er sagt zu mir: „Da müssen se wohl bei dir ne neue Büchse aufgemacht haben.“ Dieser Ausspruch wird später zum geflügelten Wort. Da der Zustrom der Neu-Verurteilten nicht nachlässt, wird die Enge auf der Sammelzelle immer drangvoller. Ich halte bei jedem neuen Schub Verurteilter Ausschau nach Klaus Bechler. Aber immer vergebens.

Die hygienischen Zustände „stinken zum Himmel“ und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Als sanitäre Anlage dienen in dem großen Raum eine Reihe von Tonkrügen mit zum Teil außerordentlich kleiner Öffnung. Das „Hineinziehen“ war nicht einfach. Manchen gelingt es trotz aller Bemühung nicht. Einige, zum Beispiel die Sowjetmenschen, machen sich auch gar nicht erst die Mühe. Sie sind es ja auch nicht, die diese „Gefäße des Zorns“²⁹ hinaustragen und in einer speziellen Zelle entleeren müssen. Das tun, nach einer abgesprochenen Reihenfolge, die Deutschen. Die Sowjetmenschen führen auch hier das große Wort und kommandieren die Deutschen herum. Ich fürchte, dass ich mit meinen zwanzig Jahren besonders unter ihren Launen zu leiden habe. Doch wider Erwarten ist das Gegenteil der Fall. Sie begegnen mir wegen meines hohen Strafmaßes mit einer gewissen „Ehrfurcht“ und verlangen nicht, dass ich von ihnen Befehle entgegennehme.

Doch auch hier dauerte es nicht lange. Am 23. August 1946 war ich verurteilt worden, am 31. August ging es bereits „auf Transport“. Steikes gesamte Truppe, einige andere Verurteilte und ich standen mit unseren Bündeln auf dem Gefängnishof neben einem offenen Lastkraftwagen. Namentlich wurden wir aufgerufen, ich als Erster. Ich musste auf den Plafond kriechen und mich mit dem Rücken an das Fahrerhaus auf den Fußboden setzen. Das Bündel vor den Bauch und die Beine auseinander. Rechts und links von mir saßen je zwei Steike-Leute in der gleichen Stellung. Der mir jeweils am nächsten Sitzende musste ein Bein über das meiner Beine legen, welches ihm am nächsten war. Dann kam eine neue Reihe vor uns, die wieder mit dem Rücken jeweils an unserem Bündel sitzen mussten, auch die Beine spreizend, weil in diesem dadurch gebildeten Winkel die Leute der nächsten Reihe Platz nehmen mussten. Das ging so weiter, bis wir in ungefähr fünf Reihen zu je vier Mann dort saßen. An jeder der vier Ecken postierte man einen russischen Soldaten mit Maschinenpistole. Sie sollten im Ernstfall, das heißt, wenn jemand von uns versuchte, zu türmen, auf uns schießen. Uns wurde verboten, ohne Befehl die Stellung zu wechseln oder aufzustehen oder miteinander zu sprechen. Mich hatten sie, weil ich der Höchstbestrafte von allen war, ganz hinten zwischen allen eingezwängt. Als wir alle, auch

29 Römer 9, 22.

die Sowjetbewacher, unsere Plätze eingenommen hatten, stieg ein Offizier mit einem Stapel Akten in das Fahrerhaus ein und setzte sich neben den Fahrer. Die Tore öffneten sich, nachdem wir ein letztes Mal gezählt worden waren, und die Fuhre setzte sich in Bewegung. Eine malerische Fracht mögen wir dargestellt haben, aber die Seitenwände des offenen LKW waren so hoch, dass Fußgänger, an denen wir vorbeifuhren, uns wohl nicht sehen konnten. Es ging die Frankfurter Allee entlang in Richtung Stadtmitte und wir waren sehr gespannt, wo es wohl hinginge. Das war, trotz des ruinierten Zustandes, der Alexanderplatz. Die Königstraße, die Straße Unter den Linden, das Brandenburger Tor. Du liebe Zeit, wir waren im britischen Sektor! Ich als „hochgefährlicher britischer Spion“ im Bereich meiner „Auftraggeber“. Ich machte mich fertig zum geschlossenen Sprung. Aber die Niedrigbestraften saßen wie angenagelt fest. Auch als wir schließlich den Kaiserdamm entlangfuhren und sich dicht hinter uns ein doppelstöckiger Omnibus befand, aus dessen Obergeschoss die Leute uns durch die Frontscheibe neugierig betrachteten. Vielleicht hielten sie uns für Komparsen aus einem Abenteuerfilm? Eine gewisse Ähnlichkeit mit Räufern war uns jedenfalls nicht abzusprechen: Haare geschoren oder abenteuerliche Kopfbedeckungen, unrasiert seit Wochen, mit großenteils zerschlissener Kleidung. Der Bus blieb zurück, ohne dass irgendeiner der freien Menschen dort draußen den Ernst unserer Lage begriff. Bald waren wir auf der Avus³⁰ und schließlich auf dem Land, in der Mark Brandenburg. Südwärts ging's. Wir versuchten, die Ortschaften zu lesen, mussten dabei die Hälse recken. Jüterbog konnte ich entziffern. Eine kleine Stadt, von der ich wusste, dass es dort ein Stadttor mit einer daran befestigten Keule gab, neben der ein Schild angebracht war mit der Inschrift:

„Wer seinen Kindern gibt das Brot,
und leidet dabei selber Not,
den schlag man mit dieser Keule tot!“

Diese Geschichte hatte in unserem Schullesebuch gestanden, und sie hatte mich damals so beeindruckt, dass ich sie nicht vergessen konnte. Diese unscheinbare kleine Stadt war also Jüterbog, von hier stammte mein Volksschullehrer Martin Rietdorf, Sohn eines Müllers. Ein Stück hinter Jüterbog gab es auf einem freien Feld eine Pause zum Austreten. Obwohl wir schwer bewacht wurden, konnten wir hier erstmalig nach langer Zeit wieder „unser Geschäft“ ungezwungen verrichten, ohne irgendwo genau hineinzielen zu müssen.

Wittenberg kannte ich, die Türme der Schlosskirche und die der Stadtkirche, diese Stätten des Wirkens von Martin Luther. Weiter eine baumbestandene Allee entlang, in der Ferne wieder eine Stadt, die nicht genau zu erkennen ist. Eine Mauer mit einem Tor schien auf uns zuzukommen. Schießscharten oder so etwas ähnliches, Kasematten, eine alte Festung. Mitten in diesen Mauern stand ein modern wirkendes Gebäude in Kreuzform mit vorwiegend kleinen Zellenfenstern. Wir wussten nicht, wo wir waren, als wir absteigen mussten. Die Beine waren wie abgestorben. Auf dem Hof setzten wir uns in Marschkolonnen mit

30 Bekannte Autorennstrecke, heute Teil der Stadtautobahn in Berlin.

unseren Bündeln auf das Kopfsteinpflaster. Wieder verging eine scheinbar endlose Zeit, in der wir mindestens fünfmal gezählt wurden. Dann wurden wir namentlich nach unseren Akten aufgerufen und in das große Gebäude geführt. Wir mussten uns jeweils zu zweit vor die Zellentüren stellen, Hunke Hoffmann und ich standen beide vor derselben. Sie wurde aufgeschlossen, wir mussten eintreten und hinter uns wurde die Tür zugeknallt. Zum ersten Mal in einem Zuchthaus. Wer hätte das gedacht?



Abb. 7: Luftbild des Fort Zinna vom 20. April 1945. In der Mitte der deutlich erkennbare Kreuzbau.

Torgau-Fort Zinna

Welch ein erhebendes Gefühl ist es, wieder einmal schreiben zu können. Wie lange Zeit hat meine Hand keine Feder geführt. Auch jetzt führt sie keine Feder, sondern ein Holz, angespitzt mit einer Glasscherbe. Und nicht mit Tinte schreibe ich, sondern mit Prontosil³¹, aufgelöst in Wasser. Ein Philosoph, der augenblicklich etwas aus der Mode gekommen ist, hat einmal gesagt, man solle nur das lesen, was einer mit seinem Herzblut geschrieben hat. Ich bin kein Philosoph. Doch denke ich, dass Nietzsche, hätte er um unser Schicksal gewusst, eine Ausnahme gestattet hätte, um auch das, was einer mit Prontosil geschrieben hat, noch gelten zu lassen.

Das Papier, auf das ich schreibe, ist von Lilo. Das Stück Hartholz und die kleine Glasscherbe haben wir vom Baden mitgebracht. Also, das hier ist Torgau, eine alte Festung. Ein Fort derselben wenigstens, Fort Zinna. Ich schreibe, weil es auf dem Flur ruhig ist. Günter wacht an der Tür. Wilhelm Hofemeister sitzt auf der oberen Pritsche und blickt durch das hochgelegene Fenster über den Hof. Hermann Kuhlke aus Leipzig sitzt bei Günter Halle aus Halle, der hustet und Auswurf hat. Draußen ist September, hier drinnen ist es kurz vor Mittag. Wir haben keine Uhr. An unseren Mägen spüren wir und an den Schatten der Dinge sehen wir die Zeit. Hätten wir nicht einen Strichkalender in den Ölanstrich der Zellenwand eingeritzt, wir wüssten den Tag nicht mehr. Nun trapsen und schlurfen vor unserem Fenster wieder Schritte über die Kopfsteine des Hofes. Der Bewacher, der die Gefangenen zum so genannten Spaziergang geführt hat, sitzt am jenseitigen Hofrand und spielt Ziehharmonika. Über ihm steht eine Kastanie, deren Laub sich zu verfärben beginnt. Romantisch ist dieser Anblick, ein zeitgemäßer Spitzweg, aber auch mit einem bisschen van Gogh.

Im Hause uns gegenüber, auf der anderen Flurseite im Erdgeschoss des Südflügels, liegen die Todeskandidaten. Sie haben in ihren Zellen zum Gang hin doppelte Türen und zum Hof hin dreifach vergitterte und mit Drahtgeflecht zusätzlich gesicherte Fenster. Manchmal schleichen die Henker des Nachts auf Filzpantoffeln mit kaum hörbaren Schritten den Flur entlang. Ein Schauer läuft uns über den Rücken. Plötzlich wird laut geschlossen, so: Ratsch-Ratsch ... Nach einer kleinen Weile gehen sie wieder und haben einen dabei, der seinen letzten Gang tut.

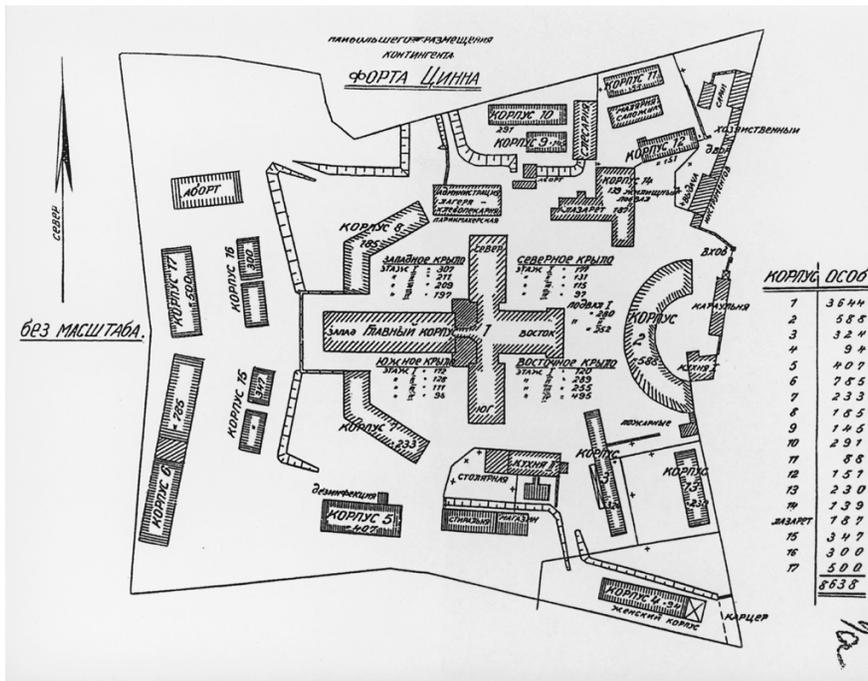
Unser Gefängnis ist modern, ein ehemaliges Wehrmachtgefängnis. Jede Zelle hat einen Wasserhahn mit einem Waschbecken aus Porzellan darunter. Unser Gefängnis ist hygienisch, und in den Zellen gibt es sogar Parkettfußböden. Ja, wirklich, das stimmt! Weder spottete ich, noch bin ich ironisch. Hier kann man sich unter fließendem Wasser waschen, sofern man nicht in den Kasematten, in den Kellerräumen oder im Karzer untergebracht ist. Waschschüsseln sind „Nix Kultura“. „Schjussel nix Bauch waschen! Schjussel kuschat! Verstehn? Jobtwoje ...“ Das heißt verdolmetscht: Die eine Waschschüssel, die in jeder Zelle vorhanden ist, ist zum Essen da. Mahlzeit! Aha!

31 Antibakterielles Medikament, das zur Behandlung von Infektionskrankheiten eingesetzt wurde.

Man hört auf dem Korridor Geräusche, die auf baldige Fütterung schließen lassen. Unruhe kommt in die Menge. Unsere Essschüssel, eine für fünf Personen wohlgerneht, wird unter der Pritsche hervorgezogen, der Löffel wird aus der Fensterrinne geholt. Diese Rinne ergibt sich durch eine fensterbrettartige Schräge, die am Fenster angebracht ist. Ein Regal besitzen wir nicht, ein Regal ist kapitalistisch. „Kapitalismus nix Kultura!“ Jetzt wird die Tür von draußen aufgeschlossen, aber sie bleibt noch verriegelt. Russische Kalfaktoren³² stellen die Eimer mit der recht dünnflüssigen Nahrung auf den Fußboden. Es gibt, und ich zähle hier die Bestandteile in der Reihenfolge auf, wie sie mengenmäßig Anteil an der Suppe haben: Wasser mit Gemüse und etwas Öl, vielleicht auch etwas Salz. Oder Soda? Dass unser Gemüse hier hauptsächlich aus aufgeweichtem Trockengemüse, so genanntem Drahtverhau, besteht, versteht sich von selbst. Das Ganze wird in die Waschschüssel gefüllt. Fünf Kellen, denn wir sind fünf Mann. Alle Zelleninsassen hocken sich im Kreis um die Schüssel herum, denn das vorhandene kleine Tischchen kann nicht in die Mitte der Zelle gerückt werden. Es ist an der Wand befestigt und kann nur herauf- oder heruntergeklappt werden. Meistens ist es aus Platzgründen hochgeklappt, schließlich müssen sich ja fünf Leute in der für einen Mann berechneten Zelle bewegen können. So sitzen wir also wie die Indianerhäuptlinge rund um das Lagerfeuer um unsere Esswaschschüssel herum, und statt der Friedenspfeife geht der einzige Löffel herum. Erst jeder fünf Löffel „Dünnes“, dann noch ein- bis zweimal dasselbe, dann jeder drei Löffel „Dickes“, und das wieder so lange, bis nichts mehr da ist. Jeden Tag beginnt ein anderer. Das Mahl wird meist mit erinnernden Reden gewürzt über das, was man früher zu Hause immer gegessen hat: „Meine Mutter kochte oft ...“, „Meine Frau machte immer ...“. Wo man geht und steht, lebt man von der Erinnerung an gewesene Tage. Abends, wenn das Licht aus ist und noch keine Nachtruhe geboten wurde, erzählen wir uns etwas von besseren Tagen. Die anderen liegen auf der dreistöckigen Pritsche und dem Klappbett. Ich, der ich als Letzter in die Zelle gekommen bin, habe den Ulstermantel auf den Fußboden gebreitet und mich darauf ausgestreckt. Ich schlafe zwar nicht weich, aber doch gut. Man glaubt, nie ein besseres Bett gehabt zu haben. Wilhelm Hofemeister, Tischler aus Bad Kösen (mit dem Innungszeichen „halber Finger“), ein gebürtiger Rheinländer, mag schnarchen wie er will – und er kann es meisterhaft – mich erschüttert das nicht. Nur für die Geräusche außerhalb unserer Zelle, zum Beispiel das Heranschleichen der Henker nachts über den dunklen Flur, haben wir ein ganz empfindliches Gehör. Dann sitzen wir mit klopfendem Herzen aufrecht, lauschen atemlos, sprechen kein Wort, auch wenn sie schon lange wieder fort sind. Wir empfinden den Schrecken und die Angst desjenigen mit, den sie da draußen aus dem Kreis der Lebenden wegführen. Dann liegen wir lange schlaflos und denken uns Flüche für die Richter und die Henker aus.

Man wird mich ungläubig ansehen, wenn ich sage, jetzt hat das Telefon geklingelt. Doch, es hat! Jetzt kommen die Nachrichten, genannt Parolen. Günter aus Roßlau (nicht Günter aus Halle) eilt an den Hörer, der gleichzeitig Sprech-

32 Gefangene die Hilfsdienste leisten.



Dok. 3: Lageplan des Speziallagers Nr. 8 im Fort Zinna vom 17. Dezember 1945. In der Mitte der charakteristische Kreuzbau.

muschel ist. Die ganze Anlage ist drahtlos. Man wählt, indem man an die von oben nach unten führende Rohrleitung klopft, etwa im Takt da-da-dad-dam („So klopft das Schicksal an die Pforte!“ Beethoven). Bestimmte Rufnummern gibt es nicht. Alle an der „Leitung“ liegenden Teilnehmer können jederzeit mithören. Hörer und Sprechmuschel ist die Öffnung über dem Abflussknie hinten am Lokus. Hier wird jedes Gespräch, selbst das seriöseste und harmloseste, „anrühlich“. So legt Günter aus Roßlau sich schön daneben, hält das Ohr über die Öffnung, versucht, möglichst die Nase aus dem Bereich der Duftströmung zu bringen und lauscht der Menge der Neuigkeiten, die ertönen. Wir wissen hier ja nichts. Zu uns ist lange kein Neuer gekommen. Ich war der letzte und die konkreten Informationen, die ich mitbringen konnte, sind von März. Wir liegen im Erdgeschoss, Hochparterre wenn man so will, und sehen nichts als den Hof. Woher sollen wir auch etwas erfahren haben? Das meiste, was geredet wird, ist ohnehin Unsinn. Als wahr erweisen sich am Ende immer nur solche Parolen, die Schlechtes prophezeien. Aber solche Meldungen kommen nicht weit. Sie gehen ein, weil niemand sie weitererzählen will. Uns interessiert nur, was mit unserer Befreiung zu tun hat. Man weiß zum Beispiel, dass Churchill in einer offiziellen Note den Russen mit Krieg gedroht hat, wenn wir – also wir hier in Torgau! – nicht unverzüglich freigelassen werden. Man weiß auch, dass der Russe schon dabei ist, Deutschland zu räumen. Der Amerikaner hat bereits die Bahnlinie Großkorbeta-Leipzig überschritten. Und dieser zermürbende Blödsinn wird ge-

glaubt, ist für drei bis vier Tage Gesprächsstoff, man klammert sich daran wie an einen Balken mitten auf dem Meer. Wer aber weiter nichts hat, woran er glauben kann als das, der wird hier untergehen.

Andere Nachrichtenquellen sind die Frauen. Sie liegen schräg gegenüber an der Südseite des Westflügels. Abends, in der Dämmerung, kann man sich mit ihnen „unterhalten“, quer über den Hof. Die Posten, die in kleinen Häuschen auf der Mauer sitzen oder zu zweit Streife über die Höfe gehen, können dann nicht mehr so genau feststellen, wo gerufen wird. Diejenigen, die ihre Braut, Frau oder Mutter dort drüben haben, müssen ihr Liebesgeflüster quer über den Hof schreien. Alle verstehen sie, in der doppelten Bedeutung des Wortes „verstehen“.

Ich brauche nicht zu rufen, denn ich korrespondiere mit Lilo. Lilo ist eine kleine Schwarzhaarige. Sie kommt aus Weimar, hat zehn Jahre. Ich habe zwanzig Jahre. Außerdem bin ich zwanzig Jahre. Lilo ist auch zwanzig Jahre. Lilo gefällt mir und ich ihr auch. Na also!

Wir kennen uns jetzt vierzehn Tage, und das kam so: Bei den Frauen machten sich in der Zelle Wanzen bemerkbar. Die Frauen können sich bei unseren Bewachern mehr herausnehmen als wir Männer und machten wegen der Wanzen Rabatz. Damit erreichten sie, dass man ihnen einen Großreinigungstag bewilligte. Mit Sack und Pack zogen sie aus ihrer Bude, einer größeren Zelle mit etwa 25 Insassinnen, und wurden auf dem Flur vor unserer Zelle eingeschlossen. Frauen sind neugierig. Sie schlichen vorsichtig an die Türen unserer Zellen, schauten durch die Spione und versuchten, mit uns ins Gespräch zu kommen. Zunächst suchten sie Landsleute. Berlinerinnen waren auch darunter, aber nicht mein Typ. Mein Typ ist dunkelhaarig und zierlich. Unsere Berlinerinnen hatten zum Teil schon graue Haare, andere wieder gemischtfarbige Frisuren, die in der Mitte, am Scheitel, dunkler waren und ohne Übergang blond wurden. Hermann Kuhlke unterhielt sich durch die Türritze mit einer Hannelore aus Eutritzsch, wie Pyramus und Thispe durch eine „Klinze“ in der Wand.³³ Hannelore fragte beiläufig, ob wir nicht einen aus Weimar bei uns hätten, ihre Freundin habe noch keinen Landsmann gefunden. Ich ließ mir diese Freundin durch den Spion zeigen. Sie war dunkelhaarig, schlank, nicht geschminkt wie viele andere hier drin – ja, wirklich, sie waren geschminkt und zwar ganz gewaltig –, und trug ein Dirndlkleid mit einem gestrickten Berchtesgadener Jäckchen. Außerdem hatte sie schöne dunkle Augen. Das war Lilo Hinz. Natürlich behauptete ich sofort, aus Weimar zu sein. Hannelore winkte Lilo heran und so begann, beiderseitig mit Herzklopfen, unser erstes Gespräch. „Sie sind aus Weimar?“, fragte sie. Ich bejahte. „Das ist ja schön. Von wo denn da?“ Nun muss ich gestehen, dass ich noch nie in meinem Leben Weimar gesehen hatte. Sollte ich einfach sagen „Am Frauenplan“? Ich überlegte blitzschnell und fieberhaft, was für Straßennamen eine Chance hatten, überall vorzukommen. So sagte ich: „Aus der Bahnhofstraße!“ „Bahnhofstraße?“, fragte sie, „Wo ist denn die?“ Da war ich ganz hübsch reingefallen. Aber ich bekannte dann Farbe und sagte: „Muss es

33 Pyramus und Thispe sind Gestalten aus einer antiken Liebestragödie, die, da ihre Eltern strikt gegen die Verbindung waren, nur durch eine Spalte („Klinze“) in der Wand ihrer beiden Häuser miteinander sprechen konnten.

denn unbedingt einer aus Weimar sein? Tut es nicht auch einer aus Berlin?“ Er tat es auch. So lernte ich Lilo kennen.

Inzwischen sind wir verlegt und gefilzt worden. Das ist immer das Schlimmste für mich. Ich liebe das Herumzigeunern überhaupt nicht. Kaum hat man sich an jemanden gewöhnt, wird man wieder durcheinandergeworfen. Alle diese kleinen Gegenstände, die man sich mühsam für den täglichen Gebrauch angefertigt und angeschafft hat, hier höchst illegal, werden einem wieder weggenommen. Ach, wie lange wird das Theater hier noch gespielt werden? Wir hatten geglaubt, dass es jetzt in Deutschland besser werde, dabei treiben die Sowjets es schlimmer als Adolf, oder wenigstens ähnlich schlimm. Ich habe schon aufgehört, die Tage zu zählen, denn das wirkt langsam albern, genau so absurd wie der Gedanke, dass die Sowjets mit ihren 20 Jahren ernst machen könnten. Dann bin ich 39, wenn ich rauskomme. Wenn ich mich langweile oder Trost suche, flüchte ich mich in die Mathematik. Was ich nie von ihr geglaubt hätte: Sie kann ein wahrer Trost sein, insbesondere die Fachrichtung „Knastarithmetik“. Das geht etwa so: Ein Jahr ist $1/20$ der Strafzeit. Ein halbes Jahr ist $1/40$. $1/40$ habe ich bereits rum. Also bleiben nur noch $39/40$. Das ist dann der Trost. Und so unterhaltend zudem, denn man kann das alles auch in Dezimalbrüchen ausdrücken.

Wir sind hier wieder mit einer neuen Belegschaft zusammen, von der ich später noch berichten werde. Immer noch sind wir im Erdgeschoss, aber im Westflügel auf der Südseite. Auf dem gleichen Flur mit den Frauen. Darum kann ich mich nicht mehr quer über den Hof mit Lilo unterhalten. Sie weiß gar nicht, wo ich jetzt bin. Wenn wir zum Duschen gehen, muss ich immer an ihrer Zelle vorbei, aber sehen kann ich sie nicht. Man kommt nicht an die Tür heran, denn die Wachen passen dauernd auf, besonders in der Nähe der Frauen. Die Mädchen gehen jetzt auch auf dem anderen Hof spazieren, so dass wir uns nicht mehr vom Fenster aus bemerkbar machen können. Aber ich habe einige nette Briefchen mit ihr gewechselt, und gerade, als es anfängt, etwas verliebt und somit spannend zu werden, kommt die Verlegung dazwischen. Die ganze Geschichte ist so abenteuerlich, wie man sie sich nur wünschen kann. Am Tage unserer ersten Begegnung stecken mir die Mädchen Hannelore und Lilo ein kleines Stummelchen Bleistift, das mit etwas unbeschriebenem Papier umwickelt ist, durch den Spion zu, aus dem das Glas herausgebrochen ist. Dies ist der Anfang unserer Korrespondenz. Gleich nachdem die Frauen an jenem Tage unseren Flur wieder geräumt haben, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Nur wenige Zeilen, denn ich weiß gar nicht, was ich schreiben soll. Von Natur aus bin ich schüchtern, und mit Mädchen habe ich so gut wie keine Erfahrungen. Einige Tage darauf gehen die Mädchen dann auf dem Hof spazieren. Meinen Brief habe ich fein bis auf Pfenniggröße zusammengefaltet. Dann passe ich auf, bis Lilo hinsieht und werfe ihn hinaus auf das Pflaster des Hofes. So geschieht es, rein zufällig selbstverständlich, dass ihr Fuß genau auf meinem Brief steht, als sie ihr Schuhband zubinden muss. Als sie fertig ist, steckt sie ihn geschickt, schnell und unauffällig ein. Beim Niederknien ruft sie mir dann zu, dass sie während der nächsten Runde etwas in unser Fenster werfen wolle, wenn der Posten gera-

de nicht hinsieht. Da humpelt zum Beispiel eines der Mädchen zum Posten, meldet, sich den Fuß verstaucht zu haben, verwickelt ihn auf jeden Fall in ein Gespräch und lenkt ihn dadurch ab. Infolgedessen kann das Briefchen ungefährdet geworfen werden. Diese Spannung! So halte ich Lilos ersten Brief in den Händen. Die Mädchen haben auch ihre Probleme.

Sie schreibt: „Lieber Hans, ich sitze mit Hannelore in unserer Kiste, einem gegen den Spion in der Tür abgeschirmten Eckchen unserer Zelle. Hier sitzen wir oft und unterhalten uns über Gott und die Welt. In unserer Zelle sind überwiegend angenehme Menschen, aber auch ein paar, die ausgesprochen widerlich sind, so dass wir es als eine Zumutung ansehen, mit ihnen in eine Zelle gesperrt zu werden. Da ist zum Beispiel Stella Kübler, eine junge Jüdin, die zur Zeit der Nazis ihre eigenen Glaubensgenossen, die sich irgendwo verbergen konnten, an die Gestapo ausgeliefert hat. Sie ist die einzige von uns, die in öffentlicher Verhandlung verurteilt worden ist. Zu zehn Jahren. Für einige hundert Menschen, die ins Gas gehen mussten.³⁴ Keine von uns anderen hat etwas getan, wofür sie irgendwo sonst auf der Welt verfolgt werden würde. Einige waren harmlose BDM-Führerinnen, einige Journalistinnen, einige politisch ganz uninteressiert, alle ohne jede Ambition gegen die Russen. Da haben wir eine Ostpreußerin, Witwe eines gefallenen Obersten der Wehrmacht und Gutsbesitzers. Sie floh nicht vor den Russen, blieb auf ihrem Gut, begrüßte die Sieger mit Brot und Salz. Die vergewaltigten sie erst einmal alle. Ein russischer Oberst nahm sie als „Feldfrau“ mit, wie sie selbst stolz sagt. An seiner Seite erlebte sie das Kriegsende mit. Er musste danach wieder zurück zu seiner Familie. Sie übergab er dem NKWD als Spionin. So bekam sie zehn Jahre. Das ist ein Einblick in unsere Gruppe. Wir denken, dass es nicht viel andere Gründe waren, die zu Eurer Verhaftung geführt haben. Bist Du verlobt oder verheiratet? Wartet wer auf Dich? Nächste Briefübergabe auf gleichem Wege wie diesmal. Viele liebe Grüße Lilo und auch Hannelore an Hermann!“

Weitere Briefe werden auf die gleiche oder ähnliche Weise gewechselt. Auch der Hofkehrer wird in unser Brieftransportwesen eingeschaltet. Der Hofkehrer ist ein Internierter. Ich muss erst mal den Unterschied zwischen uns und den Internierten erklären. Wir sind die Verurteilten. Kaum einer von uns hat weniger als zehn Jahre bekommen. Wir sind durch Sowjetische Militärtribunale verdonnert worden. Ich habe mit 20 Jahren von unserer Zellenbelegschaft die höchste Strafe. Wie wir hören, gibt es inzwischen fast nur noch solche neuen Verurteilten, die sogar 25 Jahre haben. Bisher habe ich von denen noch keinen gesehen, glaube aber diese Gerüchte, weil es auf der sowjetischen Linie liegt. Reine Terrorurteile. Die meisten Verurteilten sitzen wegen irgendwelcher Äußerungen über die Besatzer und ihren Stalin. Wegen Meckerns über die Zustände. I tak dalje. Das ist Russisch und heißt: und so weiter. Es gibt auch Leute, die wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit sitzen. Auch kommen Nazi-Würdenträger unter uns vor, aber nur vereinzelt.

34 Zur Biographie von Stella Kübler Peter Wyden, Stella, Göttingen 2002.

Die andere Sorte sind die „Internierten“. Diese sind nicht verurteilt. In den meisten Fällen waren sie kleine Nazi-Bonzen, aber ganz kleine: Ortsgruppenleiter, Luftschutzwarte, Blockwarte und ähnliches. Sie wurden gleich als erste abgeholt und zusammengepfertcht. Solange es noch keine Verurteilten gab, waren sie es, die schikaniert wurden. Heute sind wir es und die Funktionen innerhalb der Anstalt werden von ihnen ausgefüllt. Sie kehren den Hof und geben die Suppe aus. Sie sind die Bademeister, die Kleiderkammer-Bullen, die Sanitäter, die uns mit bunten Flüssigkeiten betupfen an Stellen, wo wir Schmerzen haben. Wir dürfen nur in den Zellen sitzen. Aber nicht alle Internierten sind auf solchen Druckposten. Viele sitzen zusammen mit Verurteilten in den Kasematten und haben nicht die Vorteile ihrer Gefährten, die Kalfaktorstellen innehaben. Sie stehen gewissermaßen in Wartestellung, denn der kleinste Fehler, das geringste Anzeichen von Mitleid mit uns oder die Aufdeckung einer Hilfeleistung für uns, sind Grund zur sofortigen Absetzung und zur Ablösung durch eines der armen Schweine, die genau wie wir „verwahrt“ werden, nur in separaten Baracken und in einigen der Kasematten. Die Internierten haben keine materiellen Vorteile, vielleicht mit Ausnahme derjenigen, die in der Küche und in der Bäckerei arbeiten, in der das klitschige Brot gebacken wird.

Unser Hofkehrer ist ein einfacher Mensch, der Mitleid mit uns hat. Er darf sich nicht mit uns unterhalten. Das ist allen Internierten streng verboten. Trotzdem tat er uns den Gefallen. Mit den bunten Herbstblättern kehrte er ein Zettelchen von unserem Fenster vor das Lilos. Dort hingen gerade Taschentücher zum Trocknen auf den Gittern. Eines davon fiel herunter. Als höflicher Mensch hob er es auf und warf es den Mädchen wieder ins Fenster. Darin eingewickelt war dann mein Brief. So gelingt es uns immer wieder, den Kameraden von der anderen Feldpostnummer ein Ding unter die Weste zu jubeln.

Schreck in der Abendstunde! Kaum hatte ich den letzten Satz geschrieben, schloss es plötzlich an unserer Tür und der Podpolkownik (Oberstleutnant) oder, wie wir sagen würden, der Gefängnisdirektor, trat ein. Ich dachte schon, er hätte mich beobachtet, wie ich schrieb, doch er kam nur, um uns zu begutachten. Von ihm wird gesagt, er sei verhältnismäßig friedlich – nicht zu verwechseln mit menschlich – und er soll nicht prügeln. Wenigstens nicht sofort. Das ist auch schon was. Er sagte kein Wort. Einige Minuten stand er und glotzte uns alle an, immer im Kreise herum, während der diensthabende Muschkote in der Türöffnung herumlümmelte und den Zellenschlüssel an einem Lederband kreisen ließ. Genosse Oberstleutnant hatte Filzpantoffeln an. Uniform und Filzpantoffeln – unvorstellbar lächerlich! Mir wird plötzlich klar, dass dies die leisen Schleichtreter sind, mit denen nachts die Henker in unseren früheren Flur schlichen, um die zum Tode Verurteilten zur Hinrichtung abzuholen. Heinrich, mir graut vor dir! Schließlich klatschte er mit seiner Hundepeitsche oder Nagaika³⁵, oder wie auch immer das Instrument heißen mag, gegen seine sockenbekleidete Wade und latschte in seinen Pantoffeln wieder hinaus.

35 Aus Lederstreifen geflochtene Peitsche der Kosaken.

Unsere neue Zellenbelegschaft ist auch wieder interessant. Wir haben jetzt einen Kriegshelden unter uns, einen Ritterkreuzträger. Jagdflieger ist er gewesen, mit einer schwankenden Zahl von Abschüssen. Wenn wir ein paar Mann mehr von seiner Sorte gehabt hätten, befänden wir uns heute nicht in dieser Lage. Das ist wenigstens seine eigene Meinung von sich. Er stammt aus Münster und ist fest davon überzeugt, dass sich Amerikaner, Engländer und Russen um ihn streiten, weil keine Macht der Welt auf seine gewaltige Erfahrung verzichten kann. Voß steckt voller kleiner Witze und glaubt, dass er eines Tages herausgeholt wird, um beratend am Aufbau der großen sowjetischen Luftwaffe mitzuwirken. Das „ursprüngliche, junge, russische Volk“ sei zur Vorherrschaft in der Welt berufen, im Gegensatz zu den Deutschen, die nicht bis zum letzten Blutstropfen gekämpft haben. Manchmal habe ich den Eindruck, er vermutet, unter uns sei ein Spitzel, der seine Äußerungen haarklein „nach oben“ weitergibt. Vielleicht glaubt er es von mir, weil ich schreibe. Und vielleicht hält er den Hofkehrer und Lilo für Teile dieses Apparates, der Acht gibt auf seine Äußerungen. Körperlich ist er gut durchtrainiert, doch wurde bei allem Training offenbar der Geist etwas vernachlässigt. Weil er der Kräftigste von uns ist, hat er sich zu einer Art von Stubenältestem aufgeschwungen. Er organisiert das gemeinsame Essen aus der Ess-Waschschüssel in dieser Zelle. Er verteilt das Brot in der Zelle nach seinem Augenmaß, ohne dass einer dagegen Widerspruch einlegt. Er erzählt viel und gerne von seinen Heldentaten. Jeder Feind erzitterte, sobald sein Flugzeug auftauchte. Und jedes Mal, wenn er einen abgeschossen hatte, salutierte er mit der Hand an der Fliegerkappe, bis der unten aufschlug. Und während er dies tat, griff ihn auch kein Feind an. Es herrschte da so eine internationale Ritterlichkeit, von der ich, wenigstens in diesem Krieg, noch nicht gehört hatte. Es gab sie, sagte er, nur in der Luft. Die „staubigen Brüder“ unten auf der Erde, die „Stoppelhopper“, die Infanteristen, die kannten so etwas nicht. Die haben sich gegenseitig umgebracht, dass es nur so eine Art hatte. Und sie nahmen keine Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Kultur besitze er. Mozart, Beethoven und ... und ... und Boulanger hätten in seinem Elternhaus eine wesentliche Rolle gespielt, fast in jedem Zimmer hätten sie Kronleuchter gehabt. Und „jede Menge Bücher“ und Damastvorhänge und überall Chippendale-Möbel. Aus einem so kultivierten Elternhaus kam er her. Eine Menge Ungereimtheiten in seinen Stories. Ich beschloss, einen draufzusetzen und ließ in nebulösen Äußerungen durchblicken, dass ich aus adliger Familie stammte, alter hugenottischer Adel, vom Großen Kurfürsten in der Uckermark angesiedelt. Niemals klar und deutlich, immer so, als schämte ich mich jetzt dieser edlen Herkunft und die Sowjets sollten nichts davon erfahren. Voß steht jetzt innerlich vor mir stramm. Leider merken die anderen nicht, dass ich hier nur ein Gegengewicht zu Voß' Heldenromanen aufbaue und scheinen mich auch zu bewundern, was mich zuerst etwas stört, mir dann aber eher wohl tut. Wäre Major Voß nackt gewesen, hätte ihn der Künstler Fidus³⁶ sicher sofort als Modell genommen, mal abgesehen von der „kahlge-

36 Fidus, mit richtigem Namen Hugo Höppener, war ein bis in die 20er Jahre in Deutschland bekannter Jugendstilkünstler.

schorenen Bombe“. Von seiner erlesenen Erziehung ist besonders dann nichts mehr zu bemerken, wenn es hier zu Tische geht, gemeint ist: an die Ess-Waschschüssel. Ich habe immer Angst, dass er dabei mal einen Angelhaken verschluckt.

Das ist eine bei der hiesigen Ernährung wirklich bestehende Gefahr. Es handelt sich um unsere Suppe. Man scheint in der Küche zu wissen, dass der Mensch hin und wieder etwas anderes als nur Wasser, Drahtverhau und Sodasalz darin haben muss. An Fleisch denke ich hier, aber nicht unsere Bewacher. Fleisch scheinen sie nicht zu kennen. Vielleicht gibt es das auch nicht mehr.

Zurück zur Suppe: Unsere Befreier und gleichzeitig Bewacher wollen uns bestimmt in dieser Richtung etwas Gutes tun. Sie geben nämlich Fisch in die Suppe. Viel Erfahrung haben sie damit jedoch nicht. Sie wissen nur, dass man Fische fangen muss, zum Beispiel in der Elbe. Dazu bindet man Angelhaken an eine dünne Schnur. Es sieht so aus, als hätte man Angelhaken genug. Das Verfahren stelle ich mir so vor: Als Köder piekt man auf den Angelhaken etwas, sagen wir mal: Kartoffelstückchen. Ja, das muss es sein, was als Angelköder genommen wird. Hier liegt nämlich eine Erklärung für deren fast völlige Abwesenheit. Deswegen fehlen sie in unserem Essen fast immer! Der Elbfisch kommt also an den Köder herangeschwommen, ist möglicherweise genauso ausgehungert wie wir hier, schluckt jedenfalls Kartoffeln samt Haken und hängt so an der Schnur. An dieser wird er von dem angelnden Sowjetmenschen aus dem Wasser gezogen. Dieser Sowjetmensch angelt, weil er mit uns Mitleid hat. Nun hat er den Fisch in der Hand, der noch Schnur und Haken im Maul hat. Den tierfreundlichen Sowjetmenschen packt nun wiederum Mitleid mit dem armen Fisch, der sicherlich starke Schmerzen habe, wenn er ihm, so ohne jegliche Narkose, den Haken aus dem Rachen herauspraktizieren würde. So macht er ganz einfach „schnipp“, schneidet die Schnur durch und legt den Fisch in seinen Eimer. Am nächsten Tag wird der Eimer, so wie er ist, in unsere Suppe gekippt, wo er grob geschätzt fünf Stunden mitkocht. Er geht, völlig zerkoht und bis auf Kopfknochen, Flossen, Haken und Schnur in seine Moleküle aufgelöst, in die Suppe über. Die Tatsache seiner Existenz darin erkennt man nur an dem etwas fischigen Geschmack und der Anwesenheit der eben aufgezählten Bestandteile in der Suppe.

Die Suppenausgabe kündigt sich lange vorher durch spezifische Geräusche an, scheppernd werden Eimer abgestellt. Ein Russe geht herum und schließt die einzelnen Zellen auf, die jedoch noch verriegelt bleiben. Wenn es so weit ist, ergreift Major Voß innerhalb der Zelle die Initiative sowie die Ess-Waschschüssel und stellt sich damit neben den Türrahmen, voll darauf konzentriert, sein Magenknurren durch gesteigerte Aufmerksamkeit zu vergessen. Wir anderen stehen hinten in der Zelle unter dem Fenster. Dann wird der Riegel zurückgeschoben. Ein Kalfaktor öffnet die Tür. Der Russe steht in etwa einem Meter Entfernung daneben, den Schlüssel in der Hand, denn gleich hinterher schließt er wieder zu. Sicher ist sicher! Ein zweiter Kalfaktor trägt den Eimer und setzt ihn auf den Fußboden. Er schrägt ihn dabei gegebenenfalls an, je nachdem, wie viel Suppe noch darin ist, während ein dritter Kalfaktor mit einer Kelle in der Flüs-

sigkeit eine Acht schlägt und dann eine Füllung derselben in unsere Waschschüssel kippt, die ihm Major Voß hinhält. Der Kalfaktor kellt so viele Male, wie Leute in der Zelle sind. Pro Tschelowjek (Russisch für „Mensch“) eine Kelle. Voß passt auf, dass der Kalfaktor alles richtig macht: Oben genug rumrühren, weil sich dort das eventuell vorhandene Öl befindet, und unten genug rumrühren, denn dort ist das begehrte „Dicke“. Voß passt genau auf und berichtet später, wie der Kalfaktor gekellt hat. Wenn der Posten ein Stückchen weiter weg ist, riskiert er schon mal, wenn auch leise, eine Lippe und sagt dem „Kellner“, was er falsch macht oder wie er es richtig macht. Das tut er aber nicht oft, denn es kann passieren, dass er dann nur in der Mitte herumrührt, wo außer Wasser so gut wie gar nichts ist. Dann ist die Tür wieder zu, und ein Monstrum von Holzstampfer, der wer weiß woher stammt, wird hinter dem Strohsack des Klappbetts hervorgeholt. Die Schüssel steht zunächst auf dem an der Wand befestigten Klapp Tischchen. Alle stehen drum herum und schauen zu, wie Voß mit dem Stampfer in der undurchsichtigen grauen Flüssigkeit auf und ab fährt, um die festen Bestandteile, falls solche vorhanden sind, so gut es geht zu Mus zu zerquetschen, damit sich das „Dicke“ später besser teilen lässt. So etwa, wie Voß das macht, kann ich mir gut den Begriff „Atomzertrümmerung“ vorstellen. Hinterher leckt er den Stampfer fein säuberlich ab; das ist sein ungeschriebenes Vorrecht, das er sich herausnimmt. Dass wir ihn das tun lassen, ist nicht nur unser Dank an einen hervorragenden Kriegshelden, sondern auch unsere Angst davor, dass er uns eine reinhaut, wenn wir was dagegen sagen.

Friede, Freude, Eierkuchen! Jetzt herrscht die Ruhe in der Zelle, die zur Aufnahme der Nahrung erforderlich ist. Heute beginnt Julius Klockgeter. Nach Voß' Beobachtungen bei der Entgegennahme der Suppe ist wohl nicht viel „Dickes“ darin enthalten. Darum einigen wir uns darauf, dass jeder gleich bei der ersten Löffelrunde zehn Löffel „Dünnes“ nehmen darf. Das Dünne wird immer von oben weg gelöffelt. Auch eine zweite Löffelrunde zu je zehn Löffeln ist drin. Dann kann jeder noch fünf Löffel Dünnes schlürfen. Wie eine untergegangene Landschaft am Boden eines abgelassenen Stausees, kommt darunter das „Dicke“ zum Vorschein. Es wird geschätzt, wie viel das noch ist. Erst mal jeder fünf Löffel, dann jeder drei Löffel. Und wenn dann noch etwas übrig ist, jeder noch einen Löffel Dickes.

Die Reinigung der Schüssel übernimmt wieder unser Zellen-Major, „freiwillig“. Erst wischt er sie mit dem Zeigefinger aus, den er immer wieder ableckt. Dann spült er Schüssel und Stampfer unter dem kalten Wasser unseres Waschbeckens und stellt die Schüssel zum Trocknen ans Fenster. Wenn sie trocken ist, kommt sie mit der Öffnung nach unten an ihren Platz unter dem Bett. Während des Essens berichtet Voß, wie der Kalfaktor heute gelaunt ist. Er liest das daran ab, wie tief der mit der Kelle beim Achtschlagen nach unten in den Eimer gefahren ist. Aus dem Dicken haben wir heute zwei Angelhaken und einen kleinen Haufen unzerkaubarer Fischbestandteile herausortiert. Einer der Angelhaken hatte sich beim Zerstampfen in den hölzernen Stampfer gebohrt. So erklärt sich also meine Angst, Voß könnte vor lauter Fressgier eines Tages am Angelhaken hängen bleiben. Trotz seiner Manieren ist Voß aber einigermaßen zu ertragen

und die Anwesenheit eines leibhaftigen Adelsprosses weist ihn ein wenig in seine Schranken.

Weitaus besser ist mit unserem wahren Stubenältesten auszukommen, dem 74-jährigen waschechten Oldenburger Julius Klockgeter. Wenn er spricht, klingt der s-pitze S-tein so richtig vornehm für mein Ohr. Er erinnert mich an die Frau unseres Schullektors Freimuth aus Kaulsdorf, eine Hamburgerin. Julius erzählt humorvoll und fesselnd. Er ist die Zuversicht selbst und sein Motto lautet: „Nee, tot kriegen die mich hier drin nicht. Und wenn ich bei der Entlassung vor dem Tor sterbe: Hier drin tue ich denen den Gefallen nicht!“ Lange vor der Nazi-Zeit hatte er in Oldenburg eine Margarinefabrik. Dann kam eine wirtschaftliche Flaute und wie so viele machte auch Julius mit seiner Margarinefabrik Pleite. Ihm blieb ein kleines Restkapital, von dem er sich eine Fassfabrik in Ihlfeld am Harz kaufte, die er noch zur Zeit seiner Verhaftung besaß. Während des Krieges bekam er einige so genannte Ostarbeiter zugeteilt, Russen und Ukrainer, die meist gegen ihren Willen aus ihren besetzten Heimatländern nach Deutschland verschleppt worden waren, um anstelle der zum Kriegsdienst eingezogenen Deutschen in der Industrie und anderswo zu arbeiten. Julius hatte für seinen Betrieb zwei oder drei solcher Leute bekommen. Sie hatten zwar eine gewisse Bewegungsfreiheit, aber nur innerhalb der näheren Umgebung. Geringfügige Vergehen wurden zur Abschreckung der vielen anderen schwer bestraft, oft sogar mit dem Tode. Julius, und das nahm ich ihm ab, versuchte alles, um ihnen das Dasein so erträglich wie möglich zu gestalten.

Besonders war da ein junger Bursche, Iwanuschka, immer zu Streichen aufgelegt und lustig. Er hatte sehr schnell Deutsch gelernt und war schon fast Familienmitglied bei Klockgeters. Ihn mochte Julius besonders gern. Darum war er auch sehr ärgerlich, als Iwanuschka eines Tages mit einem Streich zu weit gegangen war und etwas geklaut hatte. Nicht bei Julius, sondern einer „Nazisse“, einer Funktionärin der NS-Frauenschaft, und nur eine unbedeutende Kleinigkeit. Sie verlangte aber kategorisch, die Gestapo einzuschalten. Dies aber hätte Iwanuschka das Leben kosten können. Julius gelang es, die Frau zu beschwichtigen, musste ihr aber versprechen, ihm wenigstens ordentlich den Hintern zu versohlen. Julius ließ sich also Iwanuschka kommen und hielt ihm eine gehörige Standpauke. Er wies ihn auf die Gefahr hin, in die er sich gebracht hatte. Auch erzählte er ihm, dass er sich habe verpflichten müssen, ihm das Fell zu gerben. Er wolle es aber bei einer Mauschelle bewenden lassen. Diese nahm Iwanuschka willig hin. Iwanuschka war Julius nicht böse und auch dieser trug ihm nichts nach.

Als der Krieg für Ihlfeld zu Ende ging, kamen erst die westlichen Truppen. Nach einigen Monaten zogen sie sich zurück und die Sowjets besetzten den östlichen Harz bis hinter Ellrich. Die ehemaligen Ostarbeiter waren noch immer dort, zwar jetzt als freie Menschen, doch als die Russen kamen, wurden sie sofort interniert. Dies diene angeblich der Vorbereitung ihres Heimtransportes. In Wirklichkeit galten sie als „westlich verseucht“. Bei den Vernehmungen gingen die Russen mit ihren Landsleuten zum Teil noch schlimmer um als mit uns. Iwanuschka geriet in die Vernehmungsmühle.

Warum er für die Nazis gearbeitet habe?

Nun, weil er gezwungen war.

Gezwungen? Wie?

Nun, gezwungen eben. Dauernd bedroht.

Wie bedroht?

Dazwischen gab es immer wieder Schläge und sonstige Torturen: er habe für die Deutschen gearbeitet, und damit sei er der glorreichen Sowjetarmee in den Rücken gefallen. Seine Heimat habe er verraten. Das große Vaterland. Sibirien sei das wenigste, was ihn erwarte. Es habe Helden gegeben, die geschlagen worden seien. Die seien jetzt fein raus. Sie seien Helden. Da, in seiner Not, erinnerte sich Iwanuschka an die längst vergessene Ohrfeige und gab zu Protokoll, dass auch sein Herr ihn geschlagen habe. So wurde Julius verhaftet und bekam wegen dieser Sache 10 Jahre wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Bei einer Vernehmung wurde Iwanuschka herbeigeschleppt, ein heulendes Häufchen Elend angesichts dessen, was er angerichtet hatte. Er brachte kein Wort heraus.

Ist der das, der dich geschlagen hat? Schluchzen und Aufheulen. Julius gab die Ohrfeige zu. Das reichte. Iwanuschka wurde fortgeschleift. „Hoffentlich“, sagt Julius, „hat es ihm wenigstens genutzt.“ Er trägt es Iwanuschka nicht nach.

Viele von denen, die hier sitzen, sind auf gleiche oder ähnliche Weise hier hereingekommen. Einer behandelte seine Ostarbeiter hervorragend und tadellos. Kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit war ihm nachzuweisen. Warum war er zu seinen Leuten freundlich? Er wollte sie für den Faschismus begeistern. 10 Jahre wegen Propaganda für die Nazis. Oder ein anderer Fall: Einer, mit dem er bekannt war, wurde von den Russen so lange gefoltert und geschlagen, bis er Namen anderer nannte. Aus solchen Namen wurden „Banden“ gemacht, die es nur in russischen Protokollen gab.

Was mag mit Lilo sein? Die Verbindung ist wie abgebrochen. Wir wissen, dass die Frauen noch im Hause sind, aber der jetzige Hofkehrer ist nicht mehr so zugänglich wie der vorige. Irgendetwas liegt in der Luft. Eines Tages geht die Tür auf und Voß wird herausgerufen. „Mit alles Sachen!“ Er nimmt seine paar Klammotten. „Seht ihr“, sagt er, „was habe ich euch gesagt? Macht’s gut!“ Ich sage noch zu ihm: „Wenn du General bist, denk an uns!“ – „Mach ich!“ ruft er noch und verschwindet um die Ecke. Hoffentlich ist es was Gutes, das ihn erwartet. Weg ist er jedenfalls.

Nach ein paar weiteren Tagen ein neues Abenteuer: Zellenweise müssen wir auf den Gang hinaustreten. Dort stehen Tische, daran Internierte, vor sich riesige Listen. Sie sagen, es handle sich um eine Volkszählung. Wir müssen alles angeben, was dazu gehört und hoffen, dass so unsere Personalien endlich in die Hände deutscher Behörden kommen und unsere Angehörigen vielleicht von uns hören. Wieder einige Tage später, nach unserem Strichkalender ist es der Totensonntag, müssen wir „Mit alles Sachen!“ auf den Hof. In Fünferreihen werden wir hingestellt, auf unsere Bündel. Es ist kalt und ein Wind pfeift unangenehm. „Jetzt geht’s nach Russland!“, sagen einige. Andere bezweifeln das wegen unseres abgemagerten Zustandes. Auch die Frauen sehen wir, weit entfernt in einer Ecke des Hofes, ebenfalls „mit alles Sachen“. Wir bekommen keine Verpflegung.

-14-

553.	КРАУЗЕ Пауль	1910	немец	59-3	10 л.
554.	КРАУЗЕ ОТО	1897	"	58-2	10 л.
555.	КЛОСС Вруно	1917	"	58-4	10 л.
556.	КАСПРИК Готлиб	1909	"	58-14	10 л.
557.	КЛИМЕР Армин	1927	"	58-4	8 л.
558.	КАРАУ Вилли	1915	"	58-10	8 л.
559.	КЛИТЦИНГ Пауль	1902	"	58-2	8 л.
560.	КЛИМБЕК Вернер	1929	"	58-10	8 л.
561.	КЕМПФ Эдуард	1890	"	58-2	8 л.
562.	КАТОРИЯ Гервиг	1912	австр.	по Указу	20 л.
563.	КРАМЕР Хорст	1928	немец	58-9	15 л. ИТЛ
564.	КРАУЗЕ Герберт	1920	"	58-6	20 л.
565.	КРОМЦЕР Горст	1927	"	58-9	25 л.
566.	КИХНЕР Горст	1926	"	58-2	15 л.
567.	КЕЛЛЕР Фриц	1904	"	по Указу	20 л. КР.
568.	КЕМПФ Ингфрид	1929	"	58-9	25 л. ИТЛ
569.	КОЛЬГАУС Рольф Эрнст	1929	"	58-2	20 л.
570.	КРОПФ Карл	1893	"	по Указу	15 л. КР.
571.	КЕЛЛЕР Ингбер	1926	"	58-9	20 л.
572.	КАЛЬЗОВ Рудольф	1891	"	по Указу	20 л.
573.	КРИШКАЛО Наон-Гайнц	1929	"	58-2	20 л. 20 л.
574.	КЛОКЕТА Вилхелм	1878	"	по Указу	20 л. КР.
575.	КИРХNER Херст	1920	"	58-6	20 л.
576.	КОРБАТ Ганс	1926	"	58-6	20 л.
577.	КАНТ Горст	1927	"	58-9	20 л.
578.	КЛАУМ Эргард	1928	"	58-9	25 л.
579.	КЕССЛЕР Ганс	1928	"	58-9	15 л.
580.	КРЕЕР Ганц	1930	"	58-6	15 л.
581.	КРИММЕР Гайнц	1928	"	58-9	15 л.
582.	КНАЙЗЕЛЬ Рольф	1930	"	58-9	15 л.
583.	Кнж Эргард	1929	"	58-6	15 л.
584.	ЛИЕВНАГЕР Рудольф	1926	"	58-2	15 л.
585.	ЛИБЕТРАУ Гайнц	1927	"	58-2	20 л.
586.	ЛЕИС Герман	1929	"	58-9	20 л.
587.	ЛАУЕ Вольф-Ганг	1928	"	58-9	15 л.
588.	ЛЕРЛ Ганс-Иоганн	1930	"	58-9	15 л.
589.	ЛИБАХ Альфред	1907	"	по Указу	15 л. КР.
590.	ЛАЦАР Гайнц	1928	"	58-9	20 л.
591.	ЛЕБЕДА Франц	1890	"	по Указу	15 л.
592.	МАЙЕР Карл Иогансов.	1917	"	58-6	25 л.
593.	МЮЛЛЕР Эрих	1929	"	58-9	20 л.
594.	МАЙЗNER Теодор Теодор.	1929	"	58-9	15 л.
595.	МЕЛЬ Зигфрид	1929	"	58-6	15 л.

Dok. 4: Namenliste des Transports von Torgau nach Bautzen am 25. November 1946. Unter Nr. 576 Hans Corbat: „Korbat, Gans; (Jahrgang) 1926, Deutscher (verurteilt nach §) 58-6 (zu) 20 Jahren“.

Soldaten laufen zwischen uns herum und zählen uns immer wieder. Sie haben Namenslisten. Ob das die Listen von der „Volkszählung“ sind? Erst am Nachmittag geht es plötzlich los. Alle müssen sich erheben, vielleicht tausend Menschen mit meist lumpigen Päckchen. Sie gehen, taumeln, torkeln langsam einen Weg hinunter, an einem Friedhof vorbei, vor dem entsetzt herüberschauende Menschen mit Gießkännchen stehen, die von der Grabpflege kommen. Die russischen Soldaten mit umgehängter Maschinenpistole, die alle zwei Meter neben uns hergehen, brüllen die Leute an, sie sollen sich abwenden. Aber die starren uns weiter an. Am Straßenrand liegt Schnee. Nicht viel, aber genug, um unangenehm zu sein. Da ist der Bahnhof von Torgau. Auf einem Abstellgleis steht ein langer Güterzug aus Viehwagen. Es werden immer vierzig Mann abgezählt. Vierzig Mann für jeden Wagen. Die Viehwaggons sind leer. Die Türen werden hinter uns zugeschoben. Die Luken, durch welche die sonst transportierten Kühe Luft bekommen, sind durch Bretter stark verkleinert worden. Der Rest der Öffnung ist mit Stacheldraht dicht verhängt. Am Abend bekommt jeder Waggon einen Eimer heißes Wasser. „Tschai“, sagen die Russen, Tee. Na ja, vielleicht ein homöopathischer Tee. Etwa ein Teebeutel für alle Waggons.

Als es dunkel ist, setzt sich der Zug in Bewegung. Wir haben ein Loch von etwa 20 cm Durchmesser im Boden des Waggons, das ist die Toilette. Einige werfen auf gut Glück Zettelchen mit ihrem Namen und einer Nachricht hindurch. Natürlich sind wir vorher gründlich durchsucht worden, so dass kaum jemand noch etwas hat, was ihm ans Herz gewachsen war. Es geht in eine finstere Zukunft und es ist unheimlich kalt. Wir rücken in den Waggons mit dem bisschen Stroh zusammen, so gut es geht. Scheinbar endlos stehen wir von Zeit zu Zeit, teils auf freier Strecke, teils in funzelig beleuchteten Bahnhöfen, auf denen es zu der Zeit kaum Menschen gibt. Trotz aller Befürchtungen verfallen wir in oberflächlichen Schlaf, der unterbrochen wird, sobald der Zug wieder quietschend anhält. Als der Morgen graut, steht der Zug auf einem Abstellgleis. Eine große Brücke über die Gleise ist zu sehen, in der Ferne auch die Höhenzüge eines Mittelgebirges. Es liegt ein wenig Schnee. Als es hell ist, werden die Waggontüren geöffnet. Entweder gibt es jetzt etwas zu essen oder wir sind am Ziel unserer Fahrt. Schon? Dann können wir nicht weit gefahren sein. Wir müssen aussteigen und uns zwischen den Gleisen auf unsere Bündel setzen. Wir werden mehrmals gezählt.

Ein Gerücht schleicht durch die Reihen, wir seien in Bautzen. Mit dem Namen Bautzen verbinde ich die Erinnerung an zwei Jungen, die ich in Gramzow kennen lernte, als ich dort bei meiner Großmutter Ferien machte. Die erzählten, sie kämen aus Bautzen. Sie waren Lehrersöhne und hießen Lutz und Peter Masing. Wenn die wüssten, dass ich hier sitze! Ob die sich überhaupt noch an die Gramzower Zeit erinnerten und gar an mich? Kalt pfeift der Wind unter den Viehwaggons hindurch. Uns fröstelt, besonders diejenigen, die nicht viel zum Anziehen haben, wie ich. Stationsschilder können wir nicht sehen, andere Güterwagen verstellen den Blick. Aber, so wird erzählt, in Bautzen gebe es ein Gefängnis, das im Volksmund den Namen „Gelbes Elend“ trägt. Na, dann wird das Gerücht wohl stimmen.

„Gepäck aufnehmen und Fünferreihen bilden!“, kommt schließlich das Kommando. Mühsam strecken wir die steifgefrorenen Glieder. Neben mir ist Julius Klockgeter. Sein Bündel ist größer, als seine Kräfte es zu tragen vermögen, seine Zuversicht allerdings ist ungebrochen. „Haltet durch, Jungs!“, sagt er und ein anderer aus der Reihe tauscht sein Päckchen mit ihm. Der hat noch weniger Zeug als ich. Alle zwei Meter bauen sich neben uns Soldaten mit Hunden und Maschinenpistolen auf. Dann geht es los. „Dawai!“, dieses fürchterliche Wort mit dem Steppenklang. Zuerst geht es über viele Gleise, dann ist ein Bahnhofsgebäude zu erkennen und auch das Schild „Bautzen“. Also stimmt's. Es geht leicht bergauf, rechts und links stehen in Gärten villenartige Gebäude. Wenn hier die Masing-Brüder wohnten ...

Verängstigte Bürger stehen an den Gartenzäunen, müssen sich von uns abwenden, von Hunden und Maschinenpistolen genauso bedroht wie wir. Wir können erkennen, dass an manchen Fenstern Hände die Gardinen etwas beiseite nehmen. Blicke betrachten uns. Wie? Mitleidsvoll? Oder denken die Leute vielleicht, dass wir Nazis seien, die sich schuldig gemacht haben? Ich versuche mir vorzustellen, wie sie uns sehen und mir fällt eine Liedzeile ein: „Fürsten in Lumpen und Loden ...“. So müssen wir aussehen. Die Langsamsten, die Gehuntüchtigen bestimmen das Tempo des Zuges, das dadurch sehr schleppend ist. Immer wieder brüllen die Bewacher „Dawaitje, dawaitje!“ und erwecken den Eindruck, als könnten sie ihre kläffenden Köter kaum noch davon zurückhalten, sich auf uns zu stürzen und uns Beine zu machen. Fahrgelegenheiten für Gehbehinderte gibt es nicht. Alle müssen gehen, humpeln, sich schleppen. Ein Totentanz! Wieder geht es über einen Hügel, die Häuser und Gärten haben hier bereits mehr Vorstadtcharakter. Als wir die Kuppe erreicht haben, sehen wir plötzlich vor uns einen Gebäudekomplex aus gelben Klinkersteinen. Unverkennbar ein Knast. Wir passieren einen Kontrollposten mit hochgestelltem Schlagbaum und einen Triumphbogen mit russischer Inschrift. Rechts ein Gebäudeteil mit großen, oben runden Fenstern, wahrscheinlich die Kirche. Ganz oben – offenbar die höchste Stelle des ganzen Komplexes – ein großes Kreuz. Eine mit großen Bäumen bestandene kurze Allee geht rechts ab. „Gabelsberger Straße“ sagt ein Straßenschild. Diese Straße führt direkt auf ein geschlossenes gelbes Torhaus zu. Wir müssen anhalten und dicht gedrängt sitzen wir wieder auf unseren Bündeln. Erneut beginnt ein endloses Zählen, „ras, dwa, tri ...!“

Gruppenweise werden wir durch das Tor geführt, immer etwa hundert Mann. Ich sehe, wie einige in der Kirchentür verschwinden. Meine Gruppe muss links herum, wo es durch ein weiteres Tor geht. Rechts ein kleineres Knastgebäude, links eine hohe Mauer, hinter der in etwa fünf Metern Entfernung ein Stacheldrahtzaun gezogen ist, wohl elektrisch geladen, Isolatoren lassen darauf schließen. Ein Schild, zweisprachig, besagt in deutscher Version „Feuerzone“. Auf der Mauer offene Holzkanzeln, mit frierenden und böse dreinblickenden Soldaten besetzt. Noch ein Tor nach links, als verließen wir den Knast. Aber wir kommen in ein kleines Barackenlager, das mit einem Bretter- oder Palisadenzaun umgeben ist. An den Fenstern der Baracken dünne Gitterstäbe. Die Baracken sind zu-

geschlossen. Es muss erst ein Muschkote losgeschickt werden, der jemanden mit dem Schlüssel holt.

Ein Zivilist mit einer Liste unter dem Arm erscheint. Er sagt: „Lasst mich mal durch!“ Auf Deutsch! Wir betreten die eiskalten Baracken. Zwar gibt es darin eisernerne Öfen, aber keiner hat sie angeheizt. Etwas Holz und ein paar Kohlen sind vorhanden. Aber wie sollen wir das anzünden? Der gut gekleidete Zivilist hat Streichhölzer. Er zeigt uns, wie es gemacht wird. „Lasst das Feuer nicht ausgehen, denn nochmal kann ich euch kein Feuer geben.“, sagt er. Einer fragt ihn geradeheraus, ob er einen Brief mit rausnehmen kann. Nein, sagt er, raus komme er auch nicht. Er sei Internierter und müsse unsere Namen aufschreiben. Einer von uns kennt ihn von draußen: Das war ein Parteigenosse, der heißt Uhlig. Uhlig registriert uns, Mann für Mann. Er lässt sich kleine Einzelheiten über das Zuchthaus entlocken. Wir würden hier in den Baracken nicht bleiben. Gleich bekämen wir Essschüsseln und dann auch etwas zu essen. Wir können gar nicht glauben, dass hier jeder einzelne Gefangene seine eigene Schüssel bekommen soll. Das Zuchthaus Bautzen sammelt Pluspunkte. Auf den Pritschen gibt es keine Strohsäcke. Die würden auch irgendwann kommen, erklärt Uhlig.

Als er uns alle aufgeschrieben hat, geht er wieder. Schließt die Baracke von außen ab, als wäre er ein Bewacher. Wenig später werden in einer Brottrage die Essschüsseln gebracht. Tatsächlich, für jeden eine, und für jeden ein buntbemalter folkloristisch anmutender Holzlöffel mit einem glasierenden Lacküberzug. Fehlt nur noch die Suppe. Die Schüsseln sind neu. Einige behaupten, es handle sich um umgepresste Stahlhelme. Sie haben, wie ein Kochtopf, zwei Henkel und sind dunkelrot emailliert. Als sie hergestellt wurden, hat der Produzent sicher nicht daran gedacht, dass sie einmal im Knast als Essschüsseln benutzt werden würden. Sie waren ganz offensichtlich als Kochtöpfe gedacht. Nach diesem Krieg wurde alles gebraucht. Dann kam die Suppe. Und gleichzeitig Brot und das Getränk, welches zwar keiner war, aber Kaffee genannt wurde. Die Suppe war so dünn, dass man durch sie hindurch die Bemalung der kellenartigen Löffel erkennen konnte. Es war eine Art Wohltat, Suppe und Brot gleichzeitig zu haben. Wir fraßen alles sofort, völlig überhungert, und nannten das „Prasdnik“, zu Deutsch „Feiertag“. Dann fielen wir auf den kahlen Pritschenbrettern in Schlaf. „Was man die erste Nacht im neuen Bett träumt, geht in Erfüllung!“ Ich weiß nicht mehr, was ich geträumt habe, ich glaube, gar nichts.

Speziallager Bautzen im „Gelben Elend“

Schon am nächsten Tag erschien ein finster blickender sowjetischer Arzt mit Uhligs Liste in unserer Baracke. Mit ihm kamen ein weiblicher und ein männlicher Sanitäter. Alle trugen weiße Kittel. Wir wurden aufgerufen und mussten nackt vor sie hintreten. Sie begutachteten uns, und wir bekamen hinter unsere Namen Zeichen eingetragen, deren Bedeutung wir nicht kannten. Wieder einen Tag später wurde das klar.

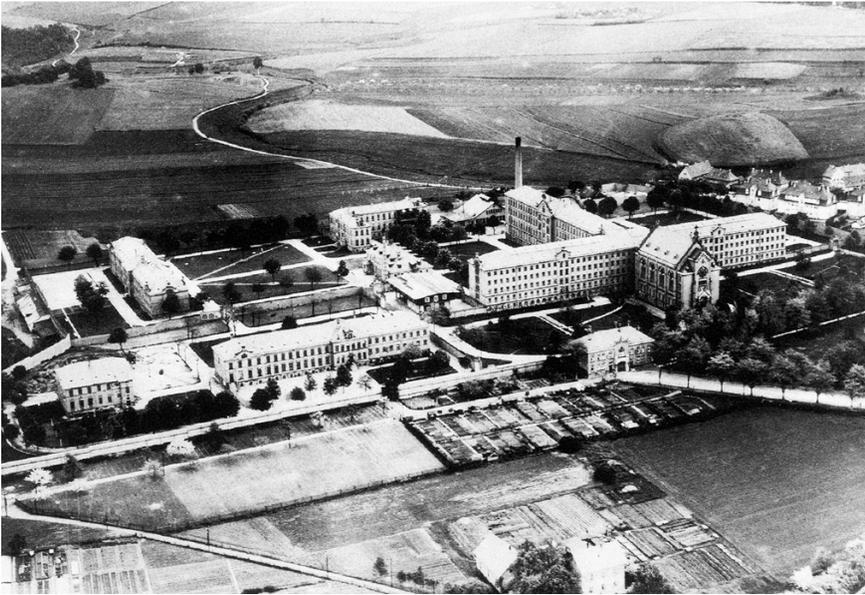


Abb. 8: Luftbild der Landesstrafanstalt Bautzen. 1933.

Einige, darunter ich, werden aufgerufen. Das bekannte Kommando „Mit alles Sachen!“ Es geht hinüber zum Kreuzbau, dem größten Gebäudekomplex der Anstalt, zu dem auch die Kirche gehört. Durch einen Nebeneingang geht es in den Ostflügel. Im Kellergeschoss ist die Duschanlage. Ein paar gegen uns ausgemergelte Gestalten wie Berserker wirkende halbnackte Riesen, bekleidet mit einer Art Lendenschurz und am ganzen Körper schweißtriefend, kommen aus dem höhlenartigen Dunkel angeschossen. An den Kleiderhaken hängen Ringe aus Eisendraht. Auf diese müssen wir unsere Kleidungsstücke und überhaupt alle Textilien aufspießen und den Ring, den man öffnen und schließen kann, zuhaken. Jeder von uns empfängt ein Stückchen Tenseife. Die Luft ist zum Ersticken, heiß, feucht und vom Geruch versengter Textilien erfüllt. Die Riesen rennen mit unseren Ringen nach hinten in einen backofenartigen Raum, dort befinden sich Stangen, worauf die Ringe geschoben werden. Die Riesen müssen rennen, denn länger als wenige Sekunden kann man es darin vor Hitze nicht aushalten. Unsere Textilien werden gebacken, so lange wir unter der Dusche bleiben, etwa zehn Minuten. Dann sitzen wir noch ein paar Minuten auf den aufgestellten Holzbänken, während die Berserker – jetzt mit Lederhandschuhen – unsere Ringe wieder anschleppen und auf die Eisenstangen hier schieben. Bevor wir uns anziehen dürfen, müssen wir unseren ganzen Körper mit einer milchartigen Flüssigkeit einreiben, deren Bedeutung wir nicht kennen. Vielleicht ist es ein Mittel gegen Läuse oder dergleichen. Unsere Wäsche, sofern sie vorher weiß gewesen ist, hat einen leicht bräunlichen Farbton angenommen und riecht versengt. Ich denke: „Noch ein paar Mal und wir haben den reinen Zunder!“

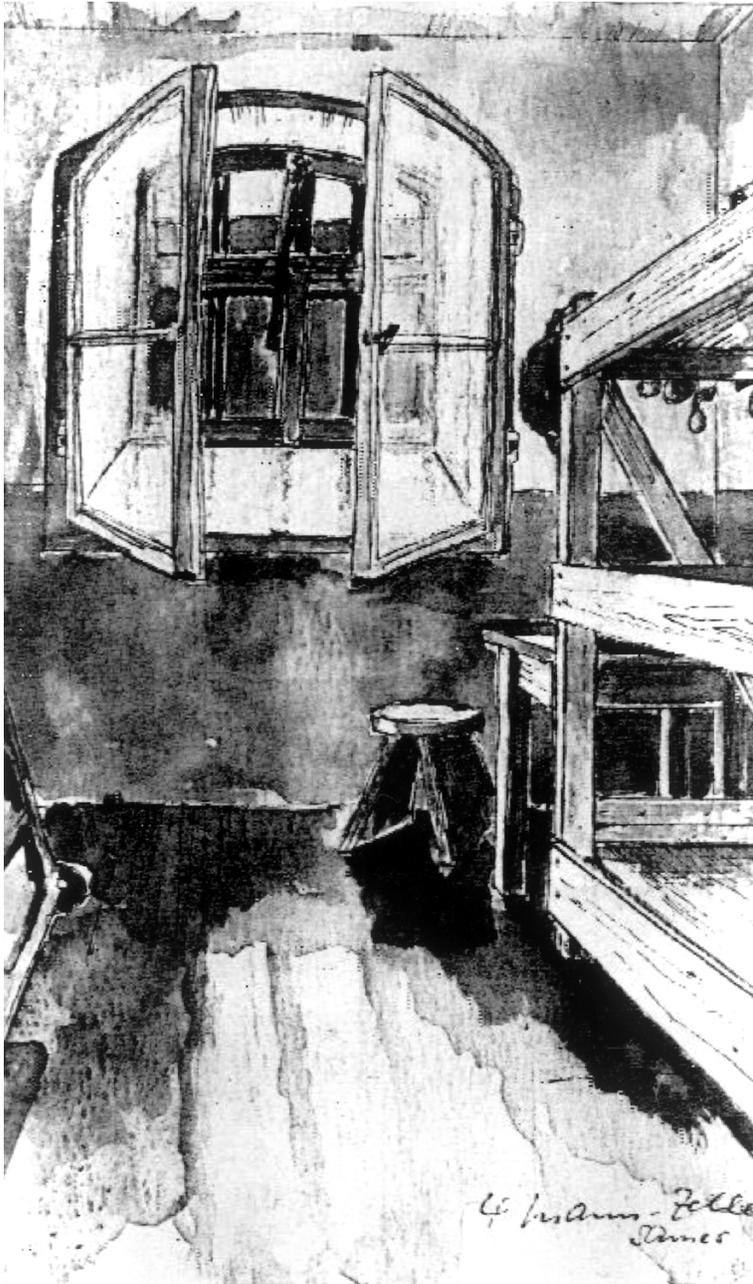


Abb. 9: Zeichnung einer 4-Mann-Zelle im Speziallager Bautzen von dem ehemaligen Gefangenen Horst Sames.

Nach dem Anziehen geht es durch den Mittelteil des Kreuzbaus in einen anderen Keller, unter der Kirche. Hier stehen schon andere ausgemergelte Gefangene, die uns neugierig mustern. Ein vierschrötiger „Kommandant“ mit bayrischem Tonfall nimmt uns in Empfang. „Fünfzehn Mann Neuzugang!“, bestätigt er einem anderen „hochrangigen“ Gefangenen, der auf den Namen „Suppen-Franz“ hört, wie wir später im „Krätzekeller“, unserer neuen Unterkunft, erfahren. Es lösen sich die Rätsel der Untersuchung in der Baracke und der Milcheinreibung nach dem Bade. Man hat festgestellt, dass wir Krätze haben, einen Befall der Haut mit Milben, die so unsichtbar klein sind, dass nur die Ergebnisse ihrer Tätigkeit, nicht aber sie selbst gesehen werden können. Sie sollen von der sonderbaren Flüssigkeit eingehen. Im Krätzekeller, der aus einem Korridor und mehreren nicht zugeschlossenen Seitenräumen besteht, gibt es mehrere Flaschen mit diesem Mittel. Wir sind aufgefordert, es fleißig anzuwenden.

Der Kommandant dieses Bereichs heißt Richard und ist aus Regensburg. Er wurde von einem Sowjetischen Militärtribunal zu einer geringen Strafe verurteilt, wohl fünf Jahre. Man nennt ihn „Krätze-Richard“. Julius Klockgeter ist auch mit hierher gekommen. Es dauert nicht lange, so hat er wieder einen Kreis um sich versammelt und erläutert den an allem interessierten Zuhörern den Werdegang der Margarine. Er erzählt auch, dass wir in Fort Zinna gemeinsam in einer Zelle waren und berichtet unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass ich von Adel sei. Selbstverständlich wird das gleich dem Kommandanten zugetragen. Aber nicht ich, sondern Julius muss in die Kommandantur kommen. Die Kommandantur ist die Stube des Kommandanten. Hier wohnt „Krätze-Richard“ allein. Er fragt Julius, ob das mit dem Adel stimme. Ja, sagt dieser, ich wolle aber nicht, dass es publik wird, weil man nie wisse, was die Russen mit solchen Leuten heute machen.

Ein Junge aus Potsdam, Klaus Wächter, unterhält sich gern mit mir. Er hat 10 Jahre. Sein Vater, Werner Wächter, war als enger Vertrauter von Joseph Goebbels Gaupropagandaleiter für den Gau Berlin und ab 1943 Chef des Propagandastabes der Reichspropagandaleitung der NSDAP.

Wir unterhalten uns viel, denn der Tag ist lang. Mehrfach täglich müssen wir uns mit der milchigen Flüssigkeit gegen Krätze einreiben. Ein verurteilter Arzt, Dr. Grüber aus Löbau, der auf einem Saal untergebracht ist, kommt von Zeit zu Zeit und begutachtet bei jedem Einzelnen den Fortschritt der Gesundung. Bald werden die ersten als „geheilt“ entlassen. Das Wort „entlassen“ bedeutet hier selbstverständlich, dass man hinaus muss in das richtige Zuchthaus, denn hier unten im Krätzekeller leben wir verhältnismäßig abgeschirmt. Die russischen Posten halten sich von uns fern – als ob wir die Krätze hätten. „Krätze-Richard“ horcht überall herum, ob einer Goldzähne hat. Darauf ist er ganz wild. Die Russen machen mit ihm Geschäfte. Goldzähne gegen Machorka³⁷ oder auch gegen Brot. Brot ist bei den Gefangenen sehr begehrt, denn es gibt Tagesrationen von 300 Gramm, völlig unzureichend, zumal das Brot sehr nass ist. „Klietsch“ sagen wir dazu. Es entwickeln sich die skurrilsten Essmethoden bei Einzelnen. Auch

37 Grob geschnittener russischer Tabak.

ich spinne mit und presse „Printen“ und verzehre sie, als ob sie Kekse wären. Schließlich sind auch die letzten Krümel vernascht und man kehrt zurück in die Realität.

Man weiß kaum noch, wie es draußen war. Alles wird vom Hunger überlagert. Dagegen helfen weder Intelligenz noch Weinen. Die ersten sterben. Der „Sani“, auch ein Gefangener, der ab und zu kommt, um das milchartige Mittel aufzufüllen, schaut sich jetzt auch den Allgemeinzustand der Kellerinsassen an. Sobald er bemerkt, dass es bei dem einen oder anderen „nichts mehr wird“, lässt er den Betroffenen herausholen und ins Lazarett bringen, wie das Haftkrankenhaus innerhalb des Gefängnisbereichs genannt wird. Dort lässt man ihn dann sterben. Die Sowjets hatten Angst, dass das Massensterben in den Sälen und Zellen die Häftlinge dazu bringen könnte, zu allem entschlossen vielleicht einen Aufstand oder Massenausbruch zu wagen.

Nicht nur der körperliche Zustand führt zum Tode. Der Hunger und die Angst, bald auch auf der Trage herausgeschleppt zu werden, wühlen bei manchen im Gehirn, so dass sie nicht mehr klar sehen. Aber das kann der „Sani“ nicht erkennen. Er ist bei der Essenausgabe nicht dabei. Er kann die unterschiedlichen Essgewohnheiten Einzelner nicht beobachten. Ob er daraus die richtigen Schlüsse ziehen könnte? Mit großem inneren Abstand sehen wir, wie einige sich systematisch zugrunde richten. Der Tod als Flucht über die undurchdringliche Mauer.

Auch Ernst Hefter, mein munterer Erzählpartner aus der Nebenzelle im Keller am Kupfergraben in Berlin, ist im Krätze Keller. Aber all seine Munterkeit ist verfliegen. Er ist ein Schatten seiner selbst. Kaum, dass er noch mit jemandem spricht. Wenn er nicht liegt, hält er sich in der Nähe der Tür auf, falls „außer der Reihe“ einmal irgendetwas Essbares in den Keller gebracht wird. Er ist nicht von großer Statur und geht ganz gebeugt, schlurfend. Nur dann, wenn es etwas zu essen gibt, kann er ein großes Tempo entwickeln. Eines Tages nun ging Ernst Hefter mit seiner Essschüssel an die Kisten, in denen das Brot gebracht wurde. Damit die einzelnen Brotlaibe nicht zu einer einzigen Masse verschmolzen, war es vorher in Sägespänen gewälzt worden. Hefter gab nun eine Menge Sägespäne in seine Schüssel, um eine von allen Häftlingen erträumte „Dicke Suppe“ zu erhalten. Mit dieser schwang er sich in seine Kojе und verschlang sie gierig. Dann legte er sich hin. Als der Zählappell kam und die Häftlinge antreten mussten, fehlte Ernst Hefter. Sie fanden ihn in seiner Kojе. Er lag mit dem Gesicht in blutig Erbrochenem und war tot. Als sie ihn hinaustrugen, ging ich mit bis an die Tür zum Krätze Keller. Ich war ja schließlich der, der ihn hier am längsten kannte ...

Saalgeschichten

Früher, wenn ich das Wort „Saal“ hörte, stellte ich mir immer einen solchen wie in dem Weihnachtslied vor, in dem es heißt, dass darin „die Stube glänzen“ wird wie „ein geschmückter Kronensaal“. Diese Vorstellung ist mir völlig vergangen, seit ich die Bautzener Säle kennen gelernt habe. Der Architekt, der um die Jahrhundertwende mit dem Problem rang, seinem sächsischen König in Bautzen ein Zuchthaus zu erbauen, mag ein Humanist gewesen sein. Er hätte ja auch einen grauen Kasten dort hinstellen können, wie man ihn vielfach als Zuchthaus findet. Doch ihm kam entgegen, dass man in der dortigen Gegend diese gelben Ziegel brennt, die ihm als Baumaterial vorgegeben waren. Viele gelbe Ziegel, einige rote, ein paar nicht unbedingt notwendige Ornamente und Verzierungen, Gitterstäbe jede Menge, massive hölzerne und stabile eiserne Türen, und schon hat man so ziemlich alles, was man braucht, um ein Zuchthaus zu bauen.

Der nördliche Flügel des Kreuzbaus, also die Verlängerung der Kirche nach hinten, ist der Saalflügel. In diesem gibt es, rechnet man die beiden untersten Säle (die Kellersäle) mit, zehn Säle. Diese großen Säle, etwa 33 Meter lang und 14 bis 15 Meter breit, hatte der besagte Architekt nicht als Wohnräume geplant, sondern er ging davon aus, dass hier die auf den Zellen „wohnenden“ Gefangenen arbeiten sollten. Solche damals üblichen Gefangenenarbeiten waren etwa Tütenkleben, Matten- oder Körbeflechten, das Bauen kleinerer Holzgegenstände, das Verlesen und Sortieren von Lumpen und was der geisttötenden Tätigkeiten mehr sind. Sicher hatte man statistisch den damaligen Bedarf im Blick und sorgfältig die Größe der Anstalt, die Zahl der Zellen und auch die Zahl der notwendigen „Arbeitsplätze“ ermittelt. So mussten wir uns erklären, was wir vorfanden.

Diejenigen unter den Sowjets, die uns verhafteten, verurteilten und bewachten, wussten nichts von der sächsischen Statistik. Sie verhafteten, wie wir am eigenen Leibe schmerzhaft erfahren mussten, auf Teufel komm raus. Die Zellen, obwohl schon überfüllt, reichten bald nicht mehr aus. Und weil die Sowjets aus ihrem riesigen Heimatland und aufgrund langjähriger Praxis über eine gewaltige Erfahrung auf dem Gebiet der Einpferchung rechtlos gemachter Menschen verfügten, richteten sie die Arbeitssäle wie Baracken ein. Vierundzwanzig Fenster hatte so ein Saal, zwölf nach Osten, zwölf nach Westen, hinzu kamen noch je zwei Fenster für den drei- oder viersitzigen Locus und die gesonderte Stube des Saalältesten, die so genannte Kommandantur. Fünf Säle lagen immer übereinander, wovon die oberen vier „bewohnt“ waren, während sich im entsprechenden Kellersaal jeweils Werkstätten verschiedener Art befanden, z. B. für ebenfalls gefangene Haushandwerker, die Instandhaltungsarbeiten zu verrichten hatten. Zwischen den ersten fünf übereinander liegenden Sälen und den zweiten fünf übereinander liegenden Sälen liegt ein Mittelstück, in dem ein Treppenhaus untergebracht ist, das vornehmlich von den hinteren Sälen benutzt wurde, aber eben auch die zu jedem einzelnen Saal gehörenden Toiletten, Waschräume und „Kommandanturen“. Als die sowjetische Besatzungsverwaltung im Jahre 1945 in Bautzen ihr „Speziallager Nr. 4“ einrichtete, waren auch

einfache Dinge in Deutschland für die Normalverbraucher überhaupt nicht oder bestenfalls sehr schwer zu bekommen. Wo die Russen das viele und gute Holz hernahmen, das sie für die Einrichtung der Säle verwendeten, weiß ich nicht.

Es muss im Zusammenhang damit auch noch bedacht werden, dass es jeweils zwei weitere Säle im Haus 2 und im Haus 3 gab, ferner waren da noch der Zentralkeller und die Baracken innerhalb der Umfassungsmauern (Innenbaracken) sowie die unmittelbar vor dem Bereich der ursprünglichen Anstalt gelegenen, 1945 und in den Folgejahren für die Unterbringung von Gefangenen genutzten Außenbaracken. Außerdem wurden alle Zellen in allen Häusern der Anstalt mit dreietagigen Holzpritschen ausgestattet, zusätzlich zu dem in jeder Zelle vorhandenen eisernen Wandklappbett. In jedem Saal des Kreuzbaus gab es acht Blocks. Ein Block bestand aus vier Etagen, zwei davon jeweils auf der Fensterseite, die beiden anderen waren am Mittelgang gelegen. Ein Block war etwa 4,80 bis 5 Meter lang und etwa 4 Meter breit. Auf jeder Etage lagen etwa 12 bis 15 Gefangene. Daraus ergibt sich, dass jedem einzelnen dort untergebrachten Mann 33 bis 46 Zentimeter in der Breite und 2 Meter in der Länge als Lebensraum auf der Pritsche zur Verfügung standen. Es gab keine Kleiderschränke, Fächer oder dergleichen, wo die Gefangenen ihre Habseligkeiten unterbringen konnten. Alles, was sie hatten, musste auf diesem Raum untergebracht werden. Es gab zwar einen oder zwei Tische in jedem Saal, zwei bis vier zwei Meter lange Bänke und ein paar Schemel, aber das war schon alles an Möglichkeiten, sich woanders als auf der Pritsche aufzuhalten. Bis Anfang 1948 lagen auf diesen Pritschen noch nicht einmal Strohsäcke, so dass die ausgemergelten und fast nur noch als von Haut umgebene Skelette erscheinenden Gefangenen auf den harten Brettern schlafen mussten. Dicht gepackt wie Ölsardinen.

Die obere Etage war eine überschaubare Fläche, nur dann irgendwie unterteilbar, wenn eine der deckentragenden Säulen umbaut war. Dagegen war die untere Etage in vier Kojen zu je drei Mann unterteilt, von der Liegefläche bis zur „Decke“ etwa 1,30 Meter hoch. Wer hier „wohnte“ konnte nur dann aufstehen, wenn er aus der Koje herauskroch. Das Leben hier unten lief liegend, kriechend oder bestenfalls kniend ab, wobei man den Kopf noch geneigt halten musste; aufrecht knien ging unten nicht. Überall hingen Tücher und Laken, denn die Knastrologen waren darauf bedacht, sich durch eine gewisse Abgrenzung gegen ihre Nebenleute eine Art von Privatsphäre zu schaffen. Da die Zahl der im Saal lebenden Häftlinge sich durch Abgänge und Zugänge oft änderte, änderten sich auch die Nachbarschaftsverhältnisse sowie die „Grundstücksgrößen“ der Einzelnen. Daraus resultierten dann wieder Spannungen und Zwistigkeiten. Um in solchen Fällen zu schlichten, gab es innerhalb des Saales eine Art eigene Verwaltung, deren unterste Instanz die Etagenältesten waren, darüber standen die Blockältesten. An der Spitze des Saales stand der von den Russen eingesetzte Saalälteste, der in den wenigsten Fällen ein Politischer (Häftling) war. In der Regel mussten diese der russischen Sprache mächtig sein oder einen Dolmetscher aus dem Kreis der Saalinsassen zur Seite haben. Die Besetzung der ihm nachgeordneten Posten innerhalb des Saales oblag dem Saalältesten.

Daneben gab es eine Reihe von Arbeitskommandos auf dem Saal. Diesen anzugehören war sehr begehrt, denn die Entlohnung erfolgte durch Nachschlag. Einen hohen Rang nahmen hierbei die Verpflegungs-Kalfaktoren ein, die Suppen, Brot und andere „Produkte“ verteilten. Diese wohnten in einigen Fällen mit dem Saalältesten in dessen abgesonderten Raum, der „Kommandantur“. Für bestimmte Saalbereiche gab es Verantwortliche, die Spitznamen mit der Bezeichnung „Minister“ erhielten: z. B. gab es den „Scheißhaus-Minister“ und den „Luftmarschall“. Die Spitznamen konnten von Saal zu Saal unterschiedlich sein. Der Scheißhaus-Minister war, wie der Name schon vermuten lässt, mit zwei oder drei Mitarbeitern aus dem Reinigungsdienst des Saales für die Benutzbarkeit der Saaltoiletten verantwortlich. Der Luftmarschall hatte dafür zu sorgen, dass der Saal ständig belüftet wurde, möglichst so, dass zwischen den beiden langen Fensterfronten kein Durchzug entstand. Darüber gab es viel Streit. Den einen war es zu warm, den anderen zu kalt. Dort klagten manche über Durchzug, woanders über stickige Luft. Spötter frozelten mit dem Ausruf: „Frische Luft ist unser Tod!“ Der Luft-Verantwortliche hatte jedenfalls den Posten, der den meisten Ärger mit sich brachte. Der Wäscheminister und seine Gehilfen zeichneten dafür verantwortlich, dass die Wäschestücke, die aus dem Saal zur Wäscherei gegeben wurden, auch in gleicher Anzahl gewaschen von dort zurückkamen und dass jeder möglichst „seine“ Wäschestücke zurückerhielt.

Die Knastrologen auf den oberen Etagen hatten zweifellos die bessere Luft, wenn man auf einem von 400 Mann bewohnten Saal überhaupt von „guter Luft“ sprechen kann. Die unteren Etagen waren echte Miefkapseln, denn die Kojen wurden gerne nach allen Richtungen durch Vorhänge der verschiedensten Art abgeteilt, so dass sich im Bereich der unteren Etagen dieses oder jenes besser verbergen oder auch tun ließ, was auf den flachen und meist übersichtlichen oberen Etagen nicht ging. Generell war es ja verboten, tagsüber zu schlafen. Durch das Guckloch an der Saaltür konnte der Posten einen recht großen Teil der oberen Etagen der Pritschen einsehen. Zwar wurde auch dort am Tage gelegen, das hing aber ganz von den russischen Posten ab, deren Mentalität den Knastrologen durch lange Erfahrung peu à peu bekannt geworden war. Es gab unter den Soldaten Phlegmatiker, denen das völlig gleichgültig war, andere aber waren den ganzen Tag darauf aus, die Gefangenen zu schikanieren.

Die Leute in den unteren Kojen waren in dieser Hinsicht besser dran. Sie waren den Blicken der russischen Posten entzogen, und wenn diese einmal den Saal betraten, so war der Türposten, auch eine Gefangener mit Saalfunktion, gehalten, laut zu brüllen: „Achtung! Mittelgang frei!“ Dann konnten die Bewohner der unteren Etagen immer noch aus ihren Höhlen hervorkriechen oder sich aufrecht hinsetzen. Der Türposten hatte neben sich und neben der Tür eine Schreibtafel, auf der sich eine Zahl befand. Diese zeigte an, wie viele Insassen sich im Augenblick im Saal befanden. Wurde jemand aus dem Saal herausgeholt, musste er die Zahl entsprechend vermindern, kamen Neuzugänge herein, musste er die Zahl erhöhen. Rief er nur „Achtung!“, dann bedeutete dies, dass die Saaltür zwar offen war, dass aber kein Wachsoldat hereinkam. Das hieß, dass außer einer erhöhten Aufmerksamkeit nichts weiter zu veranlassen war. Die Na-

delmacher konnten ihre Tätigkeit fortsetzen. Dabei wurde in stundenlanger stupider Scheuerearbeit an einen Metalldraht, meistens aus Kupfer, eine Spitze angeschliffen, während das andere Ende des drei bis fünf Zentimeter langen Drahtstücks mit einem geeigneten Gegenstand breitgeklopft und dann vorsichtig mit einem wiederum dafür geeigneten Gegenstand zu einem Nadelöhr durchbohrt wurde. Solche Nadeln waren eine begehrte Handelsware, denn die Knastrologen mussten ihre Textilien selbst in Ordnung halten. Außerdem vertrieben sich viele Häftlinge die Zeit mit Stickereien, was ohne Nadel nicht möglich war. Auf ähnliche Weise wurden andere illegale Gegenstände wie Messer oder Schneidwerkzeuge aus kleinen Metallteilen gefertigt, Brotschneider aus feinem Draht, der aus dem Draht zum Ziehen an den oberen Fensterklappen gewonnen wurde.

Waren es einerseits die russischen Posten, die wegen ihrer Marotten bekannt waren, blieben andererseits bestimmte Saalälteste nicht dahinter zurück. Einer war dafür bekannt, dass auf seinem Saal nicht gepfiffen werden durfte. Pfiff einer eine Melodie vor sich hin, so schoss er wie ein Irrer durch die Gänge und rief: „Wo meine Nachtigall?“ Saalstrafen waren „drei Tage Lokusdienst“ oder ähnliches. Es gab auch Saalälteste, die darauf achteten, dass ihre Leute am Tage nicht lagen, dass sich keine Zirkel bildeten, in denen Vorträge oder Andachten gehalten wurden und so weiter.

Die Saalreinigung und die Reinigung der Toiletten erfolgte in der halben Stunde des täglichen „Spazierganges“. Mit Ein- und Ausmarsch dauerte so ein Rundgang auf dem Gefängnishof meistens nicht länger als dreißig Minuten, eher weniger. Die Knastrologen mussten in Fünferreihen untergehakt immer im Kreis herumlaufen. Manche Posten, die es schnell hinter sich haben wollten, ließen mehrere Säle zugleich auf den Hof, darum wurde es manchmal auch dort eng. Saal- und Blockälteste gingen in entgegengesetzter Richtung einzeln im Innenkreis herum und brüllten: „Schnauze halten!“, „Kein Gequatsche da hinten!“, oft ohne jeglichen Anlass, nur um den am Rande herumlümmelnden Russen zu zeigen, dass sie spurten. Auch die Knastrologen selbst kümmerten sich um diese Brüllerei meistens herzlich wenig. Nach dreißig Minuten war sowieso alles wieder vorbei.

Nach dem „Spaziergang“, der meistens vormittags stattfand, ging es auf den Mittag zu, was bedeutete, dass bald die Essenausgabe erfolgte. Von den nach Westen gelegenen Saalfenstern konnte man sehen, wann es losging. Die Trägerkommandos brachten die großen Kübel aus dem Küchengebäude und stellten sie erst einmal auf dem asphaltierten Weg in einer langen Reihe auf. Es handelte sich um Holzkübel, ähnlich den Waschzubern, die ich von zu Hause kannte. Unsere Essenkübel hatten an zwei Seiten, einander gegenüberliegend, nach oben überstehende Dauben, in denen sich Löcher befanden, durch die eine Stange gesteckt werden konnte. Sie ragte an jeder Seite etwa 30 bis 40 Zentimeter heraus, so dass die Essenträger die Stange packen konnten, immer zwei Mann pro Fass, die dann mit ziemlicher Geschwindigkeit lossausten. Die Kübel hatten einen Holzdeckel, der durch die Tragestange gleichzeitig festgehalten wurde. Die Essenträger stellten die Kübel vor dem Saal ab, von dort aus wurden

sie dann von Saalarbeitern hereingeholt. Die Essenausgabe wird von zwei Mann durchgeführt. Jeder gibt das Essen für eine Saalhälfte aus.

Die Suppen-Ausgabe findet in der Regel an demjenigen Ende des Saales statt, an dem sich der Waschraum befindet. Zwei Suppenkübel und zwei Suppenausgeber stehen nebeneinander, dazwischen, etwas zurück, steht der Saalälteste, der zu überwachen hat, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Das Werkzeug für die Suppenausgabe ist eine Kelle, deren Hauptteil etwa die Größe einer Konservendose hat. Diese ist von einem Anstaltsklempner sinnreich an einem unterarmlangen Holzgriff befestigt. Der Suppenausgeber hat mit dieser Kelle eine „schräge Acht“ durch den Suppenkübel zu schlagen. Dabei führt er die Kelle mit der offenen Seite nach vorn in die Suppe ein, beginnt eine achtförmige Bewegung, wobei er etwa in der Mitte mit der Kelle ganz unten im Kübel ist, während er am Ende wieder oben ist, die Kelle aufrichtet und sie so bis an den Rand gefüllt aus der Suppe hebt und ohne dass ein Tropfen daneben geht, in die hingehaltene Schüssel des Knastrologen kippt, der „gerade dran ist“. Wenn es auch nicht verboten ist, so ist es auf jeden Fall unerwünscht, dass Knastrologen, die gerade nicht „dran sind“, in der Nähe herumstehen und die Suppenausgabe beobachten. Da wurde leicht einmal kritisiert, die Acht sei nicht tief genug gezogen worden. Dadurch blieb mehr „Dickes“ im Kübel, das am Ende den Kübelwäschern, meist ziemlich jungen Häftlingen, im Waschraum zugute kam. Wenn die Suppe, was selten genug passierte, einmal etwas dicker war, so dass beim Herausheben der Kelle „ein kleiner Berg oben drauf“ erschien, dann waren die Ausgeber gehalten, mittels eines „Abstreichholzes“, das etwa die Form einer Feile besaß, diesen Überstand herunterzustreichen. Dies geschah aber nicht, um die Suppenempfänger zu betrügen, sondern weil die Suppe sonst möglicherweise nicht für alle gereicht hätte.

Man kann aber die Dinge so oder so sehen, und so war, oft während des Essens, das Gemecker vieler Einzelner die Begleitmusik. Ich erinnere mich einer kleinen Gruppe von Knastrologen, die sich gegenseitig als Akademiker ausgaben. Sie hatten es fertig gebracht, dass ihnen einer der oben erwähnten größeren Tische zum Essen zur Verfügung stand. Um diesen versammelten sie sich, sobald alle ihr Essen empfangen hatten und einer – jeden Tag wechselnd – hatte täglich dasselbe Gebet zu sprechen: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast! Amen.“ Als sie eines Tages wieder mit schon fast frömmelnden Gesichtern diese Zeremonie absolviert hatten, war ich zufällig Zeuge ihres Tischgesprächs. Einer sagte „Wasser, wie bist du so dünn!“, und ließ das ziemlich durchsichtige Nass aus etwa zehn Zentimetern Höhe vom Löffel in die Schüssel zurückplürren. Ein anderer meinte: „Keine zehn Graupen sind heute wieder drin und das Hängolin³⁸ schmeckt vor, zum Kotzen!“ Wieder ein anderer sagte: „Wenn einer das seinem Hund gibt, belangt ihn der Tierschutzverein wegen Tierquälerei“. Gewiss hatte jeder Einzelne mit seinen Bemerkungen im Prinzip Recht. Ich und alle anderen dachten sicherlich nichts anderes. Aber

38 Im Soldatenjargon benutzter Ausdruck für einen angeblich insgeheim an die Soldaten verabreichten Stoff, der den Geschlechtstrieb dämpft.

keiner von uns hatte in feierlicher Form den Herrn Jesus zu Tisch geladen, der sich nun (falls er wirklich der Einladung gefolgt war) anhören musste, welchen „Plerks“ er ihnen „bescheret“ hatte. Ich sprach die Herren darauf an und bekam die Bezeichnung „jungscher Schnösel“ verpasst. Aber ihre öffentliche Einladung erfolgte fürderhin nicht mehr. Sie beließen es bei einem „stillen Gebet bis fuffzehn“, wobei sie mit geneigten Häuptern vor ihren Schüsseln saßen. Auch zu unseren Essschüsseln muss ich etwas sagen. Für uns, die wir aus Torgau kamen, wo bis zu acht Mann aus einer einzigen Waschschiüssel mit einem einzigen Löffel essen mussten, war die Aushändigung einer Schüssel pro Mann wie ein Wunder. Dazu gab es Löffel aus maschinell plump zugerichtetem Holz oder die bunten russischen Folklore-Löffel aus lackiertem Holz, die – was niemals laut geschehen durfte – „Stalinkelle“ genannt wurden. Darauf stand „Karzer“.

Die beiden Ausgeber kellten also vor sich hin, wenn der Kübel so weit leer war, dass die Kelle nicht mehr voll wurde, gab der Saalälteste ein Zeichen und ein dafür bestimmter Junge aus dem Saalarbeitskommando trat als Anheber in Aktion. Das heißt, er stellte sich hinter den Kübel, hob ihn an einer Seite etwas an, so dass auch der Rest bis auf vielleicht zwei oder drei Liter ausgegeben werden konnte. Dieser Rest verschwand mitsamt dem Kübel im Waschraum, wo die Kübelwäscher sich zuerst den Rest einverleibten und dann die Kübel mit kaltem Wasser auswuschen. Für diese Tätigkeiten wurden hauptsächlich junge Burschen genommen, teils, um sie am Leben und möglichst gesund zu erhalten, teils, weil sie tatsächlich am besten zum „Schwingen“ der schweren Essenkübel geeignet waren. Zu anderen Tageszeiten waren dieselben Jungen dann Reinigungskommando, Saalpolizei usw. War noch etwas übrig, nachdem die Saalfunktionäre ihre Nachschlag-Portionen in Sicherheit gebracht hatten, so wurde dies an die Allgemeinheit verteilt. Es begann mit dem ersten Mann auf der Etage A 1 und ging, so weit es eben reichte. Am nächsten Tag ging es dort weiter, wo es am Vortage aufgehört hatte. Es dauerte einige Wochen oder gar Monate, bis die ganze Saalbelegschaft einmal „durch“ war. „Experten“ ließen sich während dieses Turnus in einen anderen Block verlegen, der noch nicht dran gewesen war, und so kamen sie ganz unauffällig zweimal in den Genuss des Suppen-Nachschlags.

Nachdem die Kübel ausgespült waren, sorgten die Kübelwäscher im Waschraum notdürftig für Ordnung, dann durften die Schüssel-Wäscher sich dort betätigen. Von jeder Etage sammelte ein Mann (auch das war jeden Tag oder jede Woche, ganz wie man sich geeinigt hatte, ein anderer) die Essschüsseln der übrigen Etagenangehörigen ein und wanderte mit diesem kleinen Turm aus ineinandergestellten Schüsseln zum Waschraum. Dort wuschen sie diese unter fließendem kaltem Wasser mit einem Lappen oder mit der bloßen Hand aus. Damit die Schüsseln hinterher nicht verwechselt wurden, denn sie waren ja so etwas wie das „Eigentum“ der Einzelnen, hatte jeder sie mit bestimmten Zeichen versehen. Das konnten farbige Bändchen am Griff sein oder in die Emaille eingekratzte Zeichen, Kürzel oder Namen.

Ganz Vorsichtige schlichen sich im Laufe des Tages noch einmal mit ihrer Schüssel in den Waschraum, um sie selbst auszuwaschen. Es gab aber auch ei-

nige, die ließen ihre Schüssel im Hinblick auf die zu erwartende Ausgabe heißen Kaffees (na ja, eben „Kaffe“) gar nicht auswaschen, sondern wischten sie „sauber“ mit dem Zeigefinger aus. Sie behaupteten, beim Auswaschen gehe eine hauchdünne Fettschicht, die sich vielleicht noch an der Innenwand der Schüssel befinde, verloren, mit dem Heißgetränk könne man sie jedoch noch dem Körper zuführen. Es gab für diese Leute den Terminus technicus „Krümelkacker“.

Über die Krümel kommen wir nun zum Brot. Auch dies wurde in der Anstaltsbäckerei gebacken. Die Brote sollten 900 Gramm wiegen. Sie wurden in Kisten aus der Bäckerei antransportiert, die vorn und hinten an je zwei Griffen getragen wurden wie eine Sänfte. Die Brote kamen unzerschnitten auf den Saal. Dort hatten sich „Brotgruppen“ zu bilden, die aus drei Mann bestanden. Wenn die Brote in den Saal gebracht waren, ging der Blockälteste mit zwei Mann, die ein Brett mit sich trugen, nach vorn zur „Kommandantur“, wo sie die Brote für ihren ganzen Block empfangen. Damit marschierten sie dorthin, wo schon von jeder Brotgruppe ein Beauftragter darauf wartete. Schneideinstrumente waren den Gefangenen strengstens verboten. Nur höchst geheim und völlig illegal besaßen einige etwas aus Eisen, aus Blech, oder Draht, womit man zur Not Brot teilen konnte. Wegen dieses Verbotes gab es aber ein „offizielles“ Messer auf dem Saal, das beim Saalkommandanten in Verwahrung war und das er einmal am Tage zum Brotschneiden herausrückte. Dann bekam es ein „Brotschneider“ – ebenfalls ein Saalposten. Dieser musste ein recht gutes Augenmaß haben, denn mit zwei Schnitten hatte er so ein Brot in drei Teile zu zerlegen, die gleich groß sein sollten. Selbstverständlich gelang dies nur in wenigen Fällen, so dass innerhalb der Brotgruppe jedes Mal eine Brotwahl stattfand. Jeder hatte einmal die erste Wahl, das heißt, er durfte das Stück wegnehmen, welches nach seinem Dafürhalten das größte war. Das dauerte manchmal Minuten, in denen der Wahlerste um das Brot herumschlich, es von allen Seiten betrachtete, aus der Hocke – ohne das Brot zu berühren – Kantenlängen verglich, bis er dann endlich zugriff und mit seinem Stück Brot von dannen zog, oft im Herzen fest davon überzeugt, doch einen Missgriff getan zu haben. Danach nahm sich der Wahlzweite sein Stück, der Letzte bekam den Rest. Aber er hatte die Genugtuung, am nächsten Tag Wahlerster zu sein, denn das wanderte turnusgemäß. Die meisten Saalinsassen hatten Brottücher, in die sie zunächst einmal ihre Portion Brot einwickelten, ehe sie damit ihren Platz auf der Pritsche erklommen und es dort genüsslich verzehrten. Die meisten taten das in einem Rutsch: Sie breiteten das kunstvoll gestaltete Brottuch vor sich aus, zerbrachen das Stück Brot in einige Brocken und begannen, diese mit Genuss zu verzehren. Bei manchen ging dies sehr schnell, andere streckten die feierliche Handlung weltentrückt auf ein paar Stunden. Einige legten auch ein Stückchen für den nächsten Tag zurück. Sie wollten so lange sparen, bis sie an einem Tage zwei Kuhlen vorweisen konnten. „Eine Kuhle Brot“ war die gängige Bezeichnung für eine Tagesration. Damit wollten sie dann irgendetwas erwerben. Brot war das wertvollste Gut, das man besitzen konnte, es kam jedenfalls gleich nach Goldzähnen. Aber angesichts des permanenten Hungers war es nicht leicht, Brot übrig zu behalten. Wer etwas Brot „auf der hohen Kante“ hatte, lebte in ständiger Angst, es könnte ihm ge-

klaute werden. Denn Hunger hatten alle – der Kommandant und seine nähere Umgebung vielleicht ausgenommen –, der eine mehr, der andere weniger, und nicht jeder konnte damit beherrscht umgehen. Und es war schwer nachzuweisen, wer zugegriffen hatte, wenn nicht einer in flagranti erwischt wurde.

Als dies einmal in dem Saal unter uns vorkam, herrschte helle Aufregung. Man wollte dem Dieb ans Leder, und wenn am Tage nichts geschah, dann würde sich zumindest in der Nacht der „Heilige Geist“ aufmachen und über ihn kommen. Zu der Zeit war dort unten Dr. Walter Grüber aus Löbau, ein zu zehn Jahren verurteilter Arzt, der Saalarzt. Von ihm wird vieles berichtet, wie er sich Kameraden gegenüber verhalten haben soll, was ich weder aus eigener Erfahrung noch aus Beobachtung bestätigen kann. Er kannte mich vom Krätze Keller her und kam nach oben an unsere Saaltür. Ich wurde nach vorn gerufen und er sagte zu mir: „Du bist doch Christ. Ich habe unten zu der aufgeregten Menge gesagt, dass ich, bevor irgendetwas mit dem Mann passiert, mit Dir reden will. Kannst Du aus christlicher Sicht irgendetwas dazu sagen?“ Ich brauchte nicht lange zu überlegen und sagte: „Da gibt es nur ein Wort: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“³⁹ Als er mit diesem Wort in den unteren Saal zurückkehrte, sollen sich die Wellen bald geglättet haben, und der Täter kam relativ glimpflich davon.

Mir war einmal von Werner Hackemesser aus Oranienbaum ein Neues Testament, eine katholische Ausgabe in der Übersetzung von Joseph Franz Allioli angeboten worden, das er gelegentlich eines Ganges zur Ambulanz aus der alten Bücherei der Anstalt, die uns überhaupt nicht zugänglich war, „abgezweigt“ hatte. Dieser Werner Hackemesser war, was man in Sachsen „fischelant“⁴⁰ nennt. Wenn es hier Gassen gegeben hätte, so wäre er ein Hans Dampf in allen diesen gewesen. So gehörte er zu jenen Knastrologen, die sich morgens mit irgendwelchen Wehwehchen krankmeldeten, und zum Medpunkt⁴¹ hinaufgeführt wurden. Das war eine dürftig ausgestattete Ambulanz, in welcher der erwähnte Dr. Grüber zusammen mit zwei anderen Häftlingen, so genannten Sanis, mit dem herumdokterte, was ihm zur Verfügung stand. Das waren drei Flaschen mit roter, grüner und blauer Flüssigkeit, einige wenige Pillen, etwas Prontosil und Kaliumpermanganat.⁴² Der Besuch am Medpunkt führte dazu, dass die Gefangenen sich dort trafen, Parolen und anderes austauschten.

Einige ganz mutige unternahmen es, in den Ostflügel zu schleichen und aus der dort gelegenen alten Anstaltsbibliothek heimlich Bücher zu holen und diese mit auf den Saal zu bringen. Zu diesen Leuten gehörte auch Hackemesser. Er wollte zwei Kuhlen Brot für das Buch, ich hatte aber keine. Ich wollte das Büchlein aber haben und erklärte ihm die Sachlage. Er sagte: „Dann kriegst du die Bibel, ich weiß, dass ich von dir die Kuhlen kriege.“ Und er gab mir das Neue Testament sofort. An dem Tage hatte ich meine Ration schon verzehrt. So zog ich

39 Johannes 8,7.

40 vigilant: aufmerksam, wach.

41 Abk. für Medizinischer Punkt. Stelle, an dem man sich im Gefängnis zu melden hatte, wenn man erkrankt war.

42 Chemische Verbindung, die insbesondere als Desinfektions- und Bleichmittel, aber auch zum Beizen von Holz eingesetzt wird.

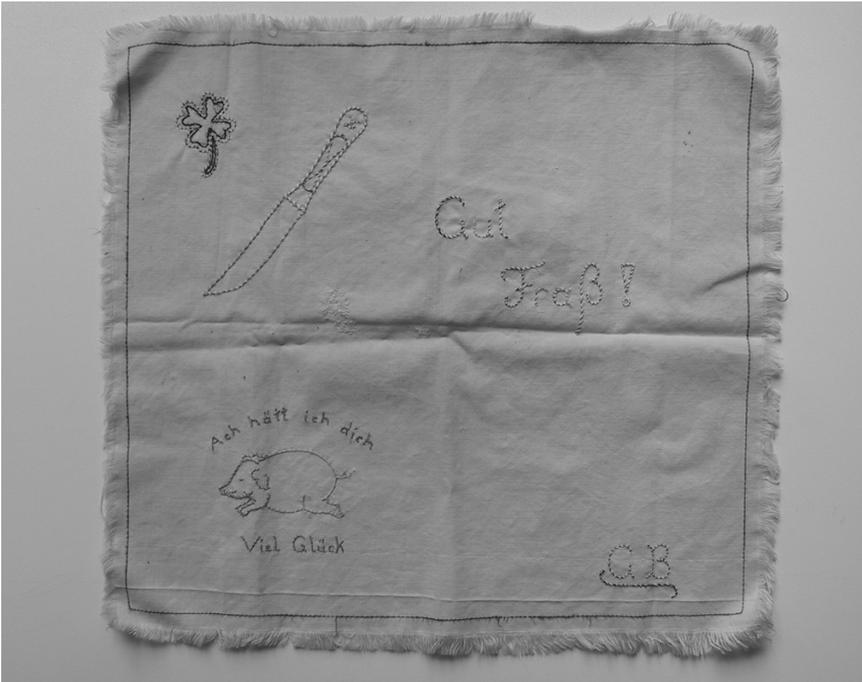


Abb. 10: Besticktes „Brottuch“ des Gefangenen Gerhard Bähr.

mich mit dem neu erworbenen Schatz in meine Kojе zurück und begann zu lesen. Das setzte sich am nächsten Tage fort, so dass ich gar kein gesteigertes Bedürfnis verspürte, Brot zu essen. Glücklicherweise war die Suppe an dem Tage nicht so dünn, dann kam ich mit Nachschlag dran, alles, als ob es so sein sollte. Ohne Magenknurren konnte ich meine Kuhle an Hackemesser herausrücken, der sich hocheifrig zeigte. Er hatte damit gerechnet, dass ich erst einige Tage „zusammenkratzen“ musste und nun ging es so schnell. Am nächsten Tag aß ich mein Brot, aber am übernächsten tat ich wieder „meine Pflicht“, so dass Hackemesser sehr angetan war. Aus Freude, gemischt mit Langeweile, bastelte er mir noch ein kleines hölzernes Kreuz, das ich an einer feinen Schnur, die er auch aus Zwirn und Tenseife drehte, um den Hals tragen konnte. Aus Freude darüber konnte ich ihm einige Tage später noch eine weitere, diesmal aber eine mühsam zusammengesparte Kuhle überreichen. Diese Episode soll nur zeigen, welche Rolle eine Kuhle Brot in unserem Leben spielte.

Zum schon erwähnten „Brottuch“ muss ich auch noch einige Worte verlieren. Es diente in der Regel als Tischuch (ohne Tisch darunter) und war von der Größe eines größeren Taschentuches. Als Kultgegenstand hatten viele es mit Stickereien künstlerisch gestaltet. Meistens befand sich in der Mitte ein Spruch wie: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ oder „Wer Wurst, Brot und Schinken hat, der wird noch alle Tage satt!“. Sie kamen mit ihren Tüchern zu mir und baten mich, ihnen etwas vorzuzeichnen. In den vier Ecken des Tuches mussten meistens Namen stehen: Mama, Papa, Gaby, Lore u. ä., Namen der Eltern, Geschwister, viel-

leicht der Braut, auch Namen der Frau und der Kinder. Und immer in der Mitte ein Spruch. Nachdem ich einmal einen ausgemergelten Knastrologen mit einer Brotwaage darauf gezeichnet hatte und darunter den Spruch setzte: „Fressen macht Laune!“ wurde dies ein Schlager in dem betreffenden Saal und vielen musste ich noch eine solche Knastrologen-Karikatur auf das Brottuch zeichnen. Sie stickten das darin mit bunten Fäden recht kitschig aus, aber es bedeutete ihnen etwas. Sie konnten beim Brotessen ihre Gedanken auf etwas richten, das vor ihnen lag.

Bis Anfang 1948 etwa bekamen wir gesüßten „Kaffe“ aus Rüben, Eicheln oder sonst etwas, das heißes Wasser etwas bitter macht. Der Zucker, so wurde gesagt, sei im „Kaffe“ enthalten, das Fett, so genanntes Affenfett⁴³, welches aus Kohle gewonnen wurde, war in der Suppe, und Marmelade gehörte nicht zu den Er-rungenschaften unserer Speisekarte. Der „Kaffe“ kam in den gleichen oder gleich aussehenden Kübeln wie die Suppe, jedem stand ein dreiviertel Liter zu, es gab ihn jedoch meistens so reichlich, dass immer noch Reste blieben, die in ein paar Tonkrüge gefüllt wurden, die es im Saal gab. So waren immer kleine Ge-tränkevorräte vorhanden, die erst ausgekippt wurden, wenn neuer Kaffe kam. Übrigens war bei einigen Häftlingen „das Dicke“ im „Kaffe“ sehr begehrt, denn es füllte den Magen.

Der Hunger bestimmte unser Leben. Man konnte nichts dagegen machen. Er war da, er war eine Folge der unter dem Existenzminimum liegenden Essenra-tionen. Das wenige Essen war zudem so wenig gehaltvoll, dass oftmals sogar die ständigen Nachschlagempfinger auf die Tbc-Station „abgingen“ und dort star-ben. Sie starben oft noch vor den anderen, die nur in den Genuss des turnusge-mäßen Etagnachschrags kamen. Diejenigen, die schon während des Krieges weiter nichts hatten als das, was es auf Karten⁴⁴ gab, waren hier am besten dran, denn sie hatten Übung im Hungerschieben. Auch das kann man sich angewöh-nen, es darf nur nicht so plötzlich über einen hereinbrechen. Ich will nicht sa-gen, dass nur Wohlhabende und zuvor Gutgenährte große Schwierigkeiten mit den Hungerrationen hatten, aber bei ihnen war es besonders ausgeprägt.

Ganz schlimm war es mit dem Ungeziefer. Die Wanzen vermehrten sich eben wie die Wanzen und die Flöhe wie die Flöhe. Hin und wieder traten bei Einzel-nen auch Läuse auf. Die Haare wurden eben nur auf dem Kopf geschnitten ... Wanzen und Flöhe wohnten in Ritzen und Fugen der hölzernen Pritschen. Wenn Hundert geknackt wurden, kamen Tausend nach. Geknackte Wanzen stanken nach Marzipan, falls die Erinnerung uns nicht im Stich ließ. Die Knas-trologen versuchten, sich aus ihren Decken Schafsäcke zu nähen, möglichst mit ganz undurchlässigen Nähten. In diese versuchten sie ganz hineinzukriechen und sie von innen zuzuhalten. Das ging nur in wenigen Fällen, denn oftmals wa-ren die Decken schon gekürzt, um „Filzschuhe“ oder dergleichen aus dem Ab-geschnittenen zu fabrizieren. Viele Knastrologen waren auch ohnehin größer als

43 Umgangssprachlich für Margarine.

44 Aufgrund der allgemeinen Nahrungsmittelknappheit wurden Lebensmittel der Menge nach zuge-teilt, das heißt rationiert. Die Ausgabe erfolgte auf die Vorlage von Essenmarken, die auf Karten gedruckt wurden.

ihre Decken lang. Dann ließen sich die Wanzen wie Stukas⁴⁵ von der Saaldecke ganz gezielt auf Häuse und Gesichter fallen, sobald diese unbedeckt waren. Die Flöhe lebten sowieso am liebsten in solchen Schlafsäcken. Weil sie kleiner und viel beweglicher waren als die Wanzen, waren sie auch unendlich viel schwieriger zu fangen. In unregelmäßigen Abständen mussten die Saalbelegschaften mit ihren Decken auf den Hof hinuntergehen, wo ein großes Ausklopfen der Decken stattfand. Es gab dann immer eine große Staubwolke, welche die Flöhe dazu benutzten, um von einer Decke auf eine andere umzusteigen. Die draußen gebliebenen Flöhe benutzten beim Spaziergang der nächsten Saalbelegschaft die Gelegenheit, sich einen anderen „Träger“ auszusuchen. So wurde wenigstens die Inzucht bei den Flöhen in Grenzen gehalten. Diese Sowjetunion, die uns eingekerkert hielt, hatte dank einer schon drei Jahrzehnte dauernden Praxis der Unterbringung von Millionen Menschen in Lagern, die dabei zwangsläufig auch von Ungeziefer befallen wurden, weiß Gott Erfahrungen auf diesem Gebiet.

Irgendwann 1948 brachte man ein Ungetüm von Dampfmaschine auf den Hof neben den Saalflügeln. Einige Internierte wurden von sowjetischen Spezialisten eingewiesen. Dann wurde der erste Saal geräumt, wobei die Insassen auf Zellen und die übrigen Säle verteilt wurden. Dadurch wurde es dort noch unerträglicher, die drangvolle Enge wurde noch drangvoller. Nach Räumung des Saales wurden von innen alle Ritzen und Fugen mit Papierstreifen verklebt und abgedichtet. Ein Zwischending zwischen Rohr- und Schlauchleitung wurde irgendwo in das Saalinnere geführt. Durch diese wurde ein Flüssiggas in den Saal geleitet, das man etwa eine Woche einwirken ließ. Als der Saal „fertig“ war, zog die Belegschaft des nächsten Saales, der an die Reihe kommen sollte, geschlossen in diesen Saal um. Es geschahen Zeichen und Wunder: Es gab Stroh und Säcke auf dem Hof, womit die neu Einziehenden sich Strohsäcke stopfen konnten, denn Stroh war bis dato unbekannt. Strohsäcke zählten, ähnlich der Marmelade, nicht zu den Errungenschaften des Sozialismus. Diese Strohsäcke kamen aber zunächst nur in die desinfizierten Säle. Bevor die Saalbelegschaft in den ungezieferfreien Saal einziehen durfte, mussten alle erst baden und ihre Kleidung in die Heißdesinfektion geben. Erst nach einer strengen Durchsuchung durften sie mit den Strohsäcken in ihr neues Domizil einziehen. Ich gebe zu: Die Säle waren ab dem betreffenden Datum ungezieferfrei. Der frei gewordene Saal wurde sodann entwest und eine andere Belegschaft zog dort ein. Und so ging es Saal für Saal, bis alle „durch“ waren. Als alle acht Säle fertig waren, wurde das Entlausungs-Ungetüm plötzlich wieder abgezogen.

Ein Nachteil dieser Umsiedlungsaktionen war, dass alles, was man hatte – eine kleine Nadel, ein kleines Messer, ein Bleistiftstummel – der Filzung zum Opfer fiel. Aber das wiederum zwang die Knastrologen zu einer ganz gewaltigen und neuen Kreativität. Alles war nach wenigen Wochen wieder da. „Siehe, ich mache alles neu!“⁴⁶ Jedes Mal wurden die bei den Filzungen einkassierten Din-

45 Abk. für Sturzkampfbomber. Diese während des Zweiten Weltkrieges eingesetzten Kampfflugzeuge stürzten aus großer Höhe auf ihre Ziele (Panzer, Bunkeranlagen, Schiffe) herab.

46 Offenbarung 21,5.

ge nachher kleiner und damit besser zu verstecken. Von diesen kleinen, höchst illegalen Dingen, hing in hohem Maß die Qualität unseres Knastlebens ab. Je weniger einer davon besaß, desto niedriger war seine Lebensqualität im Zuchthaus. Je niedriger die Lebensqualität war, desto qualvoller war das Dasein. Ich hatte oft den Heine-Vers im Kopf:

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg' es nie;
Und ich hab es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht: Wie?

Wenn Heine das Wort „Anfangs“ gebraucht, dann trifft dies auf uns Gefangene in erweiterter Bedeutung zu, denn es bedrohte uns die ganzen Jahre. Nach meist unbegründeten Phasen von Euphorie, hervorgerufen durch falsche Parolen, kam immer und immer wieder dieses Verzagtsein. Wohl dem, der hier seinen Glauben behielt oder fand, wohl dem ebenfalls, der hier nicht den Humor verlor. Wer gar beides besaß, war besser dran als einer, dem es fehlte.

Was wir fast am schmerzlichsten entbehren mussten, war Lektüre. Es gab in den ersten Jahren nur das, was an Büchern und literarischen Werken in den Hirnen einzelner Häftlinge saß. Abends, wenn im Saal alle Knastroligen auf ihren Pritschen lagen und das Licht (bis auf das im Lokus, das wie eine Notbeleuchtung in den ganzen Saal mild hineinleuchtete) ausgeknipst war, dann war es beliebt, dass sich in der Mitte des Saales einer auf den Rand einer Pritsche schwang und deklamierte oder erzählte. Diese Gabe hatte nicht jeder, aber manch einer dafür in hohem Maße. Diese abendlichen Erzählstunden lenkten von der Trüb-



Abb. 11: Blick in den Zellenflügel Ost I, das heißt die unterste Etage des nach Osten ausgerichteten Zellenflügels des Kreuzbaus. 1992.

sinnigkeit des Zuchthausdaseins ab, zu dem wir hier gezwungen waren. Fast alles war geeignet, vorgetragen zu werden. Der „Cornet“ von Rilke zum Beispiel, Teile aus dem „Faust“, selbst die Faust-Parodie „Faust, 3. Teil“ wurden vorgetragen. „Ben Hur“ gab es in zweierlei Form, einmal nach dem Buch, zum anderen Mal nach dem Stummfilm. Das waren oft Kulturabende erster Güte. Vielfach zogen sie sich über mehrere Tage hin. All das musste so aufgezo- gen werden, dass nichts davon nach draußen drang, denn es war genau so unerlaubt wie der Besitz eines Bleistiftstummels. Aber sogar die Saalspitzel, die sonst alles Verbotene, das ihnen auffiel, nach draußen meldeten, waren selbst so gefesselt, dass über derartige Aktivitäten keine Berichte abgeliefert wurden. Vielleicht befürchteten sie auch, dass „der Heilige Geist des Nachts über sie käme“, wie es in einigen etwas anders gelagerten Fällen wohl geschehen ist. Ich hatte noch in Freiheit eine Menge gute Bücher gelesen, die ich nun in meinem Kopf rekonstruierte. Im GPU-Keller Am Kupfergraben in Berlin hatte ich aus einem schmalen Büchlein von Ringelnatz, das mir bei der Verhaftung nicht abgenommen worden war, im Hinblick auf eventuelle „Bunte Abende in Sibirien“ 52 Gedichte auswendig gelernt.

Die uns hier gefangen hielten, wollten, dass wir vor Stumpfsinn vergingen. Es war nichts erlaubt: keine Musik, keine Literatur, keine Arbeit. Dazu kam die völlig unzureichende Ernährung, das wegen der Fensterblenden stark gedämpfte Tageslicht und der dadurch ebenfalls sehr eingeschränkt vorhandene Sauerstoff, ganz besonders auch die mangelnde Bewegung. Die Gefangenen wurden aber nicht etwa in Ruhe gelassen, denn das Hinlegen am Tage war streng verboten und konnte, sofern man dabei erwischt wurde, zu mehrtägigen Karzerstrafen führen. Immer wieder brachen wie aus heiterem Himmel Filzungen über die Knastrologen herein. Immer, wenn sie sich diese kleinen illegalen Habseligkeiten wie Nadel, Bleistiftstummel, Papierfetzen oder gar ein kleines, leicht zu versteckendes Buch – selbst geschaffen oder unter großem Verzicht auf Brot angeschafft – hatten, konnte es sein, dass sie durch solche Filzungen in die absolute Tristesse zurückgeworfen wurden. Jegliche kulturelle Betätigung, wozu auch die geschilderten Erzählabende gehörten, war absolut verboten; sobald es „draußen“ bekannt wurde, führte es zu rigorosen Karzerstrafen. Das konnte manchmal direkt zum Tode des Betroffenen führen, aber auch mit Verzögerung. Das heißt, dass die Folgen der Karzerhaft erst lange nach der Entlassung aus dem Lager oder dem Zuchthaus zum Tode führen konnten, ohne dass Außenstehende, das heißt alle, die Haft nicht selbst erfahren haben, eine solche Todesursache in Erwägung ziehen würden. Jedem, der in Bautzen I oder unter ähnlichen Umständen einige Jahre Kerkerhaft zubrachte, fehlen diese laut Meinung von Medizinern später an der Zeit seines Lebens. Langsam kommen auch die bundesdeutschen psychiatrischen Haftfolgenbegutachter zu dieser Einsicht.

Auf fast jedem Saal gab es einen Arzt. Dieser war selbstverständlich auch ein Verurteilter. War kein Arzt vorhanden, so wurde einfach jemand, der behauptete, eine entsprechende Ausbildung zu haben, als Saalsanitäter eingesetzt. Bei ihm mussten sich alle melden, die über gesundheitliche Beschwerden zu klagen hatten. Die weitaus meisten Krankmeldungen erfolgten in jenen Jahren wegen

Hauterkrankungen. Sie waren vor allem auf Ungeziefer zurückzuführen, insbesondere auf Krätzemilben. Dann folgten die Hustenden mit Lungenbeschwerden, wobei es sich meistens um Tuberkulose handelte. Da diese Krankheit gleichsam schmerzlos ist, war sie nur schwer zu entdecken. Dauernder Hustenreiz oder auch Blutstürze waren sichere Anzeichen. Anfällig waren alle, denn alle waren unterernährt. Im Saal und auch im Medpunkt konnten weder die Krätze noch die Tuberkulose behandelt werden. Krätzepatienten wurden in den Keller unter der Kirche verlegt. Häftlinge, die von Krätze befallen waren, wurden nicht etwa woanders untergebracht, auch dann nicht, wenn sie zusätzlich noch Tbc hatten. So kam es, dass auch der Krätzekeller zu einer Sterbestation wurde, denn außer der milchig-weißen Einreibeflüssigkeit gegen Krätze gab es dort keine Medikamente.

Tbc-Verdächtige wurden am Medpunkt registriert und dann aufgerufen, um in das Haftkrankenhaus hinübergeführt zu werden, das ebenfalls im Anstaltsbereich lag. In der Zeit des sowjetischen Regimes in Bautzen I waren im Haftkrankenhaus ausschließlich internierte Ärzte und Pfleger eingesetzt. Die Abteilung für Lungenkranke wurde von Dr. Wittstock aus Schwarzenberg geleitet, dem damit auch das antiquierte Röntgengerät unterstand, welches seinen Dienst noch immer tat. Mit Hilfe dieses Geräts wurde eine große Zahl von tuberkulösen Prozessen bei den Häftlingen entdeckt, welche wiederum größtenteils auf extreme Unterernährung sowie auf Sauerstoff- und Vitaminmangel zurückzuführen waren. Mit besagtem Röntgengerät konnten keine Röntgenaufnahmen gemacht werden. Man behalf sich mit einem Stempel, der die Umrisse der beiden Lungenflügel zeigte, in welche Dr. Wittstock die Lage der tuberkulösen Herde mit einem Bleistift einzeichnete. Die auf diese Weise ermittelten Kranken wurden unverzüglich in das Haftkrankenhaus eingewiesen. Eine Verabschiedung von den Kameraden war unmöglich. Wenn sie nicht von der Untersuchung zurückkamen, wussten die Mithäftlinge, dass es sie erwischt hatte.

Es gab im Haftkrankenhaus Doppelstockbetten aus Metall, auf denen dreiteilige Seegrasmatratzen lagen. Die meisten Kranken erlebten diesen Zustand nach langer Zeit als große Wohltat. Bei vielen war die Tbc so spät erkannt worden, dass sie bereits nach wenigen Wochen oder gar Tagen starben. So war die Aufnahme in das Krankenhaus bei vielen Häftlingen der Anfang der letzten Lebensperiode. Keiner wusste in diesem Augenblick, ob dies auch für ihn selbst zutraf. Bis etwa Mitte 1948 unterschied sich die Krankenverpflegung nicht wesentlich von der, die in den anderen Teilen des Gefängnisses verabreicht wurde. Man konnte anstelle des Brotes Röstbrot bekommen. Viele machten von dieser Möglichkeit Gebrauch, weil man sich an dem Röstbrot „länger festhalten“ konnte. Es kam vor, dass ein Häftling an Zahnschmerzen starb, weil keine ausreichenden Schmerzmittel vorhanden waren und die ausgezehrteten Häftlinge einfach nichts mehr aushielten. Zeitweise grassierte die so genannte Gesichtsrose.⁴⁷ Die meisten der daran Erkrankten hatten keine Chance davonzukommen.

47 Eine auch unter dem Namen Gürtelrose bekannte, Haut und Nerven befallende Infektionskrankheit.

Das aus Internierten zusammengesetzte „Beerdigungskommando“ brachte die Toten während der Nacht auf einem Plattenwagen durch das Torhaus hinaus. Nach einer halben Stunde etwa hörte man sie zurückkehren. Sie trugen Holz pantinen, die ein Geräusch wie von Hufen erzeugten. Gesehen hat den traurigen Katafalk wohl keiner, viele behaupten jedoch, dass das Fuhrwerk von einem Panjepferd gezogen worden sei, viele andere vertreten jedoch die Auffassung, dass der Leichenwagen nur von Menschenkraft fortbewegt wurde, teils gezogen, teils geschoben. Aus der kurzen Zeit, die zwischen der Ausfahrt und der Rückkehr verging, konnte man schließen, dass der Ort, wo die Last abgekippt und verscharrt wurde, ganz nahe lag, wahrscheinlich zwischen der Anstalt und dem Abhang zur Spree. Jeder hatte davor Angst, selbst einmal auf diese Weise aus dem Zuchthaus hinauszukommen.

Napoleon und Pestbeule

Wir hatten keine Ahnung, wie unsere Bewacher hießen, denn sie stellten sich niemals vor. So gaben wir ihnen Spitznamen, die irgendwie zu ihrem Aussehen, ihrem Benehmen oder ihrer Brutalität passten. Da wir anfangs alle streng nach Zellen, Sälen und Baracken getrennt waren, gab es zunächst für ein und denselben Bewacher unterschiedliche, wenn auch ähnliche Bezeichnungen. Erst dadurch, dass sich Häftlinge aus all diesen verschiedenen Teilen des großen Zuchthauskomplexes am Medpunkt oder gar im Hauptkrankenhaus trafen und heimlich Parolen und Nachrichten austauschen, vereinheitlichten sich diese Bezeichnungen. Ganz übereinstimmend von Anbeginn war die „Benamung“ von Napoleon, einem sowjetischen Bewacher. Er hatte dessen Größe und Gestalt, er bemühte sich um ein majestätisches Schreiten – was nicht immer gelang –, und er trug immer eine Art Reitpeitsche bei sich, mit der er gegen seine Schafstiefel schlug, sobald er in Erregung geriet. Es gab keine andere Bezeichnung als Napoleon für ihn, er war schlichtweg seine „Reinkarnation“. Darüber hinaus war er gefürchtet, weil er unberechenbar war. Erwischte er jemanden bei einer unzulässigen Tätigkeit, zog er ihm schon mal eine oder auch ein paar über. Wenn er ihn nicht gleich in den Stehkarzer schleppte.

Stehkarzer konnte jeder Posten verhängen. Richtigen Karzer gab es nur per Verdikt des Operativs, des Politoffiziers. Richtiger Karzer war in richtigen Karzerzellen zu verbüßen, mit richtigem Karzer-Zeremoniell. Richtige Karzerzellen gab es im Haus I nur in West I, aber auch im Haus II gab es mehrere davon im Keller. Hier hinein kam man für eine Zeit von drei bis zu sechzehn Tagen, zuweilen sechzehn Tage auch mehrmals hintereinander. Es gab kein Bett im Karzer, man hatte auf dem Boden zu schlafen. Am ersten und zweiten Tag bekam der Häftling lediglich „Kaffe“ und 300 Gramm klitschiges Brot, am dritten Tag erhielt er dazu eine warme Mahlzeit und, sofern vorhanden, einen Strohsack für die Nacht zum Schlafen. Da es in den ersten Jahren als warme Mahlzeit überhaupt nur Suppen gab, bestand die warme Mahlzeit eben auch nur aus Suppe. Die Karzerzelle war durch ein Gitter zweigeteilt, zwei Drittel für den Karzerin-



Abb. 12: Blick in den Zellenflügel „West I“, die Karzeretage im Kreuzbau. 1992.

sassen, ein Drittel zur Tür, wohin der Wächter treten konnte, ohne Gefahr zu laufen, vom Häftling angefallen zu werden. In der Vergitterung befand sich eine Gittertür mit Durchreiche für Brot, Schüssel und „Kaffe“-Behältnis. Der Kübel für die Notdurft des Gefangenen befand sich ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Trenngitters, so dass er durch ein besonderes Türchen entnommen werden konnte. Dies geschah alle 24 Stunden einmal und der Gestank stand ununterbrochen im Raum, denn das Fenster konnte ebenfalls nur vom ersten Drittel hinter der Tür aus geöffnet oder geschlossen werden. Im Sommer, so war die ungeschriebene Regel, blieb das Fenster (das sowieso nur eine kleine dunkle Klappe war) geschlossen, im Winter blieb es um die Uhr offen. Dadurch bekam das Karzerleben so etwas wie Würze.

Der Stehkarzer war dagegen, rein von der Beschaffenheit und dem Aussehen her, harmlos. Er war klein, nur für eine Person gedacht, und ähnelte einem aufrecht stehenden Sarg. An manchen Stellen des Hauses hatte man, schon in früheren Zeiten, aus zwei Zellen eine größere gemacht. Dadurch wurde eine der beiden Zellentüren überflüssig. Man mauerte sie von innen zu, etwa mit einer Breite Ziegelsteinen. Die überflüssige Tür selbst wurde zum Gang hin belassen, so dass dahinter ein Raum von etwa 30 bis 35 Zentimetern Tiefe und 85 Zentimetern Breite entstand. Stehkarzer zu bekommen, bedeutete also, dass man von einem Posten aus irgendeinem Anlass dort hineingesperrt wurde. Da stand der Bestrafte dann im Dunkeln, atmete sich den Sauerstoff langsam weg und stand und stand, bis ihm die Knie wegsackten und er die Besinnung verlor. Solche Schrank-Karzer dauerten für gewöhnlich etwa 12 Stunden, aber bereits nach drei bis vier Stunden war der so Bestrafte meist ohnmächtig und fiel denen, die die Tür öffneten, entgegen. Außerdem gab es im Stehkarzer keine Toilette, auch

wurde nicht beachtet, wenn einer von da drin klopfte, um auf die Toilette gelassen zu werden.

Ich habe dies so ausführlich geschildert, um eine der Vorlieben Napoleons zu veranschaulichen. Stehkarzer verhängte er noch lieber als fast alle seine Genossen. Er richtete es meistens so ein, dass er die Opfer zu Beginn seiner zwölfstündigen „Schicht“ dingfest machte und sie in den Stehkarzer brachte. Dann ließ er sie da drin, bis seine Schicht zu Ende ging. Kurz vor der Ablösung ließ er seine Opfer dann wieder „frei“. So war er gefürchtet bei allen Knastrologen, und Stehkarzer war nicht seine einzige Schikane.

Mein spezielles Erlebnis mit Napoleon fiel in die Zeit, als ich auf einem der hinteren Säle lag, welche die Nummern 5 bis 8 trugen. Ich weiß nicht mehr, welcher es war. An einem Abend, als Napoleon Dienst hatte, langweilte er sich wieder ganz mächtig, und es juckte ihm seine Reitpeitsche. Der Zählappell war schon über uns ergangen. Dazu mussten wir, nachdem die Prozedur etwa fünf Minuten vorher durch Klopfen an der Saaltür angekündigt worden war, in dem etwa vier Meter breiten Mittelgang zu fünft antreten. Dann ging der Sowjetmensch vorbei und zählte einfach die Fünferreihen „Odin, dwa, tri, tschtiri, pjat ...“ Am Ende musste die erreichte Zahl einfach mit fünf multipliziert werden und er hatte die Zahl der Insassen. Ja, wenn Rechnen nicht so schwierig wäre ... Entweder konnten sie nicht ordentlich zählen oder überhaupt nicht malnehmen. Unter uns gesagt: Es haperte bei beidem. Drei-, viermal musste meistens gezählt werden. Und beim Multiplizieren zeigte sich, dass die Natur den Menschen mit zu wenigen Fingern ausgestattet hatte. Es war ein Kreuz. Und die Knastrologen standen sich die Beine in den Bauch. Ich gebe zu, dass einige von uns den Muschkoten bei der Zählung verwirrten, indem sie ihn mit einer herablassenden Miene ansahen, die etwa ausdrückte: Na, wie oft wirst Du heute zählen müssen? Napoleon war es, der eine Abwehrmethode dagegen erfand. Er ließ das Ganze kehrt machen und zählte uns von hinten. Dies war aber nicht geeignet, das rechnerische Gesamtergebnis zu verbessern. Alles in allem handelte es sich um eine Schikane.

Napoleons Abendzählung war vorüber. Jetzt saß er auf dem Absatz vor dem betreffenden Saal im Treppenhaus in der Mitte des Saalflügels und langweilte sich. Er wollte die Gefangenen ja nicht schikanieren, aber wenn er sie hier schon bewachen musste, wollte er auch seinen Spaß haben. Nach der Zählung durfte der Saal nur in Gegenwart des Operativs aufgeschlossen werden: Befehl des Kommandanten. Aber ein uns nach der Besetzung Deutschlands weidlich bekannt gewordenes russisches Sprichwort lautete: „Hier ich Kommandant!“ und das galt immer dann, wenn der eigentliche Kommandant nicht in der Nähe war. Napoleon war ein Typ, der zu diesem Sprichwort passte. Im Saal hatten sich die Knastrologen der (trägerischen) Sicherheit des mehrstündigen Einschlusses hingegeben. Sie atmeten nach dem Einschließen auf und dachten an nichts Böses. Da ging laut der Schlüssel im Schloss. Der als Türposten innen an der Saaltür eingesetzte Gefangene brüllte laut, dass er auch im hintersten Winkel des Saales zu vernehmen war: „Achtung!“ Das musste immer gebrüllt werden, wenn die Saaltür aufgeschlossen wurde. Alles Leben erstarrte im Nu, jeder blieb dort

stehen, wo er sich gerade befand. Die Leute sprangen von den Pritschen und kamen aus den Höhlen der unteren Etagen hervorgekrochen. Insbesondere in Türnähe. Die weiter in der Tiefe des Raumes wohnenden Knastrologen ließen sich etwas mehr Zeit, denn unmittelbar von der Tür aus konnte man nur einen sehr begrenzten Teil des Saales einsehen. Aber gleich nach dem ersten Gebrüll folgte ein weiteres Kommando: „Mittelgang frei!“, und das bedeutete, dass der Muschkote den Saal betreten hatte. Napoleon weilte also in unserer Mitte. Was mochte er vorhaben und wer würde „dran glauben“ müssen?

Er stetzte, mit der Reitpeitsche gegen seine Stiefelschäfte klatschend, den Mittelgang entlang, hielt vor so manchem Häftling inne, sah ihn von oben bis unten stumm an und ging weiter, zu irgendeinem nächsten Mann. Plötzlich blieb er vor einem stehen, tippte mit der Nagaika gegen dessen Brust und fragte in seinem fließenden Bewacherdeutsch: „Wie viele du Jahre?“ „Zehn Jahre.“, sagte der angesprochene Knastrologe. „Potschemu?“, fragte Napoleon, „Warum“? Der Gefangene schmunzelte. „Zapzarapp!“, was wiederum hieß: „Ich habe geklaut!“ Ich muss hierzu sagen, dass zehn Jahre ein relativ niedriges Strafmaß und Klauen anscheinend ein Kavaliersdelikt für die sowjetische Militärjustiz war. Napoleon stellte die gleiche Frage mit gleichem Erfolg noch an mehrere andere Knastrologen und gab sich jovial. Dann aber wurde er plötzlich ernst.

Inzwischen hatte sich auch der Saalälteste, der russisch konnte, bis zu ihm vorgearbeitet. Napoleon sprach ihn an. Er wisse, so sein Einwand, dass es auf diesem Saal auch Leute gebe, die mehr als zehn Jahre hatten. Einen solchen wolle er mal sehen. Ein Engel flog durch den Saal, so still war es plötzlich. Jetzt wurde es ernst, keiner meldete sich. Napoleon sagte dem Saalältesten, wenn sich keiner melde, gebe es morgen eine große Filzung für diesen Saal. Er warte nicht lange. Der Saalälteste war in keiner beneidenswerten Lage. Er sagte, einer solle sich doch melden. Es werde schon nicht schlimm werden. Er ging sogar so weit, dem Freiwilligen eine Woche Nachschlag zuzusagen. Nicht das, aber meine anzogene Überzeugung, dass man mit der Wahrheit schließlich doch am weitesten kommt, bewegte mich dazu, mich zu melden. Mit doch etwas mulmigem Gefühl in den Knien und der Magengrube begab ich mich vor den Gefürchteten.

Auf seine übliche erste Frage antwortete ich, der Wahrheit entsprechend „Zwanzig Jahre!“. Der Saalälteste übersetzte. „Potschemu?“ „Wegen Spionage!“ Eine Weile sagte Napoleon gar nichts, sondern ging stumm um mich herum. Offensichtlich ging hinter seiner Stirn etwas vor. Plötzlich kam er auf einen ganz anderen Einfall. Für alle völlig unverständlich erklärte er, dass der Saalälteste gar nicht der Saalälteste sei. Wie er das zu verstehen habe, fragte dieser. Nun, erklärte Napoleon, es gebe doch sicher einige Saalinsassen, die älter seien als der eingesetzte Saalälteste. Er wolle den wirklichen Saalältesten sehen. Julius Klockger, den ich schon von Torgau her kannte, war 1873 geboren, also bereits vierundsiebzig Jahre alt. Da es keinen im Saal gab, der früher geboren war, war er der Älteste im Saal. Er kam also herbei und Napoleon stellte uns nebeneinander. Er musterte mich genau. Ich war inzwischen ja auch 21 Jahre alt. An meinem offenen Hemdkragen sah er eine Schnur. Sein Schergenblick war für so etwas geschärft. Daran hing sicherlich etwas Verbotenes. Er kam auf mich zu, griff

vorsichtig nach dieser Strippe und zog hervor, was daran hing. Es war das hölzerne kleine Kreuz von Werner Hackemesser aus Oranienbaum bei Dessau.

Nun hatte Napoleon es entdeckt und hielt es in der Hand. Aber er riss es nicht ab. „Du Christ?“, fragte er. „Ja“, sagte ich, ganz egal was daraus immer auch werde. Napoleon ließ mir durch den Saalältesten dolmetschen, dass seine Oma auch eine Christin gewesen sei, die ihm auch von der Bibel erzählt habe. „Frag ihn mal“, sagte er zum Saalältesten, „ob in der Bibel der Satz steht: Einer trage des anderen Last!“ „Ja“, sagte ich, „das steht da“. Napoleon wurde sichtlich von der Erinnerung an seine christliche Oma bewegt. Aber plötzlich hellte sich seine Miene auf und ihm kam ein „genialer“ Regieeinfall. Ich musste mich auf alle vier niederlassen und Julius Klockgeter sollte sich draufsetzen. Selbstverständlich machte er sich leicht, schwer war er ohnehin nicht. Triumphierend blickte Napoleon in die Runde und heischte etwas wie Beifall. Einige der Umstehenden lachten. Das gefiel ihm und er befahl, dass ich mich mit Julius in Bewegung setzen sollte. Begleitet von unterdrücktem Gelächter und von Napoleon, der mit stolzgeschwellter Brust nebenher ging, führte der „Ritt“ den Mittelgang entlang. Am Ende des Mittelgangs durfte mein Reiter absteigen und ich mich erheben. Das lachende Publikum erstarrte in Stille, als Napoleon an der Tür stehend und schon im Begriff hinauszugehen sich noch einmal umdrehte, auf mich zukam und befahl, mit ihm hinaus in das Treppenhaus zu kommen. Das bedeutete nie etwas Gutes. Draußen angekommen, schloss Napoleon erst einmal den Saal ab. Dann musste ich mich auf seinen dort vor einem Tisch stehenden Stuhl setzen. Er setzte sich auf eine Tischkante und riss ein Stück von einer „Prawda“ ab. Dann suchte er aus seinen vielen Uniformtaschen jene Krümel zusammen, die in Russland den Namen Machorka trugen und als rauchbar galten. Er bildete daraus einen Haufen auf dem Stück Papier, dessen Rand er unter Kauen ordentlich durchsabberte und daraus eine Papirossa⁴⁸ faltete. Zum Schluss setzte er den halb Nassen Gegenstand in Brand, saugte mehrmals genüsslich daran und gab ihn mir dann, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Ich durfte, auf dem Postenstuhl sitzend, die Papirossa ganz alleine rauchen, ein Vorzug, um den, hätten sie es gewusst, mich mindestens der halbe Saal beneidet hätte. Machorka war eine hochkarätige und begehrte Handelsware, denn eine Papirossa hatte den Handelswert einer ganzen Kuhle Brot. Die Leute im Saal erwarteten mich, als ich denselben wieder betrat, zusammengeschlagen und in elendem Zustand. Sie waren sehr erstaunt, mich unverseht wiederzusehen, genau so, wie ich erstaunt war, dass Napoleon mich derart behandelt hatte. Kaum dass sie mir die Sache mit der Papirossa abnahmen. Ich konnte es aber durch Anhauchen einiger Zweifler beweisen. In dieser Nacht ging ich schlafen mit dem seligen Bewusstsein, dass ich in der nächsten Woche jeden Tag einen Nachschlag zu erwarten hatte, der eben so selten und kostbar wie eine Papirossa war.

Pestbeule hatte seinen Namen von einem auf seiner rechten Wange sitzenden auffälligen Grützbeutel, der sein Gesicht beinahe grotesk verzerrte und seine Physiognomie beherrschte wie der Fudschijama Japan. Zu jener Zeit lag ich mit

48 Zigarette mit langem hohlen Mundstück aus Pappe.

zwei Erzgebirglern auf einer Zelle. Sie stammten aus Bärenstein, das im Kreis Dippoldiswalde, von ihnen „Dipps“ genannt, liegt. Sie kannten sich von zu Hause und waren, wie man das in „unseren Kreisen“ nannte, „ein Fall“. Der vierte Zelleninsasse kam aus Dresden, das nicht weit von Dippoldiswalde, Lauen- und Bärenstein entfernt ist. Da ihre Dialekte ähnlich waren, hatten sie die Möglichkeit, sich viel miteinander zu unterhalten. Häufig waren sie so rücksichtsvoll, es in einem mir verständlichen Idiom zu tun, wenn sie jedoch in ihrem Dialekt palaverten, war ich hilflos.

So war es auch an dem Abend, als ich Pestbeule, der übrigens auch den Namen Schweinebacke hatte, zum ersten Mal erlebte. Meine Ursachsen hatten, als es schummrig wurde, angefangen, sich erzgebirgische Spukgeschichten zu erzählen. Das Sächsische ist nun so geartet, dass man es nicht leise sprechen kann. So erzählten und lachten sie nun laut, während ich, weil ich nichts verstehen konnte, auf meiner obersten Pritschenetage lag und vor mich hindöste. Längst war schon die Zeit der Nachtruhe angebrochen. Überall im ganzen Knast kehrte die Ruhe ein, nur meine Zellengenossen, einmal in Fahrt, waren nicht zu bremsen und erzählten und erzählten und lachten, als wären sie nicht im Knast, sondern als säßen sie zu Hause. Es war eine laue Sommernacht und das Zellenfenster stand offen. Draußen gingen bei Nacht zuweilen Postenstreifen um die Gebäude, so auch an diesem Abend. Sie warfen Steinchen gegen die Blechblende, die auch vor unserem Fenster angebracht waren, um den Gefangenen die Sicht auf den Hof und auf die Mauer zu nehmen. Meine drei meinten, das solle ein Witz sein, lachten darüber und unterhielten sich weiter. Das ging noch eine ganze Weile so weiter. Ich erwachte, als plötzlich der Krach in der Zelle noch stärker wurde. Schlaftrunken sah ich, wie in der Zelle ein Soldat stand und mit einem Lederriemen auf meine drei Sachsen eindrosch und sie anbrüllte, wobei er auf mich wies: „Potschemu nix schlafen wie Kamerad?“ Das war Pestbeule alias Schweinebacke.

Ich bin stark kurzsichtig, und da meine Brille bei den Vernehmungen am Berliner Kupfergraben „heruntergefallen“ war, betrug mein Gesichtskreis während der ersten Knastjahre nicht mehr als etwa 30 Zentimeter. So hatte ich, wie oben bereits angedeutet, ein Hobby erfunden, von dem ich nicht weiß, ob es jemand vor mir oder nach mir auch betrieben hat: zarte Stickereien in Kupferstickmanner, ausschließlich mit ganz feinen schwarzen Fäden hergestellt. Diese Fäden zog ich aus dem Futter jenes Ulstermantels, den ich beim Abtransport aus dem Kupfergraben als „Oberbekleidung“ mitbekommen hatte. Seit der Festung Torgau hatte er keine Ärmel mehr, denn dort hatte Hunke Hoffmann mir Hausschuhe daraus gebastelt. So trug ich ihn nun als eine Art Poncho weiter. Aber das seidige Futter war schwarz und aus zartestem Garn gewebt. Daraus zog ich meine Fäden. Die Nadel hatte ich für zwei oder drei Kühlen Brot „gekauft“. Sie war aus einem Kupferdraht mit angeschliffener Spitze und breitgeklopftem, durchbohrten Ohr-Ende hergestellt und vielleicht drei Zentimeter lang. Die Stickereien wurden auf weißem Lakenmaterial angefertigt, das niemals größer als das Format DIN A6 war, meistens eher kleiner. Das Sticken war, wie jede andere Beschäftigung auch, selbstverständlich strengstens verboten. Wenn die Gefan-

genen fragten, was sie eigentlich machen sollten, dann gab man ihnen zur Antwort: „Sitzen!“ Dieses Wort mussten die sowjetischen Bewacher als einzige deutsche Vokabel auswendig gelernt haben. Sogar das Schlafen im Sitzen war verboten. Wenn unsere Wächter durch die Gegend schlichen, dann pflegten sie, vom Zelleninneren her nur schwer festzustellen, durch die Türspione zu spähen. Wenn sie dabei jemanden beim Schlafen erwischten, dann bummerten sie gegen die Tür und riefen: „Eh du! Nix schlafen, denken!“ Das bedeutete, man solle über seine Straftat nachdenken. Einzig hinter der Dreierpritsche, die gleich neben der Zellentür stand, gab es einen toten Winkel, den der Kamerad nicht einsehen konnte. Dort vollzog sich alles, was verboten war. Dort wurde, falls entsprechendes Material vorhanden war, geschrieben, dort wurde genäht, Brot geschnitten und was der Dinge mehr sind.

Eines Tages hatte ich mich dorthin zurückgezogen, um etwas zu sticken. Ich muss zu meiner Methode noch sagen, dass die Stickerei ohne jedwede Vorzeichnung erfolgte. Es entstanden also Figuren, Gesichter, Bäume, Häuser und Schriften praktisch aus dem Nichts. Die Schriften konstruierte ich anhand der Gewebestruktur, wobei ich Leinenstruktur bevorzugte. Eines Tages saß ich in besagter Ecke und stickte, während die anderen Zellenkumpels in der Zelle herumwanderten und den so genannten Hungermarsch absolvierten. Plötzlich machte es „Ratsch“, die Zellentür öffnete sich, und schon stand Schweinebacke vor mir. „Was machen?“ brüllte er mich an und hatte mir schon das Tuch und die Nadel aus der Hand gerissen. Es war in dieser Situation am besten, gar nichts zu antworten. So stand ich vor dem Muschik, der wild gestikuliert und auf den (dolmetschenden) Etagenkalfaktor einschnatterte. Schließlich polterte er aus der Zelle, wobei er meine wertvollen Besitztümer mitnahm. „Ich soll dir sagen, du wirst noch von ihm hören!“, sagte der Kalfaktor im Hinausgehen. Wir rätselten nun in der Zelle, was wohl geschehen würde. Ich ging in meinem Optimismus davon aus, dass er, weil er sowieso nichts davon verstand, die Stickerei wegwerfen würde, und damit wäre die Sache dann ausgestanden. Im Mantel war noch so viel von dem schwarzen Futtersatin, dass sich der Verlust bald wieder regeneriert hätte. Auch eine Nadel und ein Stück Leinwand war sicherlich wieder irgendwoher für eine oder zwei Kühlen Brot zu bekommen. Eine Weile wurde debattiert. Karzer für ein paar Tage wäre das Schlimmste, was zu erwarten wäre. Nun gut! Am nächsten Tag wurde gar nicht mehr davon gesprochen. Alles lief ab wie sonst auch. Die Stunde war vorbeigegangen, in der für gewöhnlich Leute, welche zur Bestrafung anstanden, nach vorn zur Verwaltung geholt wurden. Etwas bange war mir trotzdem noch.

Plötzlich ging wieder die Tür auf, und Schweinebacke alias Pestbeule stand mitsamt seinem Dolmetscher, einem Mecklenburger namens Hannes Potz, in der Zelle. Er ließ mich fragen, wie es mir gehe. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass es nicht zum Besten stehe. Ob ich außer dem Firlefanz auch was Praktisches machen könne, fragte mich Pestbeule. Ich wollte wissen, was er damit meinte. Jetzt zog er einen Streifen roten Inlettstoffs aus der Tasche und fragte mich, ob ich ihm daraus ein rotes Band um seine Uniformmütze nähen könne. Dazu winkte er mit einer „aktiven“ Nadel, die es im Laden zu kaufen gab, also

richtig aus Stahl, haltbar und alles. Ich sagte, dass ich es versuchen wolle. So nahm Schweinebacke in unserer Zelle auf dem Rand des Klappbetts Platz, reichte den drei Sachsen etwas zum Rauchen und ließ uns durch Hannes seine Dönkensäure verdeutschen. Während ich nähte, erzählte er uns von seiner Tätigkeit in der Heimat. Schweinezüchter in einer Kolchose sei er gewesen. Dort habe er eine Lieblingssau gehabt, die sei ihm lieber gewesen als seine Frau und ähnliche Dinge. Die Zeit verfloss, und ich hatte bald den roten Mützenstreifen fertig. Ich meinte, damit meine Strafe für das Verbrechen des Stickens abgebußt zu haben, doch es kam noch anders. Nachdem ich Schweinebacke seine Mütze zurückgegeben und er seine Befriedigung geäußert hatte, fasste er tief in seine Tasche und holte daraus meine Stickerei hervor, die er mir wiedergab. Auch die aktive Nadel durfte ich behalten. Das war sehr schön, wenn ich auch zugeben muss, dass ich mich sehr an meine Kupfernadel gewöhnt hatte, die sehr kurz und damit für meine nicht sehr langen schwarzen Fäden praktischer war. Nun konnte ich, wenn er bei uns auf der Etage Dienst hatte, unbesorgt sticken. Er ließ unsere Zelle in Ruhe, und das war mehr, als wir erhoffen konnten. Die anderen Zellen allerdings profitierten nicht davon. Sie wurden weiter von Pestbeule in Schwung gehalten.

Meine Nadel behielt ich nicht lange. Ich weiß heute nicht mehr, ob sie mir bei einer Filzung abgenommen wurde oder ob sie bei einer unvermuteten Verlegung in ihrem Versteck in der Zelle, einer Fuge im Bettgehölz, zurückblieb, falls sie nicht ein anderer Knastrolige gefunden hat. Und wenn nicht – dann liegt sie dort noch heute.

Weihnachten 1950

Als die Sowjets „ihre“ Deutschen so weit hatten, dass sie hundertprozentiger waren als sie selbst, konnten sie uns ebenso gut ihnen überlassen. So wurden wir, nachdem dies bereits durch einen Gottesdienst des evangelischen Landesbischofs von Sachsen in unserer Anstaltskirche angedeutet worden war, „zur weiteren Verbüßung der Strafe“ an die „Organe der DDR“ übergeben. Und kurz darauf kamen sie, die deutschen Landsleute. Ihnen galt unsere Hoffnung. Deutsche! Nachdem uns die Sowjets während der letzten Wochen ihrer direkten Aufsicht gut gefüttert hatten, folgte ein verpflegungsmäßiger Rückfall in die Zeit um 1946. Anstelle der gutturalen Steppentöne aus den Weiten Sibiriens hörten wir nunmehr Laute, die an die früher üblichen Karikaturen preußischer Leutnants erinnerten, das heißt, bei den wenigen, die zusammenhängender Sätze fähig waren. Dadurch bildete sich unter den Häftlingen eine Angst- und Wutstimmung, die in einen ersten Aufschrei mündete. Danach kamen deutsche Polizeioffiziere und russische Offiziere in Mengen und versprachen uns gute Behandlung und ausreichende Verpflegung, wenn wir das nur nicht wieder täten. Doch nichts änderte sich, so dass es zwei Wochen danach einen erneuten und noch lauterem Aufschrei der Gefangenen gab, die aus Fenstern schrien, dass es

403
f

BStU
000007

Urteilsauszug

Vom Militärtribunal des sowjetischen Sektors von Berlin

Akten Nr. 4002 nach der Anklage Spionage

1. Familien-, Vor- und Vatersname (ausführlich schreiben) Korbat Hans
2. Geburtsjahr und Geburtsort 1926 in Berlin
3. Heimatanschrift Berlin Kaulsdorf
4. Nationalität Deutscher 5. Staatsangehörigkeit deutsche
6. Schulbildung 7 Klassen 7. Parteizugehörigkeit parteilos
8. Beruf keine 9. Familienstand ledig
10. Beschäftigung vor der Haft keine feste Beschäftigung

Verurteilt:

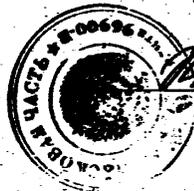
Familien-, Vor- und Vatersname Korbat Hans
laut den Artikeln 58-6 P.I. u. 58-10 P.I. StGB d. RSFSR
Genau angeben wofür Spionage für den englischen Aufklärungsdienst und antisonjetische Agitation
Strafmaß 20 (zwanzig) Jahre Arbeitslager
Mit oder ohne Eigentumsbeschlagnahme ohne Beschlagnahme
Strafverbüßung rechnet ab 3. April 1946.

Original mit den gehörigen Unterschriften der Tribunalzusammensetzung

Auszug beglaubigt:

(Feldpoststempel)

20. Januar 1950



(Unterschrift)

Dok. 5: „Urteilsauszug“ für Hans Corbat. Zu jedem Speziallagergefangenen, den die Deutsche Volkspolizei bei Auflösung der Lager übernahm, erhielt sie lediglich ein solches Blatt Papier.



Abb. 13: Hans Corbat. Foto für seine Haftakte. April 1952.

bis in die Stadt Bautzen zu hören war. Diesmal reagierten die Vopos⁴⁹ aber anders. Unter Führung des VP⁵⁰-Oberrats Schulz stürmten einige Hundertschaften Vopos mit Gummiknüppeln in die Anstalt. Säle und Zellen wurden aufgeschlossen, und dann gingen sie hinein und droschen wahllos auf die Häftlinge ein, ohne Rücksicht darauf, wo sie hintrafen. Sie nahmen auch keine Rücksicht auf die Kranken im Haus 3 und tobten sich auch auf den Sälen dort aus. Nur in die Zellen mit den Fällen offener Tbc trauten sie sich nicht hinein, aus Angst, sich anzustecken. Sie verfolgten die, die sich durch Fortlaufen um die Betten herum in Sicherheit bringen wollten, sie schlugen aber auch auf die ein, die auf den Betten lagen. Nach einer Viertelstunde war alles vorbei. Viele Gefangene mussten mit Platzwunden, Kopfverletzungen usw. ärztlich behandelt werden.⁵¹

Neben diesen Prügel-Vopos gab es aber auch Wachleute, die alles versuchten, um unser Los wenigstens etwas zu erleichtern. Wir nannten sie „die anständigen Deutschen“. Leider waren sie so anständig, dass sie sich sehr bald wegmeldeten oder gar in den Westen flüchteten. Was aus Wachtmeister Hornig geworden ist, weiß ich nicht. Er zählte auf jeden Fall zu den „anständigen Deutschen“, war als Sanitätswachtmeister im Haus 3 eingesetzt, und es gibt keine Überlieferungen, wonach er Gefangene angeschrien, misshandelt oder sich ihnen gegenüber auch nur unhöflich verhalten hätte.

Dies ist seine Geschichte: Sie spielt am ersten Weihnachtsfest unter deutscher Bewachung, 1950. Ich muss hierzu vorab bemerken, dass sich zu „Russenzeiten“ eine Art von Brauchtum oder Gewohnheit gebildet hatte, nämlich dass auf den Sälen etwas „veranstaltet“ werden konnte. Diese Veranstaltungen bestanden zum Beispiel aus dem Singen von Weihnachtsliedern durch einen eigens zu diesem Zweck gebildeten Saalchor. Oder es gab Vorträge von Weihnachtsgedichten, manchmal auch Spiele. Alles musste so leise ablaufen, dass nichts nach draußen drang, denn was da ablief, war nicht genehmigt. Derlei Dinge waren höchst verboten und wurden bei Gelegenheiten wie Weihnachten, Jahrestag der Oktoberrevolution oder 1. Mai gewissermaßen toleriert, aber eben inoffiziell. Wenn es dem Bewacher einfiel, konnte er jederzeit dazwischenplatzen und einen ungeheuren Budenzauber anzetteln, wie dies in anderen Fällen gar nicht selten vorkam. Nun waren also die Deutschen da. Und trotz unserer sehr schlechten Erfahrungen mit ihnen, die wir gleich zu Anfang machen mussten, wollten wir an jenem Weihnachtsfest nichts tun, ohne sie ins Vertrauen gezogen zu haben. Ja, nach Möglichkeit wollten wir sogar eine offizielle Erlaubnis erwirken.

So gingen wir zu Hornig, denn von ihm wussten wir, dass er möglich machen würde, was irgendwie gerade noch so ging. Das begann schon eine Woche vor dem Fest. Wir hatten auch unsere „Experten“, die besonders gut mit diesem oder jenem Vopo umgehen konnten. Sie wurden auf ihre Leute regelrecht angesetzt. Hornig erklärte sich schließlich bereit, höheren Orts nachzufragen, kam aber mit der Nachricht wieder, dass man dort auf dem betreffenden Ohr taub zu

49 Volkspolizisten.

50 Volkspolizei.

51 Über diese Vorfälle gelangte ein Kassiber nach draußen, den Herbert Wehner am 22. Mai 1950 auf einem Parteitag der SPD in Hamburg in voller Länge vorlas.

sein scheine. Wir Gefangenen waren fest entschlossen, im Falle der Nichtgenehmigung durch die Vopos auch nichts aufzuziehen. Wenn sie wussten, dass wir etwas machen wollten, und sie dies ganz bewusst nicht erlaubten, mussten wir damit rechnen, dass „Hunde-Schulz“ mit seiner Knüppelgarde selbst am Heiligen Abend in den Saal gestürzt käme, um „den Sozialismus zu errichten“. Trotz anfänglich entmutigender Nachrichten blieben wir weiter am Mann und ließen nicht locker. Dann wollte Hornig wissen, was wir eigentlich machen wollten. Darüber hatten wir uns in unserem Saal überhaupt noch keine Gedanken gemacht. Nach dem Motto: Kommt Zeit, kommt Rat! Selbst Vorbereitungen konnten bei böswilliger Auslegung schon als eine Art von Konspiration angesehen werden und Ärger nach sich ziehen.

Das Hickhack ging mehrere Tage. Am Morgen von Heiligabend sah es immer noch so aus, als ob wir keine Genehmigung bekämen. Eines wurde jedoch bekannt: Hornig hatte am Abend Wache. Gegen Mittag schließlich sickerte durch, dass die Operativ-Abteilung den einzelnen Wachhabenden insofern freie Hand lassen würde, als sie dieselben dafür verantwortlich machte, dass sich daraus nichts Skandalöses entwickelte. Mittags um eins bekamen wir grünes Licht. Im Tbc-Haus 3 gab es zwei Säle und einen Zellenflügel mit zwei Etagen. Es wurde erlaubt, dass die in den Zellen untergebrachten Schwerstkranken aus dem Erdgeschoss an der Feier des unteren Saales und die aus dem ersten Stock an der Feier des oberen Saales teilnehmen durften. Eilig wurde ein Fest-Ausschuss gebildet. Aus den verschiedensten Vorschlägen, die meistens unrealistisch waren, weil die Vorbereitungen (Üben oder Auswendiglernen) zeitlich nicht mehr zu schaffen waren, kristallisierte sich zum Schluss die Idee heraus, ein „Hörspiel“ zu machen. Ich sollte es schreiben. Das Schreiben musste wieder besonders genehmigt werden, wegen des Papiers und der Stifte, alles Dinge, die normalerweise in der Hand von Gefangenen zu harten Strafen führten. Drei Manuskript-Exemplare wurden also gestattet, das dafür erforderliche Schmierpapier und die Bleistifte organisiert und ein Zimmer zur Verfügung gestellt, das sonst ärztlichen Untersuchungen diente. Für die Arbeit waren weder ein Thema noch sonstige Einfälle vorgegeben.

Die Mithäftlinge Mitsching und Below wurden zum Schreiben der beiden Kopien abgestellt. Wir setzten uns nebeneinander an einen langen Tisch, jeder hatte mehrere Blätter Papier und ein paar angespitzte Bleistifte vor sich. Ich saß in der Mitte, Mitsching rechts und Below links neben mir. Ich schrieb, und die beiden schrieben das, was ich zu Papier brachte, fast gleichzeitig ab. So gelang es uns, in wenigen Stunden ein Hörspiel zu verfassen. Darin kam eine Mutter mit zwei Kindern vor, deren Mann eingesperrt war. Schon über fünf Jahre. Dann war da noch der Opa, der im Haushalt lebte. Die Situation: Es war Heiligabend und die beiden Erwachsenen bemühten sich, trotz der Umstände Weihnachtsstimmung zu erzeugen und die Kinder nichts von der eigenen Traurigkeit spüren zu lassen. Es wurde viel vom Vater gesprochen, besonders davon, dass schon lange keine Post mehr von ihm gekommen sei. Die Zeit bis zur Bescherung überbrückte der Großvater, indem er dem Mädchen und dem Jungen das Märchen von Hänsel und Gretel erzählte. Diese Erzählung ging dann über in ein szenisches

Hörspiel. Am Schluss sagt der Großvater: „So, und nun wollen wir noch die Weihnachtsgeschichte hören.“ In diesem Moment klingt es an der Haustür, und draußen steht der Briefträger mit einem Brief des Vaters aus dem Gefängnis. Dieser Brief, so sagt er, habe sich in seiner Tasche unter die anderen Briefen geschoben und deshalb habe er ihn erst am Ende seiner Tour gefunden. Und weil er wisse, wie die Frau immer auf Briefe warte und weil ja etwas Wichtiges drinstehen könne und ja schließlich auch Weihnachten sei, habe er ihn eben noch schnell vorbeigebracht. Und dann wünscht er den Leuten ein frohes Weihnachtsfest. Es wird still, und der Junge liest den Brief vom Vater vor, der sehr weihnachtlich und sehnsuchtsvoll und tröstlich ist. Danach werden alte Weihnachtslieder angestimmt. So der Aufbau des Hörspiels: In einem Zuge geschrieben, nach etwa drei Stunden in dreifacher Ausfertigung vorliegend, Dauer etwa eine Stunde.

Schnell wurden die Rollen besetzt, und in demselben Zimmer, in dem das Stück geschrieben wurde, wurde die erste und einzige Probe abgehalten. Alles klappte auf Anhieb.

Inzwischen war die Zeit auch herangekommen, draußen dunkelte es bereits. Es war sogar alles verschneit, und die 1000-Watt-Lampen rund um die Zuchtmauern beleuchteten eine winterliche Zauberlandschaft, deren Schrecklichkeit durch das darüber gebreitete Laken aus Schnee verdeckt wurde. Wegen des hellen Lichts rundum sah man auch durch die Fensterscheiben sehr gut die tanzenden Schneeflocken. Die Schwerkranken, soweit sie dazu in der Lage waren, wurden vom Zellenflügel in den Saal geholt, einige auf Tragen, die im Mittelgang aufgebaut wurden. Die kahlgeschorenen Strafgefangenen sammelten sich in den vorderen Kojen. Zwei Bettkojen, in denen das Hörspielteam saß, wurden mit weißen Bettlaken verhängt. Das Licht im Saal wurde so dunkel wie möglich gehalten, und langsam zog Ruhe ein. Alles lief störungslos ab. Die Dialoge wurden ausdrucksvoll und fast wie von Berufsschauspielern vorgetragen. Mit Freuden konnte ich feststellen, dass Stimmung und Ton stimmten, dass es nicht einmal störend wirkte, dass die Mutter und die Gretel des Märchens mit Männerstimmen sprachen. Die Gefangenen ließen sich von der weihnachtlichen Stimmung packen, und es war fast, als wäre jeder zu Hause. Manche hatten die Augen geschlossen und ihre Gedanken durch die Gitter und über die Mauern hinweg auf die Reise gesandt zu ihren Lieben oder auch zurück in ihre Kindertage. Man hätte sagen können, sie waren weg. Für die kurze Zeit der Spielhandlung vergaßen sie, wo sie waren, in welcher Lage sie sich befanden. Das Spiel, so simpel es sein mochte, hatte sie in seinen Bann gezogen und in einen Zustand der Entrückung versetzt. Die Weihnachtsgeschichte wurde mit der gesummen Melodie „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ untermalt. Bei der Stelle „Siehe, ich verkündige euch große Freude ...“ erscholl die Klingel, und der Briefträger kam. Hans-Jürgen Below, der die Rolle des Jungen spielte, las den Brief vor.

Währenddessen war leise und fast unbemerkt auch Hornig in den Saal gekommen und hatte sich im Seitengang, wo es am dunkelsten war und wo sich keine Gefangenen aufhielten, ans Fenster gestellt. Er hörte aufmerksam zu und schämte sich der Tränen nicht. Als in dem Hörspiel der Brief vorgelesen war,



Abb. 14: Siegfried Mingramm, geboren am 31. Mai 1930 in Stolberg/Harz, wurde am 9. November 1946 von einem SMT zu 25 Jahren verurteilt. Er starb am 28. April 1951 in der Strafvollzugsanstalt Bautzen. Aufnahme von 1945.

sagte der Großvater: „Und nun wollen wir mit der Weihnachtsgeschichte dort fortfahren, wo wir unterbrochen wurden.“ Dann las er vor: „Euch ist heute der Heiland geboren ...“ Als er zu der Stelle kam: „Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt ...“, da begann unser kleiner Chor leise und dann immer lauter das alte Weihnachtslied „Transeamus usque Bethlehem ...“ zu singen, und daran schloss sich Weihnachtslied auf Weihnachtslied an, von „O du fröhliche“ über „Stille Nacht“ bis zu „Hohe Nacht der klaren Sterne“. Und schließlich sang nicht mehr nur der Chor, sondern alle Gefangenen. Auch Hornig sang „Stille Nacht, heilige Nacht“ und war sehr nachdenklich geworden. Einige Wochen später war er nicht mehr da. Ob er sich aus Bautzen weggemeldet hatte oder ob er gar in den Westen gegangen war - wer weiß?

Siegfrieds Tod

Siegfried Mingramm habe ich in Bautzen auf der Tbc-Station im Haus 3 kennen gelernt. Wenn man vor dem Zuchthaus steht, sieht man es ganz links liegen, im alten gelben Stil. Im linken Teil des Hauses befanden sich zwei übereinander liegende Säle, in denen Kranke lagen, rechts ein zweietagiger Zellenflügel. Im ersten Stock, in der Zelle, deren Fenster direkt neben dem Mitteltrakt liegen, hat sich folgende Geschichte zugetragen. Auf die Zellen wurden die Schwerkranken verlegt, also die so genannten „offenen“ Fälle. Auch Siegfried hat zunächst, nachdem bei ihm durch Röntgen-Reihenuntersuchung eine Verschattung der Lunge erkannt worden war, mit etwa zweihundert erkrankten Häftlingen auf dem oberen Saal gelegen. Dort hatte man die Möglichkeit, sich verhältnismäßig „frei“ seinen Umgang und seine Freunde auszusuchen. Siegfried Mingramm gehörte zu denen, die sich bei der Prügelorgie der Vopos 1950 auf ihr Bett gelegt hatten. Dabei wurde er quer über den Bauch geschlagen, und weil dieser angesichts der bereits geschilderten Ernährungslage nicht besonders dick war, wurde die größte Wucht dieses Schlages vom vorderen Rand des Beckenknochens aufgefangen. Aus der Schwellung, die sich daraus sofort ergab, bildete sich wenige Wochen darauf eine eitrige Wunde, die dann als Knochen-Tbc diagnostiziert wurde.

Es gab keine Medikamente, die aufhalten konnten, was nun folgte. Parallel zu dem Krankheitsgeschehen im Beckenknochen wurde auch eine Lungen-Tbc aktiv. So kam es, dass Siegfried auf diesen Zellenflügel verlegt werden musste. Es war üblich, auf jeder der mit drei Mann belegten Zellen einen Leichtkranken unterzubringen, der im Hause herumgehen und für die beiden anderen Schwerkranken etwas „organisieren“ oder tauschen konnte. Im übrigen war er dafür da, diese beiden anderen Tag und Nacht zu pflegen oder den Arzt herbeizurufen. Als „Pfleger“ für Siegfried und den zweiten schwerkranken Zellenkollegen, Eberhard Koss aus Magdeburg, kam der Mithäftling Willi Kloss aus Torgau auf diese Zelle. Da dieser wie ich der Neuapostolischen Kirche angehörte und ich mich als „Fieberkurvenschreiber“ bei den ebenfalls inhaftierten Ärzten etwas

freier im Hause bewegen konnte, besuchte ich Willi Kloss zuweilen auf der Zelle und lernte dabei auch Siegfried Mingramm näher kennen. Er war schon bettlägerig und verlor trotz aller Versuche mit Sonderkost – mehr Butter und Fett – weiter an Gewicht. Wir versuchten alles herbeizuorganisieren, was sich aus den damals gerade genehmigten Paketen von zu Hause tauschen ließ.

Selbstverständlich wurden die Vopos durch die Ärzte und auch durch die, die ständig mit Siegfried zu tun hatten, auf die Haftunfähigkeit des Kranken hingewiesen. „Wieso?“, fragten diese dann dümmlich, „wir tun doch alles, was wir können?“ Damit meinten sie wohl die Tatsache, dass aus den reichlich vorhandenen Gefangenen den Schwerkranken eigene Pfleger zugeteilt werden konnten. Meine Eltern hatten sich, als sie hörten, ich hätte Tbc, besorgt an die Volkssolidarität Bautzen gewandt. Diese antwortete ihnen in einem recht ausführlichen Schreiben. Darin heißt es wörtlich: „Ob Ihr Sohn an Tbc erkrankt ist, durfte uns von dem dortigen Kommandanten nicht beantwortet werden. Er teilte uns jedoch allgemein mit, dass die Krankenpflege in der Anstalt eine der besten ist, da sich unter den Häftlingen selbst eine große Anzahl von Ärzten befindet und Medikamente ausreichend vorhanden sind. Ein jeder Kranke hat einen eigenen Pfleger, da mit Kräften nicht hausgehalten werden muss.“ Dieses Schreiben datiert vom 1. Juni 1950, aus einer Zeit also, da Siegfried noch elf Monate zu leben hatte und draußen, in der Freiheit, unter Umständen noch hätte gerettet werden können. Was sie unter „ausreichenden Medikamenten“ verstanden, weiß ich nicht. Dass ihnen in Wahrheit die erforderlichen Medikamente nicht zur Verfügung standen, ist eine Tatsache. Sie glaubten allen Ernstes, mit etwas mehr Butter und Marmelade und mit Weißbrot eine gefährliche Tuberkulose in den Griff zu bekommen. In meiner Haftzeit ist niemand haftunfähiger gewesen als Siegfried Mingramm und einige andere, meistens noch sehr junge Gefangene. Zum Beispiel der „lange Scholz“ aus Jüterbog, der in der Nachbarzelle von Heinz Deutschmann aus Greifswald gepflegt wurde. Dieser „Scholli“ und Siegfried, die Wand an Wand lagen, kannten sich persönlich nicht, sie waren nicht in der Lage, einander zu besuchen. Wir erzählten ihnen aber von dem jeweils anderen und machten ihnen Mut, wenn wir ihnen sagten, dass es in der Nachbarzelle aufwärts gehe.

Etwa um die Zeit des oben zitierten Schreibens der Volkssolidarität Bautzen begann Willi Kloss unter Rückenschmerzen zu leiden. Eine Röntgenaufnahme zeigte einen Abszess an einem Wirbelknochen, so dass er in seiner Funktion abgelöst und auf dem oberen Saal 2 in ein Gipsbett gelegt werden musste. Auf die Frage, wen Siegfried nun als „eigenen Pfleger“ haben wolle, nannte er mich. So ging ich dann aus dem Saal in die Zelle. Alle, Siegfried eingeschlossen, wussten, dass es nur darum ging, ihn bis zu einem baldigen Entlassungstag am Leben zu erhalten. Dafür musste alles getan werden, und es begann ein großer Wettlauf. Auch einige Vopos beteiligten sich daran. Es muss hier der Sanitätswachtmeister Pahlisch genannt werden, der sich „die Hacken ablief“ und alles tat, was innerhalb der Anstalt möglich war. Einen heimlichen Brief an die Eltern Mingramms mit hinauszunehmen und in den Briefkasten zu werfen, dazu war er allerdings nicht zu bewegen. Doch trotzte er dem VP-Arzt von Wischhusen die

**Volks-
Solidarität**

Volksolidarität
Kreisauschuß Bautzen

BANKKONTEN:
Stadtkasse Bautzen Nr. 222
Städtische Landratskassa,
Zooanlagen Bautzen, Nr. 1000
FERNRUUF 2205

Frau
Emma Corbat

© Bautzen, den 1.6.1950
Kesselstr. 32
He/Ht.

Berlin-Lichtenberg

Siegfriedstr. 210 a

Sehr geehrte Frau Corbat!

In Ihrer Angelegenheit teilen wir Ihnen mit, dass wir als Volks-solidarität, die im Strafgefangenen- und Straftlassenenfürsorge-ausschuss tätig ist, zwar in alle Gefängnisse Eintritt haben und dort auch Betreuungsmassnahmen durchführen, aber noch nicht in die Haftanstalt in Bautzen. Auf Grund persönlicher Verbindung mit dem dortigen Kommandanten können wir Ihnen aber versichern, dass die Häftlinge keinerlei Repressalien unterworfen sind, sondern dass sie nach dem heutigen Strafvollzug beste Behandlung erfahren. Alle gegenteiligen Gerüchte, die in den meisten Fällen auf Rasmeldungen beruhen, entsprechen keinesfalls den Tatsachen. Die Verpflegung erfolgt bei nichtarbeitenden Häftlingen nach der Grundkarte und stufelt sich je nach Arbeitsleistung bis zur Schwerstarbeiterkarte. Weiter ist jedem Gefangenen seit kurzem gestattet, alle 8 Wochen den Angehörigen Nachricht zukommen zu lassen. Desgleichen ist erlaubt, jeden Monat ein Paket Lebensmittel im Gesamtgewicht von 3 kg zu senden. Die Lebensmittelpakete dürfen jedoch keine Zigaretten, Konserven und keinen Alkohol enthalten.

Die Möglichkeit, Besuche abzustatten, ist zur Zeit noch nicht gegeben, wird aber in naher Zukunft in Aussicht gestellt.

Ob Ihr Sohn an TBC erkrankt ist, durfte uns von dem dortigen Kommandanten nicht beantwortet werden, er teilte uns jedoch allgemein mit, dass die Krankenpflege in der Anstalt eine der besten ist, da sich unter den Häftlingen selbst eine grosse Anzahl von Ärzten befindet und Medikamente ausreichend vorhanden sind. Ein jeder Kranke hat einen eigenen Pfleger, da mit Kräften nicht hausgehalten werden muss

Von der politischen Gestaltung Deutschlands wird es abhängen, ob früher oder später eine allgemeine Amnestie für die politischen Häftlinge ausgesprochen werden wird. Der neue Strafvollzug sieht bei guter Führung des einzelnen diese Massnahmen vor.

Sollten Sie noch weitere Auskünfte wünschen, so empfehlen wir Ihnen, sich an das Innenministerium der DDR zu wenden, dem die Haftanstalt unmittelbar untersteht.

Wir hoffen, Ihnen mit unseren Ausführungen Genüge getan zu haben und grüssen solidarisch.



Kreisauschuß der Volksolidarität Bautzen
Sekretariat

Geschäftsführender Sekretär.

Dok. 6: Schreiben des Kreisauschusses der Volkssolidarität Bautzen an die Mutter von Hans Corbat. 1. Juni 1950.

Bewilligung von Wunschkost ab. Wischhusen selbst ließ sich niemals dazu herab, Siegfried aufzusuchen, geschweige denn zu untersuchen. Nur eines stand für ihn unumstößlich fest: Keiner von uns Häftlingen durfte jemals haftunfähig werden.

Für Siegfried Mingramm kam auch die Wunschkost zu spät. Er hatte inzwischen eine Abneigung gegen alles Essbare entwickelt, die er selbst mit großer Willensanstrengung nicht überwinden konnte. Meist bestellte er Milchnudeln. Davon nahm er vielleicht einen oder zwei Löffel voll zu sich, dann ging es nicht mehr. Fleisch kam für ihn gar nicht in Frage, obwohl ich der Meinung war, dies wäre die einzig wirklich hilfreiche Nahrung gewesen. Seine Lieblingsspeise bestand zu jener Zeit aus Biskuits, die er von seinen Eltern erhielt. Ich glaube, er aß sie aus Heimweh, denn sie kamen aus Stolberg und hatten die Markenbezeichnung „Friwi“. Von diesen Keksen aß er am Tage drei oder vier Stück, und das war angesichts seiner Appetitlosigkeit schon eine große Leistung. Solche Pakete durften wir übrigens erst ab Oktober 1950 empfangen. In der Zeit von 1946 bis dahin waren wir auf die Anstaltskost angewiesen, die, wie es auch in dem Brief der Volksolidarität Bautzen an meine Mutter hieß, „der Grundkarte“ entsprach. Seine Wunde musste täglich versorgt werden. Sie sonderte Eiter ab und war tiefgehend, so dass sie mittels eines Tampons drainiert werden musste. Danach wurde wieder ein Verband angelegt. Gewogen wurde er, indem ich ihn auf den Armen trug und mit ihm auf die Waage stieg. Danach musste ich allein auf die Waage, und mein Einzelgewicht wurde von unser beider Gesamtgewicht abgezogen. Es erschien uns schon als ein hoffnungsvoller Erfolg, wenn Siegfried von einem Tag zum anderen keine Gewichtsabnahme zu verzeichnen hatte.

Ende 1950 kam die heiß ersehnte Amnestie für einige von uns. Vopos liefen mit Listen in der Anstalt umher und riefen überall einzelne Leute auf. Sie kamen auch auf unsere Zelle. Siegfried wurde aufgerufen, und ich sollte ihn reisefertig ankleiden. Zu jener Zeit befanden sich unsere eigenen Kleidungsstücke in der „Effektenkammer“. Wir Kranken hatten als Kleidung nur Hemd und Unterhose, damit mussten wir auch außerhalb des Hauses auf dem dazu gehörigen Vorhof unseren täglichen „Freigang“ absolvieren, an kalten Tagen mit einer umgehängten Decke. Siegfrieds „Effekten“ wurden gebracht. Darunter befand sich, wie ich mich erinnere, ein ungetragener farbenprächtiger Norwegerpullover, den er einmal von einem künstlerisch veranlagten Mithäftling hatte anfertigen lassen, denn da er sein Essen nicht aufbrauchte, war er ein in materieller Hinsicht „reicher“ Häftling, der dafür das eine oder andere eintauschen konnte. So hatten wir für einige Kühlen Brot diesen Pullover gekauft, der aus der aufgeribbelten Wolle einiger alter Pullover gestrickt worden war, die der strickende Häftling wiederum für Brot oder sonstige Häftlings-Valuta von anderen Gefangenen zusammengekauft hatte. Mit diesem Pullover angetan, lag Siegfried nunmehr auf seinem Bett, nachdem er noch einmal gründlich ärztlich versorgt und verbunden worden war. Er war voller Freude und ganz aufgekratzt. Er nahm draußen zu bestellende Grüße entgegen und schöpfte neue Hoffnung. Es war ja unser Ziel gewesen, ihn bis zur Freilassung durchzubringen. Nun war es endlich erreicht.

Dann kam, wie täglich, der sehr fürsorgliche Sanitätswachtmeister Pahlisch in die Zelle, um Siegfried nach seinen Wünschen hinsichtlich der Kost zu befragen. Er sah Siegfried auf dem Bett liegen, angekleidet, froh dreinblickend in der Annahme, nun abgeholt zu werden. Das erste, was Pahlisch sagte, war: „Was ist denn hier los?“ Wir erklärten ihm freudig, dass Siegfried amnestiert sei und nun nach Hause könne. „Das geht doch nicht, das ist ganz unmöglich. Mit dem macht doch der Westen gegen uns Propaganda!“, war der erste erschrockene Ausruf des Sanitäters, der eben in erste Linie doch ein „treu ergebener Sohn seiner Klasse“ war. Dies stand für ihn und für alle die handverlesenen Vopos, die in der ersten Zeit nach der Übernahme von den Russen in der Anstalt Dienst taten, über allem – über Menschlichkeit, über menschlicher Solidarität, über der „Sorge um den Menschen“. Pahlisch verließ im Eilschritt unsere Zelle. Siegfried brach in Tränen aus. Es waren außer mir noch einige andere Häftlinge zu der Zeit in der Zelle 17, denn viele wollten sich noch vor seiner Entlassung von ihm verabschieden. Die Einschluss-Maßnahmen waren im Tbc-Bereich etwas lockerer als im übrigen Zuchthaus, so dass auch die Häftlinge ohne besondere Aufgaben schnell einmal aus dem Saal in den Zellenflügel huschen konnten. Wir waren ebenso entsetzt wie Siegfried, aber davon überzeugt, dass ein so untergeordneter Funktionär wie Sanitätswachtmeister Pahlisch nichts mehr daran drehen konnte. Die Entlassung war „vom Russen“ verfügt worden, ebenso die Auswahl der davon Betroffenen.

Doch es kam anders. Ich nehme an, dass Pahlisch schnurstracks zu dem VP-Kommandeursarzt von Wischhusen geeilt ist, um ihn von der alarmierenden Situation zu unterrichten. Dieser konnte wieder einen Beweis für seine Ergebenheit in die Sache des Sozialismus erbringen. Die nun folgenden Entscheidungen lassen wegen der Kürze der Zeit, in der sie fielen, nur den einen Schluss zu, dass sie von Wischhusen zusammen mit Reschke und der restlichen Anstaltsleitung in einer Kurzkonferenz zunächst in Eigenverantwortung getroffen und erst nachträglich von den Sowjets abgesegnet wurden. Schon eine Stunde nach der beschriebenen Szene kam Pahlisch wieder zurück in unsere Zelle und erklärte, dass die Bekanntgabe der Amnestie für Siegfried ein Irrtum gewesen sei. Im gleichen Atemzuge aber sagte er, dass man über eine Entlassung Siegfrieds reden könne, wenn man ihn ein wenig „aufgepäppelt“ hätte. Mir befahl er, Siegfried wieder in sein Bett zu legen und seine Sachen für die Effektenkammer zurechtzumachen. „Sehen Sie zu, dass Sie essen, essen und nochmals essen: Sie bekommen von uns, was Sie wollen!“, sagte er. Pahlisch und wir alle wussten, dass dieser Rat nichts mehr nützte. Siegfried brachte kaum noch etwas hinunter. Um die Energie für die Lebensfunktionen des Körpers zu gewinnen, verzehrte dieser sich selbst mehr und mehr.

Ich bekam kurz darauf, im Februar 1951, Besuch von meinem Vater. Gefangener und Besucher saßen jeweils am Ende eines drei Meter langen Tisches, an der Mitte des Tisches saß ein Vopo. Ich hatte diesmal Glück. Der Vopo hatte ein Herz und ließ mich erzählen, welche Dinge Siegfried noch vertrug und was er am liebsten in seinem Paket haben wollte. Auch konnte ich meinem Vater die Adresse der Eltern Mingramm in Stolberg geben. Dieser nahm dann sofort Verbindung

auf, so dass ich schon in meinem 15-Zeilen-Brief vom 17. März 1951 schreiben konnte: „Grüßt auch Mingramms, Paket war wunderbar, haben uns sehr gefreut.“ Der Brief, den Heinrich Mingramm, Siegfrieds Vater, an meinen Vater schrieb, ließ schon erkennen, dass die Familie auf alles gefasst war.

Der weitere Verfall ließ sich nicht mehr aufhalten. Zu der Lungen-Tbc, die inzwischen längst zu einer offenen geworden war und der Schambein-Tbc kam noch Hirnhaut-Tuberkulose hinzu. Sie wurde durch die Entnahme von Wasser aus dem Rückenmarkkanal nachgewiesen. Siegfried begann nun manchmal, Sätze vor sich hin zu sprechen, auch unverständliche. Dies leitete das Ende ein. Zu Siegfrieds „Glück“ bemerkte er wohl in seinem letzten Lebensmonat immer weniger von den Dingen in der kleinen engen Welt der Zelle um ihn her. Er war wie schlafend, ohne zu schlafen. Was mag er in seinem Wachtraum gesehen haben? Dann lag er nur noch still, als blickte er in ein Nichts.

Am Mittag des 28. April 1951 verlosch sein ohnehin nur noch glimmendes Lebenslicht. 34 Kilo wog er noch, davon war das meiste wohl das Gewicht des Knochenbaus. Er wurde auf einer Trage abgeholt und wie alle im Haus 3 Gestorbenen in eine kleine, nur vom Vorhof her zugängliche Kammer gebracht, deren kleine Treppe ganz vorn links am Haus 3 gelegen war. Einen Tag später kam das üblicherweise für den Abtransport der einzelnen Toten benutzte Fahrzeug-Ensemble, bestehend aus einem Pkw mit einem zweirädrigen Anhänger, auf dem unsere Häftlings-Schreiner einen hölzernen Kasten anbringen mussten, in den man von der Rückseite her einen Sarg hineinschieben konnte. Damit man, was nicht erwünscht war, nicht gleich sehen konnte, dass es sich um einen Leichentransport handelte, waren Pkw und Anhänger mit VP-grüner Farbe angestrichen. Und da jede irgendwie freie Fläche mit einem sozialistischen Merkspruch versehen wurde, hatte man auch hier einen sehr humanitären Spruch mit weißer Schablonenschrift angebracht: „... dass nie eine Mutter mehr ihren Sohn beweint ...“ Diese markante Zeile stammte aus der „Nationalhymne“ des unrühmlichen Poeten, den wir „Johannes Erbrecher“ nannten⁵². Sie verhöhnten selbst noch die Mütter derer, die sie krepieren ließen. Den Sarg hatten die beiden Vopos in der grünen Kiste mitgebracht. Auf dem oberen Treppenabsatz wurde Siegfried hineingelegt. Dann wurde der Sarg hineingeschoben und die Klappe geschlossen. Ehe sie einstiegen, steckten sich die beiden Vopos noch eine Zigarette an, dann fuhren sie ihn zum Tore hinaus.

52 Johannes R. Becher (1891–1958), 1949 Textautor der Nationalhymne, von 1954 bis 1958 Minister für Kultur der DDR. Im Text der Nationalhymne hieß es „Deutschland, einig Vaterland“. Deshalb wurde die Hymne seit dem 1. August 1971 ohne Gesang gespielt.

Fußballweltmeisterschaft 1954

Der Fußballwahn ist eine Krankheit, aber selten, Gott sei Dank.
Joachim Ringelnatz

Es gibt Menschen, die bezeichnen das Fußballspiel als die „schönste Nebensache der Welt“. Ich kann dem nur zustimmen, wobei für mich das Wort „Nebensache“ die Hauptsache ist. Um meine persönliche Einstellung zu dieser Frage zu veranschaulichen, muss ich sagen, dass ich schon als Kind mit Sport schlechthin, speziell aber mit Fußball, nicht hinter dem Ofen hervorzulocken war. Zu meinem 10. Geburtstag, damals tobten gerade die Olympischen Spiele 1936 in Berlin, hatte mir mein Onkel Martin einen Fußball geschenkt. Er und mein sportliebender Vater hatten dabei wohl im tiefsten Inneren die Vorstellung, mich dadurch für den aktiven Sport interessieren zu können. Um es kurz zu machen: Es klappte nicht ganz. Immer, wenn wir zu mehr als zwei Spielkameraden zusammen waren, ließ ich die beiden anderen gegeneinander spielen und begnügte mich, von einem etwa 1,70 cm hohen Zaunpfeiler aus in sitzender Haltung den Schiedsrichter zu machen, ähnlich wie es beim Tennisspiel gebräuchlich ist.

Ich bin nie ganz dahintergekommen, warum ein Kampf zwischen Leuten erforderlich ist, um festzustellen, wer der bessere sei. Dass beispielsweise ein Boxer, der einen anderen k.o. schlägt, besser sein soll als ebendieser. „Schneller, höher, weiter!“ ist ganz hübsch. Aber selbst der schnellste Schwimmer der Welt wird von einem Hai zweifellos eingeholt. Der am höchsten hopsende Hochspringer kommt nicht über unsere Zuchthausmauern. Weder von außen, noch von innen. Auch die Sprungweite, die von Weitspringern erzielt wird, reicht nur für die Überwindung ziemlich unbedeutender Flüsschen. Ich selbst war, trotz dieser relativ bewegungsabgeneigten Lebenseinstellung, rank und schlank, wie es der unselige Hitler beschrieb: Körperlich gesehen wie ein Windhund. Und ich lief so gut wie jedem davon, auch bei Wettläufen in der Schule, besonders in der Mittelstrecke um vielleicht 400 Meter. Aber darauf bildete ich mir nicht besonders viel ein und schrieb das nicht so sehr dem Umstand zu, dass ich schneller war, sondern dem, dass die anderen dann eben noch langsamer waren als ich.

Während ich also im Gelben Elend in Bautzen im achten Jahr meines Zuchthausdaseins stand, ging außerhalb der Mauern das Leben weiter. Wir erfuhren davon jenes gefilterte Substrat, welches die ostzonalen Zeitungen mit Namen wie „Tägliche Rundschau“ oder „Neues Deutschland“ vermittelten. Bei den meisten Knastrologen war dabei der Sportteil der begehrteste. So stand dann auch die Fußball-Weltmeisterschaft 1954 in der Schweiz im Mittelpunkt des Interesses. Und dieses Interesse stieg und stieg und erfasste selbst Leute wie mich, je mehr Deutschland nach vorne kam. Deutschland war für uns selbstverständlich die Bundesrepublik Deutschland. Das andere Rumpfstück hieß in unserem knastrologischen Sprachgebrauch „Zone“ und nicht anders. Die Zone spielte keine Rolle in der Runde der an der Weltmeisterschaft teilnehmenden Staaten. Sie nahm nicht daran teil.

Unsere Bewacher litten sehr darunter. In jenen Tagen hatten wir im Haus II eine Vopo-Gang, die zunächst aus dem „ruhigen Bürger“, sodann einem gewissen

Schröder und schließlich „Emma Eck“ bestand. Der Name des „ruhigen Bürgers“ ist mir entfallen, er war ein anständiger Kerl, nicht mehr der Jüngste, der Sprache nach aus der Gegend von Bautzen. Die beiden anderen waren aus Sachsen, nicht besonders intelligent und scharf wie Kampfhunde. Schröder hieß tatsächlich so. Er hatte uns gegenüber einen Minderwertigkeitskomplex, von dem er selbst nichts bemerkte. Dieser äußerte sich unter anderem darin, dass der „Zellenälteste“ als Flügelmann der in der Regel aus vier Leuten bestehenden Zellenbesatzung zum Abend- oder Morgenappell seine Meldung an Schröder laut brüllend machen musste. Je lauter er das fertig brachte, desto eher konnte er damit Schröders Wohlgefallen erlangen, das sich in einem breiten Grinsen äußerte. Wenn aber er und der „ruhige Bürger“ keine Lust hatten, den Zellenrundgang zu machen, schickten sie „Emma Eck“ los, der diesen Spitznamen dem Umstand verdankte, dass er auf dem Rundgang immer den gleichen Text vor sich hinbrabbelte, welcher lautete: „Emma eck muß schließen“. Wortführer dieser Truppe war aber Schröder, der sich für gewöhnlich, wenn ein Gefangener ihn ansprach, unwirsch gebärdete. Nur beim aktuellen Thema „Fußball“ ging er etwas aus sich heraus. Er war zutiefst vergrämt über das gute Abschneiden ausgerechnet der westdeutschen Mannschaft. Als diese sich nun so weit vorangespielt hatte, dass sie ins Endspiel ging, fragten wir Schröder nach seiner Meinung, wer wohl Weltmeister werden würde. „Unsere, selbstverständlich!“, gab dieser zur Antwort, wobei er die Ungarn meinte, denn Ungarn gehörte zum „Sozialistischen Lager“.

Fußballergebnisse erhielten wir immer zeitversetzt. Innerhalb des ganzen Zuchthausbereichs gab es nicht ein einziges Rundfunkgerät. Der Fernseher war seinerzeit überhaupt nur bei sehr wohlhabenden Menschen vorstellbar, zumal in der Zone. Am Abend des Endspieltages wusste keiner der Knastrologen, wie es stand oder wie es ausgegangen war. Im Kreuzbau muss es gewesen sein, dass ein von draußen hereinkommender Vopo einem Kollegen, der drinnen Dienst tat, erzählte, wie es ausgegangen war. Ein in der Nähe herumstehender Kalfaktor schnappte das auf, sauste wie von der Tarantel gestochen in den Ostflügel und schrie nur ein Wort: „ Deutschland!“

Um dem Leser, der wahrscheinlich noch nie gesessen hat, zu ermöglichen, das Folgende zu verstehen, muss ich hier eine Beschreibung des Alarmmechanismus im Gelben Elend zur damaligen Zeit einschieben. Erkrankte plötzlich auf einer Zelle jemand oder gab es darin irgendein Vorkommnis, mit dem die Knastrologen nicht zurande kamen und das bedrohlich erschien, dann konnten sie einen Bewacher herbeirufen, indem sie „eine Fahne warfen“. Das ist etwa gleichbedeutend mit dem Klingeln nach der Krankenschwester im Krankenhaus. Von der Innenseite der Zelle aus ist das auch so ähnlich gestaltet, denn es gibt neben der Tür einen Knopf, den man drücken kann. Nun war möglicherweise zu jener „guten alten Zeit“, in der das Zuchthaus erbaut wurde (1904), die Elektrizität und die Entwicklung elektrischer Alarmanlagen noch nicht so weit fortgeschritten. Darum hatte jede einzelne Zelle ihr eigenes Alarmsystem. Der Knastrologe drückt den Knopf, an dem eine Stange angebracht ist, die gegen eine in der Wand befestigte eiserne Klappe („Fahne“) drückt, die daraufhin mit einem lauten Geräusch nach draußen fällt. Dann ragt sie aus der Wand etwa 20 cm in den

Gang und der aufgeschreckte Wächter kann sehen, wo Hilfe gebraucht wird. Eine starke Rückholfeder drückt den Klingelknopf und die Stange wieder in ihre alte Lage, wobei ebenfalls ein knallendes Geräusch entsteht. Hat der Wächter das nicht gleich mitgekriegt, weil er vielleicht eingeschlafen war, dann kann der Alarm gebende Knastrologe trotzdem weiterlärmern, indem er immer und immer wieder den Knopf drückt, ihn wieder loslässt und dadurch die starke Feder in der Wand zum geräuschvollen Zurückschnellen veranlasst. Und das kann er so lange wiederholen, bis einer kommt. Auf jeder Zellenetage des Kreuzbaus gibt es etwa 45 Zellen. Im Ostflügel sind vier Etagen übereinander, im Westflügel fünf. Durch den großen Lichtschacht sind alle Etagen eines Flügels quasi wie ein einziger Saal miteinander verbunden. So kann man das Fallen einer Fahne, wenn alles still ist, unter Umständen in allen Zellen aller Etagen hören, denn es ist, als dröhne das ganze Mauerwerk mit. Das ist der Normalfall.

Der erwähnte Kalfaktor rief das Wort „Deutschland!“ in die große Halle des Ostflügels. Und was darauf folgte, lässt sich mit Worten kaum noch beschreiben. Man kann mit der Umdichtung einer weiteren Strophe aus Ringelmatz' Fußballgedicht sagen:

„Und was in Bautzen jetzt geschah,
kam einer Schlacht bei Leipzig nah!“

Einer muss angefangen haben. Scheppernd flog die Klappe. Und dann immer wieder: Knopfdruck - loslassen - Knall! - Knopfdruck - loslassen - Knall! Er blieb damit nicht allein. Alle hatten schnell geschaltet. Bei solch einem Großereignis gehören die Fahnen nach draußen! Jeder im ganzen Bau wusste, worum es ging. Alle Fahnen fielen und alle Rückholfedern knallten und knallten. Andere schrieten aus den Fenstern in Richtung der Säle: „Deutschland!“ Und wie eine Epidemie, oder „Emedepie“ wie Sanitätswachtmeister Welke, genannt „Nulpe“, zu sagen pflegte, griff dieses Siegesfieber auf alle Flügel, alle Häuser und den ganzen Zuchthauskomplex über. Es war eine politische Demonstration erster Ordnung, gegen die sie nicht anbrüllen konnten, diese Knilche aus dem sozialistischen Lager. „Deutschland“, und mit diesem identifizierten wir uns ja, hatte einen Sieg über das errungen, was wir von Herzen hassten. Und heute hatten sie dem nichts entgegenzusetzen. Das war unser Sieg und den feierten wir so gut es uns möglich war. Ohne Rücksicht auf Verluste.

Hätten wir gegen die Schweiz das Endspiel gewonnen, es wäre weiter nichts gewesen als eine andere sehr interessante Sportmeldung auch. Wir hätten uns gefreut, aber das wäre es dann auch gewesen. Aber dass Deutschland dem „sozialistischen Lager“ einen verpolkt hatte, das war für uns Anlass zum Jubel sondergleichen. Und viele von uns waren siegestrunken wie Fußballfanatiker, die nach einem Sieg ihrer Mannschaft von der Feier aus der Kneipe kommen. Sehr spät am Abend erst beruhigte sich alles wieder. Die Wärter schlichen herum wie begossene Pudel und klappten überall so leise wie möglich die Fahnen wieder zurück. Zufrieden schiefen die Knastrologen ein. Einige mochten dabei noch Befürchtungen gehegt haben, was das „sozialistische Lager“ sich nun wieder an neuen Rache-Schikanen für uns ausdenken würde.

Aber das war noch nicht alles. Da war noch ein Knastrologe, der als Gärtner eingesetzt war. Ihm war die Zuständigkeit für die in dem aus Saalflügel und Ostflügel gebildeten Winkel liegenden Rasenflächen und einige Gemüsebeete (für die Wärterkantine) zugewiesen worden. Genau in der Mitte dieses Areals hatte man eine große Regentonne bis zur Hälfte ihrer Höhe eingegraben. Dieser Gärtner hatte eine Wette abgeschlossen, dass er für den Fall, Deutschland würde Fußballweltmeister, in diese große Wassertonne steigen und dreimal darin ganz untertauchen wollte. Zwanzig bis dreißig Minuten dauerte der jedem Knastrologen täglich zugestandene Rundgang innerhalb des Knastgeländes, der „Spaziergang“ genannt wurde. So war es auch am nächsten Tage. Die phlegmatischen und faulen Bewacher hatten den ganzen Ostflügel, also alle vier Etagen, gleichzeitig hinausgejagt. Die Knastrologen mussten untergehakt, in Viererreihen (jede Zelle war durchschnittlich mit vier Mann belegt), in Marschkolonnen immer um die Rasenfläche herum marschieren. Immer im Kreis, wieder und wieder. Selbstverständlich waren die Ereignisse des vorigen Abends das Gesprächsthema. Dann kam der Gärtner an! Gravitätisch trug er zwei Gießkannen, wie um Wasser aus seiner Tonne zu holen. Bei den meisten Gefangenen hatte sich seine Wette bereits herumgesprochen. Alle waren gespannt, was er tun würde. Mit bedächtigen Bewegungen stellte er seine Kannen ab, schaute um sich, wie ein Landmann, der sich an seinen reifenden Feldern freut. Dann hob er ein Bein, stützte sich auf den Rand der Tonne und schwang sich hinein. Der Rundmarsch der Gefangenen war zum Stehen gekommen. Einige Unwissende gingen noch ein paar Schritte weiter und wurden dann von den anderen angehalten: Seht mal dort! Auch an den Fenstern der acht Säle war man aufmerksam geworden. Die den Vorgang erspäht hatte, riefen die anderen heran, so dass sich innen an allen Saalfenstern große Menschentrauben ansammelten, alle erregt diskutierend, Anfeuerungsrufe loslassend, so dass der Lärm anschwellte und die Vopos begannen, unruhig wie die Hühner hin und her zu rennen und mal wieder gar nicht wussten, was plötzlich los war. Der Gärtner war indessen in die Tonne geklettert, stand kerzengerade darin, drehte sich einmal ganz und gar um seine eigene Längsachse und grüßte sein „atemloses Volk“. Dann hielt er sich mit zwei Fingern die Nase zu und tauchte zum ersten Mal unter. Zur Gänze. Unter dem Applaus der Massen kam er wieder hoch, tiefend, aber mit breitem Grinsen. Er machte keine lange Pause, sondern setzte seine Darbietung fort, indem er erneut die Nase zuhielt und wegtauchte. Auch die Vopos hatten inzwischen mitbekommen, was vor sich ging. Sie rannten los in Richtung Wassertonne. Kurz ehe sie dort eintrafen, war der Akteur wieder aufgetaucht und hatte blitzschnell die Situation erkannt. Darum tauchte er rasch und ohne Fisimatenten wieder unter. Ein Vopo kriegte ihn noch irgendwie zu fassen, ließ aber gleich wieder los, um nicht selbst in die Tonne zu fallen. Dann kam unser Held – nun wirklich ein solcher – wieder hoch und wurde sofort von mehreren Armen aus der Tonne gehievt, tiefend nass selbstverständlich. Unter Jubel und Applaus wurde er mit auf den Rücken gedrehten Armen von drei oder vier Vopos abgeführt, während die restlichen Bewacher nun mit Drohgebärden auf die stehengebliebenen „Spaziergänger“ losstürmten, um sie wieder in Bewegung zu bringen. Der Rund-

marsch wurde vorzeitig abgebrochen, die Gefangenen in aller Eile wieder in ihre Zellen gebracht und eingeschlossen. Wegen dieses „unerhörten Vorfalls“ erhielt der Gärtner 14 Tage Karzer. Die Gefangenen des Ostflügels und der Säle kamen drei Tage nicht zum Spaziergang, nahmen dies aber gerne in Kauf.

Bautzener Bewachertypen

Bauer

Was der Sanitätswachtmeister Bauer einmal gewesen war, ehe der Sieg der sowjetischen Waffen ihn emporgespült hatte, weiß man nicht. Ihm lag jedenfalls das Medizinische und alles, was damit zusammenhing. Außerdem war er dem Kommunismus treu ergeben und versuchte trotz des bestehenden Verbots seitens der Lagerleitung, unter uns politischen Gefangenen Agitationsarbeit zu leisten. Medizin und Kommunismus haben eines gemeinsam: Bei beiden wimmelt es nur so von Fremdwörtern. Und Fremdwörter hatte er massenweise auf Lager. Nicht immer kannte er ihre Bedeutung, was seiner Freude, sie anzuwenden, keinen Abbruch tat. Er brachte gern ähnlich lautende und verblüffend echt klingende Fremdwörter an, besonders dann, wenn er seinen Gesprächspartner für geistig hochstehend oder gar ihm selbst überlegen hielt. Aufgrund seiner medizinischen Ambitionen hatte man Bauer zum obersten Aufseher über die Vorgänge im Röntgenraum des Gefangenenkrankenhauses gemacht. Er sollte darüber wachen, was die Gefangenen, darunter ja auch die Ärzte, dort trieben. Denn da konnte man leicht Kassiber übergeben oder Befehle der verschiedensten Untergrundorganisationen weiterleiten. Außerdem sollte er die geführten Gespräche mithören und auf verdächtige Redewendungen achten. Über seiner Uniform trug er, wenn er über das Zuchthausgelände stolzierte, einen weißen, mantelartigen Kittel, über diesem eine große schwarze Blei-Gummischürze und auf den Augen die schwarze „Taucherbrille“, die verhindern sollte, dass seine Augen sich an die Helligkeit gewöhnten und er dadurch im dunklen Röntgenkeller den Überblick verlöre. Böse Zungen behaupteten sogar, dass Bauer in diesem Gewand durch die Straßen der Stadt Bautzen nach Hause ging, um seiner Gattin zu imponieren. Der Sprache nach zu urteilen, war er ein Sachse, wie die meisten Angehörigen des Bewachungspersonals. Der Dialekt gab seinen Fremdwörtern einen grotesken Anstrich, was es zu einem kabarettgleichen Genuss werden ließ, sich von ihm vom Kommunismus erzählen zu lassen. Zuweilen machte Bauer sich auch auf den Krankenstationen des Tbc-Hauses zu schaffen, wenn im Röntgenraum einmal nichts zu tun war. Da er anderweitig dort keine eigentlichen Aufgaben hatte, legte er sich gern mit den Gefangenen an, um seine überlegene Intelligenz zu beweisen. Jeder Knastrolloge war ganz wild darauf, von Bauer in die Grundzüge des Marxismus-Leninismus eingeführt zu werden und über die Überlegenheit der östlichen Lebensweise gegenüber der westlichen aufgeklärt zu werden. Hauptsache dabei war, dass man ernst bleiben konnte. Des Öfteren war Bauer auch eingeteilt, die bei den Gefangenen eingehenden monat-

Name (bzw. Pseudonym): Corbat		Ort der Festnahme: Berlin-Lichtenberg		Aktenzeichen: 28					
Vorname: Hans		Letzte Wohnung: Berlin-Kaustdorf Birkenstr. 64		Tag der Festnahme: 6403/50.					
Geburtsdatum und -ort: 29.7.26 Berlin-Lichtenberg		Jetzige Anschrift der Familienangehörigen: Vater: Christoph C. Blm-Kaustdorf Alt-Baustorf 55		wo: Bautzen Kartekarte ausgestellt am: 27.4.50					
Beruf früher: 01112 jetzt: Holzer-Presserfabrik		Größe: 1,73		wo: Bautzen Fingerabdruck genommen am: 7.6.50					
Zuletzt bei: beschäftigt als:		Gesalt: Schlank		wo: Bautzen Übernahme durch d. Dtsch. V.-Pol. am: 16.3.50					
Familienstand: led.		Bart:		vom: 1945 Parteilichkeit nach d. S. 5. 45 bis: 1945 S.P.7					
Kinder: Keine		Augenfarbe: grau-braun							
Staatsangehörigkeit: Dtsch.		Haarfarbe: sch. blond							
Deck-Name: Adresse:		Besondere Kennzeichen:							
Eintritt:	NSDAP	SS	SA	SD	Gestapo	NKK NSFK	1947	HJ	BDM
Austritt:	-	-	-	-	-	-	1944	-	-
Sonstige Organisationen u. Verbände: 12.11.1944		Vorstrafen: Keine		Öffentliche Ämter: Keine		Milit. Verbände und Ausbildung: Gründ.-Ers.-Battl. 389 Grenz.			
Innehaltbare Funktionen (z. B. Kreisleiter, SA-Sturmführer usw.): Keine						BStU 000045			
SV 1 VP 60 4.51 Wenden!									
Straftat: Spionage und Anti-Sowj. Agitation		Verurteilendes Gericht: S.M.T. Blm-Lichtenberg		Strafdauer lt. Urteil: 24 Mr. 11.6. - 29					
Verurteilt am: 3.4.46		Aktenzeichen: 17002		Entlassung: TE am 31.3.50					
Beginn der Strafhaft: 3.4.46		Beendigung der Strafe: 2.4.50		nach					
Datum der Eintragung	Grundsätzliche Bemerkungen: z. H. Flocht und -versuche, aber auch auß.	die Beurteilung des Gefangenen nach Versuchs-, Gewalttätigkeiten, übliche Leistungen	Verlegungen in andere Anstalten Anzweifeln nach Eintreffen in der neuen Anstalt						
18.7.55	Querschnitt d. Straft. v. 13.6.55		Von	865 Q.					
	BStU 000045		Nach						

Dok. 7: Vorder- und Rückseite der 1950 über Hans Corbat angelegten Häftlingskarteikarte.

lichen Sechs-Pfund-Pakete zu öffnen, den Inhalt zu untersuchen und bei Nichtbeanstandung an den Empfänger auszugeben. Dabei erhielten die Vopos einen tiefen Einblick in die im Westen herrschende „Elendslage“, und sie mussten höllisch aufpassen, dass ihnen nicht der Speichel in die Pakete tropfte. Einige der Paketprüfer hielten den Verlockungen nicht stand: Entweder sie klauten daraus, oder sie verschwanden auf Nimmerwiedersehen in den Westen, woher die schönen Pakete kamen. Einmal hielt Bauer während einer Paketausgabe in unserer Zelle folgende Rede: „Des schdimmd schoun, dass se im Wesden drihm alles koofen kenn un dass da de Schaufensder voll sin! Und des schdimmd ooch, dass's hier nischd zu koofen gibd und de Schaufensder leer sin. Aaaber: von wäm ham dien driehm des alles? Vom Amärigahner! Und glaum Sie vielleichtde, dass die dän'n was schengn? Nää! Und eenes scheen'n Daaches, da wolln die des ooch bezahld ham! Und mit Pluth!!! Sähn Se: Und von däm Schtandbungt und Gesichtswingl aus missen Se mal die Paraliese ziehn!“ So warb Bauer Anhänger für den Kommunismus.

Muschke

Er war klein, unscheinbar. Er trug seine Uniform wie einen Arbeitsanzug. Sie war auch nicht besonders gepflegt. Winter und Sommer stand er an der Stelle der Mauer, wo nachträglich ein Tor eingebaut worden war, welches zu den Außenbaracken führte. Dort befanden sich die Werkstätten der Haushandwerker, die in kleinen Trupps dort hinausgingen oder in den inneren Zuchthausbereich zurückkehrten. Dann musste Muschke jedes Mal das Tor aufschließen, die Leute durchlassen und hinterher wieder zuschließen. Es handelte sich garantiert um den langweiligsten Posten, den es im Knast gab. Dabei war Muschke immer freundlich, ja manchmal hatte man den Eindruck, er sei sogar fröhlich. Jeder wusste, dass Muschke, der eine Seele von Mensch war, das ganze Tausendjährige Reich im Konzentrationslager verbracht hatte. So war er immer bereit, ein freundliches oder aufmunterndes Wort zu den Knastrologen zu sagen, vorausgesetzt, es war kein anderer Vopo in der Nähe oder gar ein Vorgesetzter dabei. Eines Tages bot sich auch mir, der ich nicht jeden Tag dort hindurchmusste, die Gelegenheit zu einem kurzen Gespräch mit Muschke. Ich fragte ihn, warum er hier an diesem blöden Tor stehe und für die Gefangenen sozusagen eine Art Diener darstelle. Nach seiner Vorgeschichte gehöre er doch eher ins Zentralkomitee oder in ein anderes herausgehobenes Gremium. Da antwortete er in seiner einfachen Art, aber schlicht und treffend: „Ach, wissen Se was? Mein ganzes Leben habe ich der Arbeiterklasse jeopfert un mein'n Arsch hinjehalden! Jetzt will ich meine Ruhe ham!“

Bruno Schuster war von solcher geistiger Zwergenhaftigkeit, dass er tatsächlich nichts anderes als Vopo hatte werden können. Dabei schielte er unbeschreiblich. Er steckte voller Minderwertigkeitsgefühle, das machte ihn hochgefährlich. Eines Tages hatte er wohl einige Knastrologen belauscht, wie sie über ihn sprachen. Er war jedenfalls dahintergekommen, dass sein Spitzname „Silberblick“ war. Nun überlegte er, wie er den Gefangenen unter möglichst großer Öffentlichkeit beibringen konnte, dass er wusste, wie sie ihn nannten. Die Idee, dass dieser Spitzname einfach etwas mit seinem Schielen zu tun hatte, kam ihm dabei nicht. Er meinte, so wie er selbst sich bewunderte, müsse auch jeder andere überfließen vor Bewunderung für ihn. Auch den Namen „Silberblick“ hielt er mehr für eine Anspielung darauf, dass er eben überall den richtigen Durchblick habe.

Als die Knastrologen an einem schönen Morgen vor dem Tbc-Haus ihre tristen Runden drehten, hatte Bruno Schuster gerade Dienst. Er saß dabei auf dem Treppengeländer des etwa zehnstufigen Aufgangs, der vom Hof zur Haustür hinaufführte. Von dort aus konnte er den ganzen Platz überschauen. Ab und zu meckerte er einen Befehl und gab sich ganz dem erhabenen Gefühl hin, etwas Besseres zu sein, einer Elite anzugehören, die über Untermenschen zu wachen hatte. Da ging drüben, außerhalb des durch einen niedrigen Zaun von der inneranstaltlichen „Außenwelt“ abgeschlossenen Platzes vor dem Haus 3, ein Mann der Verwaltung mit Namen Schneider vorbei. Jetzt sah Bruno seine Chance, nicht nur vor den Knastrologen, sondern auch vor einem Kollegen zu brillieren. So rief er diesem Kollegen in seinem Missingsch⁵³ laut über den Platz zu: „Genosse Polizeimeister! Wissen Sie schon das Neueste? Die Gefangenen nennen mir Silberblick, weil ich alles gleich sehe!“

Jeder Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. So fiel auch Bruno seiner Selbstherrlichkeit zum Opfer. An einem Sonntag hatte er das Bedürfnis verspürt, sich ausgiebig zu reinigen. So beauftragte er den Gefangenen, der die Baderäume im Keller unter sich hatte, ihm eine Wanne mit Wasser zu füllen. Normalerweise duschten die Gefangenen. Es gab aber in einem abgeteilten Raum auch eine einzige Wanne. Die war für Kranke bestimmt, die nicht aufstehen konnten, sondern bettlägerig waren. An diesem Tag war Bruno als einziger Vopo im Haus 3. Diese Wanne hatte er sich nun ausgesucht, wahrscheinlich, weil er zu Hause keine hatte und er ein Wannenbad für etwas Besonderes hielt. Bruno ließ sich vom Bademeister, der mir später diese Geschichte erzählt hat, die Wanne füllen und ging in jenen abgeteilten Raum. Das Schicksal fügte es, dass just zu jener Zeit, als Bruno friedlich in seiner Wanne plätscherte, draußen Meyer vorbeiging. Meyer war einer der Operativ-Leute, so etwas wie ein politischer Kommissar. Er bemerkte, dass in der Wachstube kein Vopo saß. Als Bruno Meyer ins Bad kommen sah, griff er nach seiner neben der Wanne liegenden

53 In Norddeutschland gesprochene Sprache, bestehend aus einer Mischung aus Hoch- und Niederdeutsch.

- BSU
000017

Verantwortliche Vernehmung

Es erscheint der - die Strafgefangene C o r b a t, Hans, geb. am 29.7.1926
und gibt auf Befragen, mit dem Gegenstand der Vernehmung vertraut gemacht und zur Wahrheit ermahnt,
folgendes an:

Zur Person:

C o r b a t, Hans geb. 29.7.1926 in Berlin,

zuletzt wohnhaft in Berlin.

Beruf ohne, ledig.

Inhaftiert wegen antisowjetischer Propaganda und Spionage
zu 20 Jahren Arbeitslager.

Zur Sache:

Ich habe in meinem Terminbrief von unmenschlicher Behandlung
während meiner Untersuchungshaft geschrieben, diese Dinge
sind dazu angesetzt in der Öffentlichkeit ein vollkommen fal-
sches Bild zu geben. Habe zu, strafbar gehandelt zu haben
und bin gewillt die daraus entstandenen Folgen zu tragen.

KOPIE BSU

In Anhang der Terminbrief.

Geschlossen:

v. g. u.

Hans Corbat

Dok. 8: Am 23. April 1953 hatte Hans Corbat in einem Brief an seine Eltern von den Umständen in der Untersuchungshaft berichtet. Der Brief wurde von der Zensur in der Anstalt abgefangen und Hans Corbat dazu vernommen.

Dienstmütze, setzte sie auf, stand nackend stramm und machte Meldung: „Volkspolizei-Oberwachtmeister Schuster beim Baden. Keine besonderen Vorkommnisse!“ Das war seine letzte Amtshandlung. Wir haben ihn nie wieder gesehen.

Nulpe

„Nulpe“ hieß eigentlich Welke und war Sanitätswachtmeister. Früher hatte er im Steinbruch gearbeitet. Nicht als Gefangener, sondern als regelrechter Steinbrucharbeiter. Der Sieg der sowjetischen Freunde und etwas eigener Opportunismus hatten ihn in die Reihen der Volkspolizei geführt. Und nun war er sogar

Sanitätswachtmeister. Ihm oblag es, die Ärzte zu überwachen, welche durchweg Gefangene waren, bis auf den aus dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ hervorgegangenen Kommandeurarzt von Wischhusen. Der ließ sich selten genug sehen (andere wieder sagen: viel zu oft!). Nulpe sollte den Laden auf Vordermann halten. Eine Zeitlang war er bei allerlei ärztlichen Verrichtungen dabei und tat so, als wolle er sie sich aneignen. Dr. Pötschke musste ihm ganz genau zeigen, wie Kalzium gespritzt wurde. Und er erklärte ihm auch, dass dieses Zeug genau in die Vene gehöre und dass es sonst zu einer Gewebe-Nekrose komme. Nulpe wollte auch Kalzium spritzen. Er war der Oberste, und keiner konnte ihn daran hindern.

Es gelang ihm bald einigermaßen, und der von ihm angerichtete Schaden hielt sich in Grenzen. Zu seinen Hauptproblemen gehörte das Auffinden der Blutgefäße. Dabei störte es ihn, wenn der Patient auf die Nadel starrte, die er mit unermüdlicher Beharrlichkeit an immer neuen Stellen, an denen er eine Vene vermutete, wieder in den Arm stieß, bis er es endlich geschafft hatte und auch der Patient geschafft war. Einmal hatte er den Strafgefangenen Hüppe beim Wickel, an dem er sich schon oft versucht hatte. Nulpe prägte sich, da er ja meistens auf die Arme starrte, die Gesichter weniger ein. An diesem Tage, als er Hüppes zerstochnen Arm sah, erschrak er und brach in den Ruf aus: „Was haben se denn mit Ihnen jemacht?“ Und dann kam Hüppes klassische Antwort: „Hier hat Nulpe reiten gelernt!“ Während Nulpe wieder ansetzte, Hüppes Vene zu suchen, sah dieser aufmerksam zu, was Nulpe zunehmend nervös machte. Erst sagte er: „Sie missen Ihren Vänen mähr Ausdruck verleihen!“, und als darauf nichts weiter erfolgte, wollte er Hüppe wenigstens davon abbringen, seine Versuche zu beobachten. „Also, nu sähn Se mal da ausn Fensdr! Sähn Se den Vochl? Nu guggen se genau hin! Sie missen doch dän Vochl sähn!“ Mit derartigen Reden versuchte er, den Patienten zum Wegschauen zu bewegen.

Zu seinen Nachtdienstaufgaben gehörte es, die Briefe der Knastrologen an ihre Angehörigen zu lesen und zu zensieren. Enthielten die Briefe verdächtige Passagen, waren sie dem Operativ vorzulegen. Nulpe war nicht gemein, sondern nur absolut linientreu, wenn er auch durch die Wahnvorstellung, eine Art Oberarzt zu sein und Spritzen geben zu dürfen, höchst gefährlich für die Kranken war. So hatte Nulpe also auch das Malheur, zuweilen meine Briefe lesen zu müssen. Zu dieser Zeit lag ich auf einer Doppelzelle im Haus 2 mit mehreren Ärzten zusammen, für die ich ein von draußen mit hereingebrachtes Anatomie-Lehrbuch abschrieb und abzeichnete, da das Buch nach einiger Zeit wieder in die öffentliche Bibliothek zurückgegeben werden musste. Außerdem führte ich den Doctores die Fieberkurven. Da wir monatlich 20 Zeilen schreiben und auch empfangen durften, hatte ich mit meinen feinheits-empfindlichen kurzsichtigen Augen eine Minischrift entwickelt, die ein so genannter Normalsichtiger nur mit einer Lupe entziffern konnte. So bemerkte Nulpe eines Tages zu meinem Zellen-Mitinsassen Dr. Teuber: „Also der eene von Ihn'n, wie heeßter nu gleich? Eener mit ...bat, mit ...bat ... Wie heeßter bloß gleich noch? Ach! Der Corbat, also der schreibt so elende kleene, des kann keene Sau läsen, ich jedenfalls nich!“

Einmal bin ich, ob nun durch Nulpe oder durch einen anderen wachsamen Kontrolleur, in dieses Räderwerk der Zensur geraten. Man hatte nämlich in der Sowjetunion nach dem Tode Stalins auch den Chef seiner Geheimpolizei GPU, Berija⁵⁴, mit der Begründung erschossen, unter seiner Fuchtel seien Gefangene gefoltert und ihnen unwahre Geständnisse abgepresst worden. Wir konnten dies in der Zeitung lesen, die wir bekamen, wenn auch unregelmäßig. So bat ich im nächsten Brief meine Eltern, sie möchten sich an den sowjetischen Oberkommandanten in Berlin-Karlshorst wenden, dass meine Angelegenheit überprüft werde. Denn auch bei mir seien solche Berija-Methoden angewendet worden. So musste ich nach vorn, in die Verwaltung unter der Kirche kommen, und wurde zu Eyserich geführt, neben Meyer der andere Operativ. Eyserich hielt meinen Brief in der Hand und fragte mich, was ich mir dabei gedacht hätte. Ich wollte ihm erklären, wie die Herren aus der Sowjetunion in der Reinhardt-Villa am Kupfergraben in Berlin mit mir umgesprungen waren, aber er winkte ab und sagte, in Deutschland habe es keine Berija-Methoden gegeben. Sechzehn Tage Karzer!

Ich musste nicht ganz sechzehn Tage im Karzer sitzen. Schon am neunten der zehn Tage wurde ich unvermutet herausgeholt, und zwar durch Wachtmeister Schmidt, nach seinem Lieblings-Kraftwort „Caramba“ genannt. Der hatte uns am 17. Juni 1953, als die Bevölkerung der DDR den Aufstand probte, abends beim Zählappell gesagt: „Heide habtr aber vielleischt e Glick gehabt! De Leide draußn wolldn de Anschtdald schtirm'n un eich alle dotschlag'n!“

Diese Behauptung ließ sich allerdings nicht lange aufrechterhalten, denn noch in der nächsten Nacht wurde der ganze Ostflügel des Hauptgebäudes geleert und die Insassen auf die Säle verteilt. Dann wurden, mit abgerissenen Rangabzeichen, ganze Volkspolizei-Einheiten eingeliefert, die sich geweigert hatten, gegen die Aufständischen vorzugehen. Alt-Knastrologen mussten ihnen die Suppe auskellen. Daneben soll ein Vopo-Offizier gestanden haben, der überwachte, dass die Neueingelieferten am Suppenkübel niederknieten und laut sagten: „Ich bitte die Deutsche Demokratische Republik, den ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden, um einen Schlag Suppe!“

Der Koreaner

Hätte ich diese Geschichte „Schmahl“ betitelt, denn so hieß er wirklich mit bürgerlichem Namen, wüssten die meisten ehemaligen Bautzen-Häftlinge nichts damit anzufangen, denn unter diesem Namen kannte ihn kaum einer. Er hatte ein ostasiatisch geschnittenes Gesicht, das ihm Ähnlichkeit mit einem Koreaner gab, auch in der Farbe. Diesem Aussehen hatte er seinen Spitznamen zu verdan-

54 Lawrentij Berija, langjähriger Chef der sowjetischen Geheimpolizei und einer der wichtigsten Vollstrecker des stalinistischen Terrors wurde ein gutes halbes Jahr nach Stalins Tod am 23. Dezember 1953 zum Tode verurteilt und erschossen.

77

4284

Strafvollzugsanstalt Bautzen Bautzen, 4.5.1953

Dienststelle Ort und Datum

ork. 10.6.53

Hausstrafverfügung *Stef.*

1. Zu den Personalakten

2. Zur Eintragung in das Strafbuch Strafbuch Nr. 702

Tatbestand:

Mißbrauch der Schreiberlaubnis.

BStU
000016

Straftenor

Corbat, Hans 29.7.1926

Name, Vorname geb. am

6403

Gefangenen-Nr.

ist wegen Verstoßes gegen die Hausordnung gemäß § _____ Abs. _____ mit 16 Tagen

strengerer Haft u. 1x Paketsperre bestraft worden.

Art der Strafe und Strafmaß

Begründung:

Falsche Anschuldigung gegen das StF.

Diese Bestrafung ist dem - der Obengenannten am 9.7.53 durch den

VP. Hptm. Giffner bekanntgegeben worden.

Datum	Name
Strafe kann nicht angetreten werden <u>9.7.53</u>	<i>Giffner</i>
Strafe angetreten <u>9.7.53</u>	<i>Giffner</i>
Strafe beendet <u>25.8.53</u>	<i>Karlshel</i>
Strafbuch eingetr. <u>16.8.</u>	<i>Schmidt H. H. H.</i>
Bemerkungen	

(Karth)

Unterschrift, Dienstgrad und Dienststellung:
Stellvertr. Operativ
Volkspolizei-Überrat

Dok. 9: In einer „Hausstrafverfügung“ wurde die Bestrafung von Hans Corbat für den Inhalt seines Briefes an die Eltern festgehalten: „16 Tage strenger Arrest und 1x Paketsperre“.

ken. In Wirklichkeit war er aber ein regelrechter Volkspolizist.⁵⁵ Von den anderen Vopo-Bewachern unterschied er sich vor allem dadurch, dass er uns wie Menschen behandelte. Er zählte zu dem kleinen Kreis der „guten Deutschen“, zu dem auch Hornig gehörte. Der „Koreaner“ machte hauptsächlich Dienst im Haus 3. Wenn er da war, atmeten die Häftlinge auf, der Ablauf des täglichen Lebens normalisierte sich sichtlich. Hatte jemand ein Anliegen, welches anderen Vopos vorzutragen ein aussichtsloses Unterfangen war, dann ging er zum „Koreaner“, der half, wenn er irgend konnte.

Anfang September 1954 flog ein Ausbruchversuch auf. Ich kann nicht sagen, auf welche Art das Unternehmen ablaufen sollte, ich weiß auch nicht, ob jemand beim Buddeln, beim Kassiber-Schmuggeln oder bei sonst einem Unternehmen erwischt wurde. Fest steht, dass dieser Jemand nach bewährtem Raster in die Mangel genommen worden war und schließlich zusammenbrach und die Namen der Beteiligten nannte. Diese Gruppe wurde zunächst in Karzern abge-sondert und als Ausbrecher gekennzeichnet. Diese Kennzeichnung erfolgte dadurch, dass sie Häftlingsanzüge mit grellroten Biesen an den Hosen und entlang der Jackenärmel verpasst bekamen und außerdem dadurch, dass man ihnen mit grügelber Leuchtfarbe ein riesiges A, das über den ganzen Rücken ging, auf die Jacke malte. So markiert, mussten sie – ich glaube zwei Jahre lang – herumlaufen, den Schikanen der Vopos ausgeliefert.

Diese Gruppe suchte sich in ihrer anfänglichen Isolierung einen Sündenbock. Welche Rolle der Häftling Eberhard Zipperer in dem Kreise spielte, weiß ich nicht. Jedenfalls war er schließlich derjenige, auf den sich Hass- und wohl auch Rachegefühle der Gruppe konzentrierten. Um ihn zu schützen, musste man ihn irgendwo sicher unterbringen.⁵⁶ So kam er, ohne Tbc-krank zu sein, allein auf eine Zelle im Haus 3. Dort saß er und verlangte immer wieder, dass man ihm Papier bringe. Er schrieb „Meldungen“ an die Zuchthaus-Leitung, zuerst über zurückliegende „Vergehen“ von Mithäftlingen, dann machte er „Meldungen“ über Vopos. Sie hätten diesem oder jenem Knastrologen Vorteile gewährt, Kassiber transportiert, Alkohol mitgebracht und ähnliches. All das führte dazu, dass keiner mehr mit ihm sprach, weder Häftlinge noch Bewacher. Wenn Zipperer seinen „Spaziergang“ machte, gingen alle anderen Häftlinge auf den anderen Teil des Hofes vor dem Haus 3, so dass er seine Runden einsam, aber immer von einem Vopo bewacht, auf der Hälfte vor dem Zellenflügel drehte.

Eigentlich war es nur der „Koreaner“, der noch ab und zu an Zipperer ein aufmunterndes, freundliches Wort richtete. Er versuchte, ihm Mut zuzusprechen und sagte ihm, dass sich auch dieser Zustand eines Tages ändern werde. Dann werde er schon wieder von den anderen akzeptiert werden. Doch Zipperer verannte sich immer mehr in seinen Hass gegen die Welt.

55 Herbert Schmahl, Oberwachtmeister der Volkspolizei, geb. 28.09.1908, verheiratet, 2 Kinder, Mitglied der KPD seit 1928.

56 Eberhard Zipperer, geb. 12.6.1925, am 8.2.1950 von einem SMT wegen Spionage zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach den Unterlagen der Volkspolizei war es Z., der die Zusammenhänge des Ausbruchversuchs aufklärte und sich damit den Hass der übrigen Beteiligten zuzog.

Nachts hatte der Wachhabende in gewissen Zeitabständen die Runde zu machen und durch den „Spion“ in die Zellen hineinzuschauen. Dabei knipste er kurz das Licht an, denn die Lichtschalter der Zellen waren draußen auf dem Gang. Den Bewachern war es verboten, bei Nacht allein in eine Zelle zu gehen. Immer musste erst ein zweiter Wächter herangeholt werden, ehe die Zelle abgeschlossen werden durfte. In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober 1954 hatte der „Koreaner“ Dienst und machte seine Runde im Zellenflügel. So kam er auch an die Zelle, in der Zipperer für sich allein saß. Noch ehe er das Licht angeknipst hatte, sah er im fahlen Licht, das von außen durch das Fenster der Zelle schien, in der Fensteröffnung die Silhouette eines dort hängenden Menschen. Blitzschnell schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass Zipperer in seiner Verzweiflung mit seinem verpfuschten Leben Schluss gemacht haben könnte. Nächster Gedanke: Vielleicht ist noch etwas zu retten. Ohne zu überlegen und an seine Vorschriften zu denken, schloss er die Zelle auf, ging um den Tisch herum, den Zipperer anscheinend beim Klettern auf das Fenstersims umgestoßen hatte, und wollte ihn abschneiden. Doch schon sauste etwas mit voller Wucht auf seinen Kopf herab. Er brach sofort zusammen, konnte aber noch Schreie ausstoßen. Währenddessen war man in den umliegenden Zellen aufgewacht, denn die Schreie waren gehört worden. Die Häftlinge der gegenüberliegenden Zelle konnten durch das winzige Loch, das sich in der Mitte jedes Spion-Deckels befindet, undeutlich erkennen, was dort vorging. Sie stürzten sofort an das Fenster, öffneten und riefen hinaus in die Nacht: „Hilfe! Hier wird ein Polizist ermordet!“ Sie riefen immer wieder, bis ihr Ruf auf einem der an der Mauer angebrachten so genannten Starenkästen, einer Art Beobachtungskanzel, gehört und telefonisch weitergeleitet wurde.

Währenddessen schlug Zipperer immer wieder in blindwütigem Sadismus auf den sterbenden „Koreaner“ ein. Er zertrümmerte ihm den Schädel und fügte ihm schwere Schnittverletzungen, unter anderem an der Schläfenschlagader, zu. Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis ein aus mehreren Vopos bestehendes Kommando angestürmt kam. Es traf Zipperer auf dem Weg zum Erdgeschoss bei dem Versuch zu flüchten. Was er getan hatte, war jene Art von Häftlings-Selbstmord, von dem jeder Langfristige einmal träumt: aus dem Leben scheiden, aber einen der verhassten Anderen mitnehmen.⁵⁷

Die Hilfe kam zu spät. Der „Koreaner“ war schon tot. Sie legten Zipperer, der keinen Widerstand leistete, Handschellen an und banden ihn an einem Heizkörper weiter hinten im ersten Stock fest. Da kein anderer Arzt in der Nähe war, wurde der Knastrologe Dr. Teuber aus seiner Zelle geholt. Er war es, der den Tod

57 Nach den Ermittlungen der Volkspolizei hatte Zipperer den Entschluss gefasst, Selbstmord durch Erhängen vorzutauschen, um dabei eine Gelegenheit zur Flucht zu finden. Bis zur Tat hatte er bereits mehrere Selbstmordversuche unternommen. Schmahl betrat entgegen den Vorschriften allein die Zelle und wollte den vermutlich Erhängten aus der Schlinge nehmen. Zipperer schlug mit einem Wassertonkrug, der sich in der Zelle befand, auf Schmahl ein. Nach dem Mord erklärte die Volkspolizei die Tat mit einer „bestimmten versöhnlichen Einstellung“ Schmahls gegenüber den Gefangenen. Zipperer wurde am 23. November 1954 vom Bezirksgericht Dresden zum Tode verurteilt. Das Oberste Gericht der DDR lehnte ein Berufungsbegehren am 17. Dezember 1954 ab. Am 10. März 1955, nach Ablehnung seines Gnadengesuchs, wurde Zipperer am Münchner Platz in Dresden hingerichtet.

F ü h r u n g s b e r i c h t
- - - - -

C o r b a t , Hans, Günter
geb. am 29. Juli 1926 in Berlin-Lichtenberg
Familienstand: ledig
Beruf vor der Haft: Kultur- u. Pressereferent
Hauptsächlich ausgeübte Tätigkeit während der Haft:
Hausarbeiten
Vater: Christoph Corbat
Berlin-Lichtenberg, Siegfriedstr. 210 a
Verurteilt vom SMV Berlin-Lichtenberg am 3. April 1946
Az.: 11002
Strafmaß: 20 Jahre Freiheitsentzug
Straftat: Spionage

C o r b a t ist gesund und voll arbeitsfähig. Zur Zeit führt er Hausarbeiten aus.
Wegen Mißbrauch der Schreibexlaubnis wurde C. 1953 mit 16 Tagen Arrest und Paketperre bestraft.
Seine Führung hat sich seit dieser Zeit gebessert.
C. bekennt sich nicht schuldig. Er versucht, durch schöne Worte seine Tat zu bagatellisieren.

Unserer Entwicklung steht er feinselig gegenüber. Er liest Literatur und Tagespresse, hat aber für Politik kein Interesse. Aus seiner Vergangenheit hat er noch keine Schlußfolgerungen gezogen.

C. hat die Absicht, nach seiner Entlassung eine Schauspielschule zu besuchen.

Leiter der Strafvollzugsanstalt Bautzen

(S c h u s t e r)

Volkspolizei - Kommandeur

Dok. 10: In einem Führungsbericht hält der Leiter der Strafvollzugsanstalt Bautzen zu Hans Corbat fest: „Unserer Entwicklung steht er feinselig (sic!) gegenüber.“ Das wäre auch im Original ein schöner Titel für diesen Bericht gewesen, doch würden die meisten Leser wohl zunächst an einen Satzfehler des Buchdruckers denken.

des Koreaners verbindlich feststellte. Der Leichnam wurde abtransportiert und Zipperer mit hinübergeführt in das Haus 1, den Kreuzbau, wo er im Westflügel in eine Karzerrzelle gesperrt wurde. Der Prozess gegen Zipperer fand in Dresden statt. Auch der Knastrologe Dr. Teuber musste als Zeuge dort aussagen. Dann, einige Zeit später, musste er noch einmal nach Dresden: Er hatte als Zeuge bei Zipperers Hinrichtung zugegen zu sein. Alle Knastrologen, die den Koreaner gekannt hatten, waren nach dieser Bluttat Zipperers schockiert und trauerten ehrlich. Kein böses Wort konnte ihm nachgesagt werden. Und es war ganz seltsam:

Wider Erwarten erfolgte, obwohl dieser Mord ein unerhörter Vorgang war, keine Repressalie gegen andere Häftlinge. Das Knastleben ging danach genauso weiter wie vorher.

Der „Koreaner“ hatte früher der Neuapostolischen Kirche angehört, der auch ich angehöre. Jahre nach meiner Entlassung lernte ich seine Frau im Hause meiner Schwiegermutter in Leipzig kennen. Es war ein Trost für sie, dass ich ihr bescheinigen konnte, dass ihr Mann zu den Beliebten unter unseren im Großen und Ganzen verhassten Bewachern gehört hatte.

Entlassung

Am 31. März 1956 wurde ich aus dem Gelben Elend zu Bautzen entlassen. Nachdem ich neuneinhalb Jahre von 20 Jahren Freiheitsentzug abgesehen hatte, wurde mir mitgeteilt, dass ich durch den greisen Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, zu zehn Jahren Freiheitsentzug „begnadigt“ worden sei. Das war wie vieles andere auch eine Lüge, denn die Verkürzung des Strafmaßes auf die Hälfte war von einer sowjetischen Kommission beschlossen worden. Nicht, dass gesagt worden wäre: Mehr als zwei Drittel deiner Strafe hast du hinter dir, also gehst du gleich nach Hause. Nein, man sprach von Gnade, die man in Wirklichkeit aber gar nicht kannte.

Schon im Juli 1955 war Unruhe unter die Gefangenen gekommen. Es wurden wieder einmal Namen aufgerufen, als ginge es zu einer Entlassungsaktion. Während es dabei aber immer hieß: „Mit allen Sachen!“, wurde in diesem Fall gesagt: „Kommen Sie so, wie Sie gerade sind!“ Das ständig scharf kombinierende Knastrologengehirn schloss daraus sofort, dass es sich dieses Mal um etwas Anderes, Neues handeln müsse, was es so noch nie gegeben hatte. Jedenfalls nicht im Gelben Elend.

Da ich bei den bisherigen Entlassungen nie aufgerufen worden war, wurde ich nun als einer der ersten geholt. Ich war damals als halbwegs genesener Tbc-Kranker im Haus II untergebracht und tat in der dorthin verlegten Anstaltsbibliothek Dienst. Ich wurde zusammen mit noch einigen anderen Häftlingen hinüber zum Haus I, dem Kreuzbau, geführt. Unter der Kirche befand sich die Verwaltung des Gelben Elends. Die Bauweise war dem übrigen Teil der Anstalt angepasst, ein Korridor, an dem rechts und links Zellen lagen. In diesem Fall waren die „Zellen“ natürlich richtige Bürozimmer, wenn auch mit Gittern vor den großen Fenstern. Auf dem Flur standen bereits einige andere Knastrologen, einige kannte ich, andere waren mir fremd. Auf ihren Gesichtern lag, wenn man so will, ein Achselzucken, denn keiner hatte auch nur die geringste Ahnung, was hier mit uns geschehen sollte. Es war nur ein einziger Vopo anwesend, der sich verhältnismäßig ruhig benahm und uns miteinander reden ließ. Das allein deutete schon darauf hin, dass uns nichts Unangenehmes bevorstand. Immer mehr Gefangene wurden aus allen Teilen der Anstalt herbeigeführt, dann ging es plötzlich los.

Aus einem Zimmer kam ein anderer Vopo, der eine Liste in der Hand hielt und erst einmal laut „Ruhe!“ plärrte. Dann erklärte er mit weiterhin lauter Stimme: „Wer jetzt aufgerufen wird, stellt sich hier vorne in der aufgerufenen Reihenfolge auf und tritt dann einzeln in dieses Zimmer. Wenn einer wieder rauskommt, kann der nächste eintreten. So, der Erste kann anfangen!“ Es ging nicht nach dem Alphabet. Der erste „Patient“ kam nach ungefähr drei bis vier Minuten wieder heraus, und als sich die Tür hinter dem nächsten geschlossen hatte, rief er: „Strafmaß von 25 auf 8 Jahre herabgesetzt!“ Ein Seufzer ging durch die Menge, teils aus Erleichterung, teils auch aus Enttäuschung, denn so mancher hatte an eine unmittelbar bevorstehende Amnestie für uns alle geglaubt. Dann war ich an der Reihe. Ich betrat einen stark verqualmten Raum. Vor dessen Fenster stand ein langer Tisch, hinter dem etwa sieben Vopos saßen, in ihrer Mitte der Operativ Meyer, an und für sich von allen wegen seiner Hinterfotzigkeit gefürchtet, heute aber die Freundlichkeit selbst. Ich meldete mich zackig, wie es die Herren erfahrungsgemäß liebten: „Strafgefangener Corbat meldet sich zur Stelle!“ Meyer lächelte sein breites Lächeln, das sonst nichts Gutes verhieß. „Sagen sie uns doch mal, zu wie viel Jahren sie aus welchem Grund verurteilt worden sind.“ „Zwanzig Jahre wegen Spionage und antisowjetischer Propaganda!“, schmetterte ich mit forcierter Lautstärke zurück. Ob meiner Zackigkeit wurde Meyers Grinsen immer breiter. „Wilhelm Pieck, der Präsident der Deutschen Demokratischen Republik, hat Ihr Strafmaß von zwanzig auf zehn Jahre herabgesetzt. Sie wurden am 3. April 1946 verhaftet, ihr Entlassungstag ist somit nunmehr der 2. April 1956.“ Er sah mich an, dann schob er mir einen vorbereiteten Beleg hin und sagte: „Unterschreiben Sie mal dies hier!“ Ich tat es. „Wollen sie Ihren Angehörigen einen Sonderbrief schreiben?“ „Ja!“, sagte ich. Dann übergab er mir das Formular eines 15-Zeilen-Briefes. Ich durfte gehen. Es war bereits dunkel geworden, als ich in meine Zelle eingeschlossen wurde. Nachdem Kurt Schreckenbach auf Transport gegangen war, bewohnte ich sie allein.

Am nächsten Morgen schrieb ich einen 15-Zeilen-Brief an meine Eltern in Berlin. Dann begannen die Vorbereitungen und Berechnungen. Der 2. April 1956 fiel auf einen Sonnabend. Nicht etwa auf einen ganz gewöhnlichen Sonnabend, sondern auf den Sonnabend vor Ostern oder, wie der Volksmund so schön sagt, Ostersonnabend. Er lag als einzelner Werktag zwischen dem Karfreitag und dem Auferstehungstag, zwei wichtigen christlichen Feiertagen. Was mochte das in den Augen der atheistischen Vopos bedeuten? Nach einigen Monaten waren alle als weise geltenden Knastrologen übereinstimmend zu der Überzeugung gelangt, dass die Vopos, obwohl die Feiertage des Kirchenjahres für sie nicht galten, zu faul sein würden, zwischen den beiden Feiertagen zu arbeiten und eine Entlassung zu machen, und dass die Entlassung deshalb bereits am Tage vor Karfreitag, dem Gründonnerstag, erfolgen werde. Auf diese Diagnose verließ ich mich und schlief getrost dem großen Tag entgegen.

Etwa vier Wochen vor dem Termin wurde ich wieder allein nach „vorn“ gerufen. In der Nähe der Zentrale des Kreuzbaus saßen ein paar Mithäftlinge unter der Bewachung eines Vopos. „Sind Sie nicht der Bücherwurm?“, fragte er mich. Nachdem ich dies bejaht hatte, hakte er nach: „Was wollen Sie denn bei dem

Himmelskomiker?“ Aber bevor ich antworten konnte, öffnete sich eine Tür und der Anstaltspfarrer Mund⁵⁸ kam heraus und führte mich in sein Amtszimmer. Viele Gefangenen hatten zu diesem Geistlichen kein besonderes Vertrauen, denn er trug die Uniform eines Volkspolizei-Oberrats, sofern er nicht in der Kirche im Talar seines Amtes waltete. Es kam zu etwa folgendem Gespräch:

„Sie leiten doch die Anstaltsbücherei?“

„Ja, seit kurzem, aber ich habe schon über ein Jahr zuvor als Mitarbeiter des damaligen Leiters darin gearbeitet.“

„Haben Sie in der Bücherei auch Bibeln?“

„Ja, etwa 100 Exemplare, die einmal vor meiner Zeit und auch schon, bevor ein fester Anstaltsgeistlicher eingesetzt wurde, von einem evangelischen Landesbischof mitgebracht wurden, der in der Kirche einen Weihnachtsgottesdienst gehalten hat.“

„Haben Sie Schwierigkeiten, die Bibeln an Gefangene auszugeben, die welche haben wollen?“

„Nein, Bibeln können von Gefangenen bestellt und von mir auch ausgegeben werden. Ausgenommen sind nur die so genannten Zeugen Jehovas. Die dürfen keine bekommen.“

„So“, sagte Pfarrer Mund, „das ist ja interessant. Und wie erkennen Sie die Zeugen?“

„Sie kommen nicht selbst zu mir in die Bücherei, denn die Bücher werden saal- und etagenweise abgeholt. Auf Sälen und Etagen gibt es verantwortliche Bücherverteiler, die kennen ihre Zeugen Jehovas und gehen entsprechend mit ihnen um. Aber ich habe ihnen gewissermaßen einen Tipp gegeben, so dass auch die Zeugen eine Bibel bekommen konnten.“

„Und wie geht das?“, fragte der Anstaltspfarrer. Sein gütiges Gesicht hatte auf mich eine so beruhigende Wirkung, dass ich vertrauensselig wurde. Ich erzählte drauf los, ohne daran zu denken, dass ich mich in Teufels Küche bringen könnte, und Mund hörte sehr interessiert zu.

„Die Zeugen Jehovas bekannten sich in einer Weise zu ihrem Glauben, die man zuweilen als aufmüpfig bezeichnen konnte. Sogar auf gewisse Speisen, die nicht mit ihrem Glauben zu vereinbaren waren, verzichteten sie demonstrativ, in erster Linie auf Blutwurst. Blut in jeder Form ist den Zeugen Jehovas verboten, auch in Form von Blutwurst. Darum ließen sie beispielsweise ihre Blutwurstportionen, die es recht oft gab, vor der Zellentür stehen, obwohl das Essen nie sehr reichlich war. Es gab niemals Zellen, die nur mit Zeugen Jehovas belegt waren. Die Zellen, ursprünglich für eine Person vorgesehen, waren prinzipiell mit vier Häftlingen belegt und wenn darunter Zeugen Jehovas waren, dann höchstens zwei. Ich schlug den Zelleninsassen vor, dass sie doch einen Tausch machen konnten: Die Nichtzeugen könnten die Blutwurst, die für die Zeugen

58 Hans-Joachim Mund (1914–1986), Mitglied der „Hochkirchlichen Vereinigung“, die eine Überwindung der kirchlichen Gegensätze in der Ökumene anstrebt. 1949 SED-Mitglied, 1950–1956 als „Oberrat der Volkspolizei“ Gefängnispfarrer in Bautzen, Hoheneck, Brandenburg, Untermaßfeld und Torgau, später Abwendung vom DDR-Sozialismus, 1959 Flucht aus der DDR, 1970–1985 Vorsitzender der „Hochkirchlichen Vereinigung“.

bestimmt war, mit hereinnehmen und dafür bei der nächsten Buchbestellung für sich eine Bibel anfordern, die sie nun ohne jede Gefahr an die Zeugen in der Zelle oder im betreffenden Saal weiter verleihen konnten. Diese Methode setzte sich durch und war für beide Seiten ersprießlich.“ Pfarrer Mund hatte interessiert zugehört. Nun fragte er: „Ist es auch schon einmal vorgekommen, dass Bücher wegen ihres kirchlichen Charakters beschlagnahmt worden sind?“ „Ja, ein katholischer Bischof, der ebenfalls in der Anstaltskirche eine Weihnachtmesse gehalten hatte, brachte 120 Gesang- und Gebetbücher mit, die den Titel „Der Volksschott“ trugen. Sie wurden eines Tages ohne jegliche Vorankündigung abgeholt. Niemand hat diese Beschlagnahmeaktion begründet, einfach abgeholt und weg!“ „Sie werden doch demnächst entlassen?“, fragte der Pfarrer weiter. „Darf ich fragen, wohin es gehen soll? Bleiben Sie in der DDR?“ „Ja“, sagte ich, „ich gehe nach Berlin-Lichtenberg zu meinen Eltern“, was der Wahrheit entsprach. Welche Pläne ich in meinem Hinterkopf für die weitere Zukunft hegte, musste ich ja dem Pfarrer nicht gleich erklären. Er bot mir an, dass er wegen dieser Volksschott-Sache draußen an mich schreiben wolle, worauf wir uns einmal zusammensetzen könnten. Ehrlichen Herzens sagte ich zu. Dann war die Audienz beendet. Vor der Tür nahm mich ein Wachtmeister in Empfang und führte mich hinüber zum Haus II. Dabei stellte er mir allerlei merkwürdige Fragen hinsichtlich des Buchbestandes. Das kam mir recht merkwürdig vor, und so hielt ich mich nach dem wichtigen Knastmotto „Holzauge, sei wachsam!“ mit Antworten zurück.

Inzwischen kamen immer mehr Leidensgefährten zu mir, die von meiner bevorstehenden Entlassung gehört hatten. Ich sollte Grüße an ihre Angehörigen mitnehmen. Manche baten mich sogar, einen Brief an diese mitzunehmen, was ich aber jedes Mal sofort ablehnte. Man wusste ja nie, wie intensiv man beim endgültigen Verlassen der Anstalt gefilzt würde und welche Konsequenzen ein solcher Fund hätte. Noch ein paar Jahre an die nun endlich endenden zehn Jahre anzuhängen, war eine grauenhafte Vorstellung. Von all den vielen Aufträgen, die ich erhielt und unverbindlich annahm, konnte ich mir nur einige wenige Adressen merken. Mehr war einfach nicht drin.

Schließlich waren es nur noch etwa 14 Tage bis zur Entlassung. Es kam zu rührenden Abschiedszenen mit denen, die zurückbleiben mussten, zum Beispiel mit Jochen Reinke und Herbert Rusch. Beide waren neuapostolisch und standen mir aus diesem Grunde besonders nahe. Sie arbeiteten im Hauptkrankenhaus, Jochen als Arzthelfer, denn er gehörte zu der Gruppe der Rostocker Medizinstudenten, die sich überall, wo sie nur konnten, verdient machten. Er hatte Herbert ins Krankenhaus geholt und als Pfleger eingesetzt, als der er sich ganz hervorragend bewährte.

Zunächst kam ich in die „Schleuse“, die Zellen für die Entlassungskandidaten. Es gab sie nur für die „Politischen“, die aus kriminellen Gründen inhaftierten Entlassungskandidaten wurden direkt aus ihren Haftzellen zur Entlassung gebracht. Die „Schleuse“ war außer für Vopos nur für ausgesuchte und als DDR-treu geltende Kalfaktoren zugänglich. Die Filzung vor Einzug in diese Abteilung war bereits so gründlich, dass von hinauszuschmuggelnden Zetteln oder ande-

ren Dingen nichts mehr übrig geblieben wäre, wenn man derartiges noch dabei gehabt hätte. Die Zellentüren standen offen, aber damals war ich dort allein, so dass es die Möglichkeit zu Gesprächen mit anderen Häftlingen nicht gab. Die Vopos hätten diese Station auf wenige Tage begrenzen können, doch sie rechneten sich aus, dass zumindest einige der eingepprägten Adressen für draußen in den vierzehn Tagen im Gedächtnis verloren gehen würden. Damit hatten sie nicht ganz Unrecht.

Der 29. März 1956 kam, Gründonnerstag. Es war der Tag, für den die weisen Knastrologen die Entlassung vorausgesagt hatten. Doch siehe, der Tag kam und verging, ohne dass irgendetwas geschah. Pech gehabt! Der Karfreitag verging schleppend. Die Nacht vom Karfreitag zum Ostersonnabend war insofern recht angenehm, als ich nun ohne Wenn und Aber wusste, dass sie endgültig die letzte für mich im Gelben Elend sein würde. Nach dem Frühstück am Ostersonnabend ging es zur Effektenkammer, wo die Knastklamotten abgegeben werden mussten. Dafür empfang ich einen neuen Anzug mit Oberhemd und ein Paar Schuhe. Meine Sachen, mit denen ich vor genau zehn Jahren verhaftet worden war, hatte ich gut fünf Jahre ununterbrochen am Leibe getragen. Als ich sie gegen die Anstaltskleidung eintauschen musste, war es wirklich höchste Zeit, denn länger hätten sie es nicht mehr mitgemacht. Außer der Kleidung erhielt ich einige Fotos, die mir meine Angehörigen geschickt hatten, damit ich nicht vergaß, wie sie aussahen. Diese Fotos durften wir nicht ständig bei uns tragen. Halbjährlich wurden sie für drei oder vier Tage auf Antrag ausgegeben und mussten hinterher wieder zu den „Effekten“, jenen Besitztümern, welche die Gefangenen zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung bei sich trugen. Mein Gedichtband von Joachim Ringelnatz war nicht dabei. Man hatte ihn wohl nicht als Wertgegenstand eingestuft. Maul halten und durch! Nur nicht am letzten Tag noch Streit anfangen. Maul halten! Die Grundregel, mit der man unter Umständen sogar unbeschadet durch den Sozialismus kommen konnte. Noch einmal duschen und dann zur Küche, wo ich ein umfangreiches Proviantpaket erhielt. Seinen Inhalt habe ich nie gesehen, denn als ich ins Hauptkrankenhaus zur ärztlichen Untersuchung ging, stand Herbert Rusch am Wege, ein Mann von über 1,80 m, der immer noch etwas mehr Hunger hatte als wir Normalwüchsigen. Ich drückte ihm das Päckchen in die Hand. Tschüss! Mach's gut!

In der Zahlmeisterei erhielt ich 70 Ost-Mark von dem auf meinem Konto angesparten Bibliothekarsgehalt von 50 Pfennig pro Tag und dazu eine Fahrkarte nach Berlin-Ostbahnhof. Letzte Station innerhalb der Anstalt: Erwin Meyer, der Operativ. Er tut so, als wären wir beide bereits seit Jahren beste Kumpels und politisch auf einer Linie. Ich solle mich so schnell wie möglich bei meiner Heimatbehörde melden, es sei alles auf meinen Empfang vorbereitet. Meine Tat sei gesühnt, in der DDR sei ich nun wieder ein normaler Bürger. Diejenigen, die ihr Heil im Westen suchten, fänden dort weiter nichts als Stahlhelm und Karabiner. Da ich ja nach Berlin-Lichtenberg, einem zur Hauptstadt der DDR gehörenden Bezirk, gehe, sei er beruhigt, dass ich angesichts der Realität in der DDR schon den richtigen Weg finden werde. Er schloss mit den Worten: „Machen Sie's gut in der Freiheit. Wir wollen uns doch hier nicht wiedersehen!“ Dabei übergab er



Abb. 15: Herr und Frau Hochmuth zu Besuch bei Hans Corbat. 1956.

mir zwei postkartengroße Papiere. Das eine war der Entlassungsschein, das andere eine Bestätigung über die Aufrechterhaltung meiner Rentenanwartschaft. Aus ihr ging hervor, dass meine Haftzeit vom 3. April 1946 bis zum 31. März 1956 gedauert hatte. An diesem Tage wurde ich in die Freiheit hinausgestoßen, da der eigentliche Entlassungstermin bei einer Strafe von zehn Jahren der 2. April 1956 war, Ostermontag.

Dann führte mich Meyer zur Tür seines von allen Häftlingen so gefürchteten Zimmers. Auf dem Flur nahm mich ein Vopo in Empfang, und schob mit mir in Richtung Torhaus ab. Dort fanden wir bereits zwei andere Entlassungskandidaten vor, „Knackis“, wie die Kriminellen sich selbst nannten, schon allein wegen des höheren Ansehens, das sie im Justizwesen der DDR gegenüber uns „Politischen“ besaßen. Jetzt kam also der entscheidende Moment. Unter den in der Anstalt herumschwirrenden Lokusparolen gab es eine sehr furchterregende, die besagte, dass es schon einmal vorkommen könne, dass die Staatssicherheit bei der Entlassung vor der Tür stehe. Sie würde den von den Sowjets bestrafte Häftling umgehend erneut verhaften, weil das Vaterland der Arbeiter und Bauern noch irgendetwas mit dem Betreffenden abzumachen hatte. So erschrak ich gewaltig, als der Leiter der Torwache plötzlich fragte: „Wer von Ihnen ist Corbat?“ Bums, da hatten wir den Salat! Ich meldete mich, denn für eine Flucht war ich noch nicht weit genug draußen. Die beiden Knackis durften ihres Weges ziehen und mir wurde ein Platz auf einer Bank angewiesen. Dann ging ein Vopo vor die Tür und rief einem in einer gewissen Entfernung stehenden Mann zu: „So, jetzt können Sie ihn abholen!“ Als der Mann näher kam, erkannte ich, dass es sich kaum um einen Stasi-Mann handeln konnte, denn dazu war er viel zu alt.

Der Vopo gab mir einen leichten Schubs und sagte: „Na, Sie kennen sich ja!“, worauf ich sofort so tat, als käme ein alter Bekannter auf mich zu. Wir umarmten uns freudig, obwohl ich überhaupt keine Ahnung hatte, mit wem ich das Vergnügen hatte. Dabei flüsterte der Mann mir zu: „Komm erst einmal ein Stück weg von hier!“ Er hakte mich unter, redete zunächst einmal über das Wetter und bestellte Grüße von meinen Eltern. Wer war dieser Mann?

Drei oder vier Mal hatten meine Eltern mich in Bautzen besuchen können, immer nur ein Elternteil selbstverständlich. Mehrere Besuchsanträge waren auch abgelehnt worden, denn zeitweise galten „Spione“ als nicht besuchswürdig. Aber selbst wenn nur der Vater oder die Mutter die Erlaubnis erhielten, fuhren dennoch beide nach Bautzen. Man wusste ja schließlich nie, was dort auf einen zukam. Die Fahrten waren bereits ein Abenteuer für sich, denn Angehörige von Gefangenen, die am gleichen Tage dorthin fuhren, erkannten sich oft. Sie sahen sich an und fragten nur „Bautzen?“ Schon war durch ein Nicken die Verbindung hergestellt. Es gab für meine Eltern eine Anlaufstelle in Bautzen, das war das Ehepaar Hochmuth. Paul Hochmuth war der frühere Vorsteher der Neupostolischen Gemeinde von Bautzen, schon im Ruhestand. Er lebte mit seiner Frau in einer kleinen Wohnung, die etwa gleich weit vom Gelben Elend wie vom Bahnhof Bautzen entfernt lag. Ihr Haus hatte bald unter Glaubensgenossen den Ruf eines rechten Bethanien.⁵⁹ So lernten meine Eltern dort alle Angehörigen der in Bautzen einsitzenden neupostolischen politischen Gefangenen kennen. Während einer ihrer Besuche, kurz nach der Übernahme der Haftanstalt durch die Vopos, erkannten meine Eltern im Zug einen Herrn als Bautzenfahrer, der ebenfalls in Lichtenberg zugestiegen war. Dieser Herr hieß Kleinniessen und hatte ebenfalls seit Jahren einen Sohn im Gelben Elend. Selbstverständlich nahm „Vater Hochmuth“, der meine Eltern am Bahnhof abholte, auch Herrn Kleinniessen mit in sein Heim. Im Laufe der Gespräche vor und nach dem Besuch in der Anstalt erklärte sich Vater Hochmuth bereit, uns im Falle unserer Entlassung vom Tor des Gefängnisses abzuholen.

Er war es, mit dem ich nun „frohgemut“ durch die grauen Straßen Bautzens ging. Er fragte mich, ob ich irgendetwas ganz besonders brauchte. Ich erzählte ihm von den Fotos und den 70 Mark, die ich lose und ungeschützt in der Tasche trug. Dafür hätte ich gern so etwas wie eine Briefftasche. In der Nähe eines Platzes, der Holzmarkt hieß, gab es einen kleinen Laden für Leder- und Lederersatzwaren. Dort ging er mit mir hinein, und ich trug der älteren Frau, die dort als Verkäuferin arbeitete, meinen Wunsch vor. Tatsächlich hatte sie eine sogar sehr billige Briefftasche aus irgendeinem Ersatzstoff. Einpacken? Nein, nicht nötig, ich nehme sie gleich in Betrieb. Vater Hochmuth sprach zu der Frau: „Der junge Mann hat heute einen ganz großen Tag. Er kommt nämlich nach zehn Jahren aus dem Gelben Elend!“ Ich dachte, die Frau wird nicht wieder. Sie fing an zu weinen und schrie: „Diese Schweine! Oh, diese Schweine! Ist denn das möglich?“ Ich versuchte sie zu beruhigen, denn ich wollte nicht, dass sie meinewe-

59 Biblische Ortsbezeichnung, hier im Sinne eines Heims, das Gäste freundlich aufnimmt.

gen Ärger bekam. „Es ist ja für mich vorbei. Passen Sie bitte auf sich auf, damit es für Sie nicht anfängt.“

Nach einer Viertelstunde Fußweges kamen wir bei Mutter Hochmuth an. Meine Eltern, die selbst nicht kommen konnten, weil beide noch arbeiteten, hatten für die Gestaltung der kleinen Begrüßungsfeier unter sechs Augen ein Pfund echten Bohnenkaffee, der wiederum von West-Berliner Verwandten stammte, geschickt. Vater Hochmuth sprach ein inniges Gebet, Dank für die Bewahrung durch Gott, die daran zu erkennen war, dass ich nach zehn Jahren dort wieder herauskam, wo Tausende meiner Leidensgefährten ihr Leben verloren hatten, derer er ebenfalls gedachte. Mutter Hochmuth hatte einen Kuchen gebacken. Der Kaffee, ach du liebe Zeit, der Kaffee! So ein ganz fremder Geschmack, und sofort fing das Herz an, den Hals hoch zu klopfen. Vater Hochmuth zeigte mir einen Brief der Anstaltsleitung, der meine Entlassung ankündigte und ihm anheimstellte, mich am Torhaus abzuholen. Man bezog sich darin auf den fünf Jahre alten Brief, den er wegen meiner Entlassung und der von Olaf Kleinniessen an die Anstaltsleitung geschrieben hatte.

Doch es blieb nicht viel Zeit für Kaffee und Kuchen, denn wir mussten zum Zug. Vater Hochmuth führte mich durch die Stadt zum Bahnhof, denn ich sollte noch etwas von ihrer schönen Seite mitbekommen. Er nannte das an Türmen reiche Bautzen stolz das „sächsische Nürnberg“. Auf dem Weg kamen wir an einer Buchhandlung vorbei. Ich dachte an die lange Bahnfahrt, die vor mir lag. Sicher würde ich dabei auch mit Leuten in einem Abteil sitzen und vielleicht sogar in Gespräche verwickelt werden. Um mich leichter abkapseln zu können, wollte ich mir noch ein Buch mitnehmen, ein möglichst unpolitisches. Da sah ich Immermanns „Oberhof“ aus dem Aufbau-Verlag. Das hatten wir auch in der Anstalt aus der alten Vorkriegs-Bücherei. Es war ein Buch, das ich in meiner Eigenschaft als Büchereileiter immer gern lesen wollte, doch immer wieder kamen Leute dazwischen, die es mir abbettelten. Hier lag es nun, und ich nahm es mit. Dadurch ging etwas mehr Zeit verloren als zunächst geplant, und am Bahnhof hatten wir kaum noch Zeit, uns würdig voneinander zu verabschieden. Der Personenzug aus Görlitz, der mich nach Dresden bringen sollte, wo ich nach Berlin umsteigen musste, stand schon bereit. Vater Hochmuth half mir hinein und knallte die Tür zu.

Ich setzte mich an ein Fenster. Glücklicherweise waren die anderen drei Sitzplätze in diesem Abteil frei. So konnte ich ungestört lesen. Nur in der Sitzgruppe gegenüber saß ein aufgekratztes Völkchen, das sich mächtig amüsierte. Ich kam bald dahinter, dass es um ihre Fahrkarten ging. Offensichtlich wollten sie nach Karl-Marx-Stadt⁶⁰ fahren. Aber auf den Fahrkarten stand noch immer Chemnitz. Das war ihnen Grund ewiger Freuden und Quell unendlicher Witzeleien. Ich vermutete in ihnen natürlich eine Gruppe von auf mich angesetzten Stasi-Spitzeln, die darauf warteten, dass ich das Maul zu einem Grinsen verzog, um sofort mit mir nach Bautzen umzukehren. Erst später fiel mir ein, dass sie ja bereits dort gegessen hatten, als ich einstieg. Wahrscheinlich glaubten sie ihrer-

60 Chemnitz war 1953 in Karl-Marx-Stadt umbenannt worden.

seits, dass ich einer der humorlosen SED-Bonzen war, dem der Grund ihrer Fröhlichkeit Anlass zu besonderem Ärger war.

Der Zug näherte sich Dresden und hielt dabei an unendlich vielen Stationen. Jedenfalls kam es mir so vor. Jedes Mal bestand die Möglichkeit, dass irgendjemand zustieg und sich ausgerechnet zu mir setzte. Das bedeutete immer die Gefahr eines Gesprächs, bei dem ich mich hätte verplappern können. Ich sah mich überall von Spitzeln umgeben, die mich wieder ins Gelbe Elend zurückbringen wollten. Viele Leute warteten auf den Zug nach Berlin. Wie konnte ich auch in diesem Zug zu engen Kontakt mit ihnen vermeiden? Schließlich entdeckte ich irgendwo ein Schild, auf dem „Nachlöseschalter“ stand. Dies brachte mich auf die Idee, meine 70 Mark anzureißen und mir eine Zuschlagkarte für die 1. Klasse zu kaufen. Tatsächlich kam ich mit diesem Trick zu einem ganzen Abteil für mich allein, diesmal sogar mit Tür und gepolsterten Sitzen. Als der Zug abfuhr, begann es draußen schummerig zu werden. Ich wollte zwar aus dem Fenster schauen und die Gegend betrachten, aber nach all den Ereignissen dieses Tages machte sich doch eine gewisse Müdigkeit bemerkbar. Schließlich hatte mein Tagesablauf bis dahin einer monoton tickenden Uhr geglichen. Der Zug fuhr bei den meisten Stationen durch. Er war so schnell, dass ich ihre Namen kaum entziffern konnte. So döste ich immer wieder ein und dankte Gott, dass keine weitere Person sich bei mir niederließ.

Plötzlich öffnete sich die Abteiltür. Im bläulichen gedämpften Licht sah ich einen uniformierten Vopo. Er knipste das hellere Abteillicht an und wartete einen Augenblick, bis er meinte, ich sei nun wach genug. „Ihren Ausweis, bitte!“ Ich kramte meine Brieftasche hervor. „Ich habe keinen Ausweis, nur das hier!“, sagte ich und reichte ihm den Entlassungsschein und die Rentenbescheinigung. So etwas hatte der Vopo wohl noch nicht gesehen. Er vertiefte sich genau in die Papiere. Als er die Daten auf der Rentenbescheinigung las, erschrak er. „Was? Zehn Jahre?“ „Ja“, sagte ich, „zehn Jahre!“ Ihm schien klar zu werden, dass er es hier nicht mit irgendeinem Knacki zu tun hatte. Er gab mir meine Papiere zurück und fragte: „Na, da freuen Sie sich wohl, was?“ „Das können Sie aber glauben!“, antwortete ich, erstaunt über so viel Freundlichkeit von einem „DDR-Staatsorgan“. Während er rückwärts das Abteil verließ, tippte er kurz an seinen Mützenschirm und sagte: „Na dann, viel Glück!“ Verdutzt blieb ich zurück.

Es dauerte nun nicht mehr lange, da fuhr der Zug an beleuchteten S-Bahn-Stationen vorbei, auf deren Bahnsteigen Leute standen. Eine S-Bahn fuhr neben unserem Zug und beide bewegten sich mit etwa gleicher Geschwindigkeit. Ich sah in die Gesichter, die gleichgültig zu mir herüberschauten. Blöde Visagen, dachte ich. Und sie werden wohl Ähnliches gedacht haben. Der Zug fuhr in die große gewölbte Halle des mir noch aus der alten Zeit bekannten „Schlesischen Bahnhofs“ ein, der nun „Ostbahnhof“ hieß. Auf dem Bahnsteig gab es ein verwirrendes Gewühl vieler Menschen, ein großer Teil davon in irgendwelchen Uniformen. Ich fragte mich, ob mich wohl jemand abholen würde. Aber zur Not fände ich auch noch die S-Bahn, die nach Lichtenberg fährt, wo meine Eltern nun lebten. Ich fände mit Sicherheit auch das Oskar-Ziethen-Krankenhaus, in dem

ich geboren wurde, als es noch Hubertus-Krankenhaus hieß. Nun wohnten meine Eltern dort, und ich war schon sehr gespannt.

Auf dem Bahnsteig ging es recht unübersichtlich zu. Lauter unvertraute Figuren und Gesichter. Der Zug hielt, ich stieg aus und schaute mich etwas ratlos um. Jemand kam mit einem großen Blumenstrauß auf mich zu und umarmte mich. Kannte ich ihn aus meinem früheren Leben? Ein anderer, mit Locken auf dem Kopf, bahnte sich den Weg zu mir durch die Menge. Er blieb vor mir stehen, blickte mich an und fragte: „Issers?“ Und gab gleich selbst die Antwort: „Ja, er isstes!“ Nun erkannte ich ihn, es war Erwin Röseler aus Kaulsdorf. Während er mir aus dem Zug half, begann er mit dem anderen Arm zu winken. „Hierher! Hier isser!“ Er umarmte mich und rief: „Menschenskind, dass du wieder da bist! Menschenskind!“ Die Leute auf dem Bahnsteig schauten schon zu uns herüber und blieben stehen. Und nun kamen, so schnell sie konnten, von allen Seiten Verwandte und Bekannte heran. Nach und nach erkannte ich sie alle. Einige mit großen Blumensträußen, die nicht aus dem Osten waren. Schließlich umringten mich etwa 20 Personen, darunter meine Eltern, die etwas abseits standen und die Tränen nicht zurückhalten konnten.

Ich muss etwas verwegen ausgesehen haben, denn seit der Ankündigung durch Erwin Meyer, dass ich in neun Monaten entlassen werden sollte, hatte ich keinen „Friseur“ an meinen Schädel herangelassen. „Friseur“ wurden die in Bautzen dafür eingeteilten Kopfscherer genannt, die uns Häftlingen nach der Parole „Jede Bombe macht uns härter“ entweder mit handbetriebenen Hundeschermaschinen oder mit holzgefassten Rasierklingen den Kopf zur „Bombe“ schoren. So war eine Mähne herangewachsen, wie sie zur damaligen Zeit nur „bedeutende Künstler“ trugen. Mir war diese tolle „Tolle“ natürlich weitaus lieber als die typische Sträflingsglatze.

Einige auffällig „unauffällige“ Herren in Kleppermänteln⁶¹ begannen sich bereits für uns zu interessieren, wodurch mein ganzes Empfangskommando in Unruhe versetzt wurde und sich rasch auflöste.

Während der Rückfahrt richtete sich mein Interesse unwillkürlich auf ein Mädchen, das auch zum Empfangskommando gehört hatte. Ich kannte sie, seit ich fünf Jahre alt war. Dieses Mädchen war Helga Röseler, die in den letzten Jahren meiner Haft immer eine Hälfte des meinen Eltern monatlich gestatteten Zwanzigzeilenbriefes an mich übernommen hatte. Sie wohnte inzwischen in Leipzig und war extra von dort zu meinem Empfang angereist. Sie übernachtete bei ihrer Großmutter in Kaulsdorf, und so fuhren wir also die paar Stationen bis Lichtenberg, wo ich aussteigen musste, zusammen.

Ich ging mit meinen Eltern über die breite und lange Brücke, auf der die Stalinallee, wie die frühere Frankfurter Allee nun hieß, das Bahngelände überquerte. Es war schon nach zehn Uhr abends, und der Verkehr war nur auf der breiten Straße lebhafter, in den kleineren Nebenstraßen tat sich kaum etwas. Der Teil des Oskar-Ziethen-Krankenhaus, in dem sich die Dienstwohnung meines Vaters befand, lag an der Siegfriedstraße, einer Seitenstraße der Stalinallee. Wir

61 Wind- und wasserdichte Mäntel, benannt nach dem Rosenheimer Schneidermeister und Geschäftsmann Johann Klepper (1868–1949).



Abb. 16: Im Juni 1956 traf Hans Corbat den in seiner Nähe in Berlin-Neukölln wohnenden ehemaligen Mitgefangenen Oskar Meseck, der diese Aufnahme vom ihm anfertigte.

mussten am Pfortner vorbei, der zusammen mit seinem Boxer-Hund in einem Glaskasten saß und mich freundlich grüßte. Offenbar kannte er meine Geschichte. Die Wohnung der Eltern lag im ersten Stock. In einem Zimmer, dessen Fenster zur Siegfriedstraße hinaus gingen, war auf einer Chaiselongue⁶² für mich ein Lager bereitet. Im Schrank hing mein mindestens 15 Jahre alter blauer Anzug. Er war unversehrt und offensichtlich brauchbar. Meine Mutter machte noch ein paar Häppchen, aber die Aufregung erlaubte nicht, dass ich viel aß, obwohl ich Hunger hatte. Ich schob das Herzklopfen und die „muntere Müdigkeit“ immer noch auf den herrlichen Kaffee, den Mutter Hochmuth in Bautzen zubereitet hatte. Als ich mich hinlegte, schossen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Was lag doch alles hinter mir, und was mochte alles vor mir liegen? Was man die erste Nacht in einem neuen Bett träumt, geht in Erfüllung, heißt es. Wie aber träumen, wenn man gar nicht schlafen kann? Ich lauschte den aus der Ferne herüberhörenden Geräuschen des Verkehrs und fühlte mich in den GPU-Keller am Kupfergraben zurückversetzt, in dem ich damals deutlich das typische Geräusch der S-Bahn zu hören meinte. Straßenbahnen quietschten um irgendeine nahe Kurve. Mir wurde bald klar, dass ich hier nicht bleiben konnte, denn alles machte mir irgendwie Angst. Manchmal schlummerte ich ein, bis irgendein Geräusch mich wieder weckte und in ein angsterfülltes Wachsein zurückrief.

Als der Ostermorgen über der Lichtenberger Siegfriedstraße heraufdämmerte, stand ich am Fenster und beobachtete, wie sich an den scherenschnittartigen Silhouetten der umliegenden Häuser mehr und mehr die Einzelheiten der Fassade zeigten. Auf der anderen Straßenseite blieb ein mir völlig unbekannter Mann stehen, blickte herauf zu mir und rief laut: „Ah, da sind Sie ja wieder in der Heimat! Grüß Sie Gott! Grüß Sie Gott!“ Noch heute frage ich mich, wer das war. Helga Röseler war in aller Frühe aus Kaulsdorf angereist und frühstückte gemeinsam mit mir und meinen Eltern. Dann ging es zur Kirche.

Der Weg führte uns an dem Flügel des Krankenhauses vorbei, in dem ich nicht einmal 30 Jahre vorher geboren worden war. Hinter dem Amtsgericht am Roedeliusplatz lugte das Untersuchungsgefängnis Magdalenenstraße hervor, in dem ich zehn Jahre vorher durch das Sowjetische Militärtribunal der Garnison Berlin zu zwanzig Jahren „Freiheitsentzug“ verurteilt worden war. Jenseits der Magdalenenstraße, im früheren Finanzamt Lichtenberg, hatte sich jetzt das Ministerium für Staatssicherheit der DDR eingerichtet. Und hier, einen Steinwurf von diesen Gebäuden entfernt, befand sich unsere Kirche, zu der nun von allen Seiten die Gottesdienstbesucher strömten. Ich fühlte mich aus den Fenstern des Ministeriums beobachtet, obwohl dort niemand zu sehen war. Ich stellte mir vor, dass ich bei jedem Kirchenbesuch diese Ochsentour bewältigen müsste, vorbei an den für mich „historischen Orten“. Nur das nicht! Bloß weg hier!

Großer Ostergottesdienst! Von mir war nicht die Rede, auch keine Begrüßung nach den zehn Jahren. Ich verstand das, denn ich glaubte, dass viele weit hörende Mikrofone aus dem Ministerium auf diesen Saal gerichtet waren. Ich konnte dem Gottesdienst deshalb nicht mit ganzer Aufmerksamkeit folgen. Ich saß auf

62 Gepolsterte Liege mit Kopflehne, ähnlich einem Sofa, aber ohne Rückenlehne.

einer Empore und versuchte, die Gesichter der Leute zu entziffern, die unten im Kirchenschiff saßen. Es fiel mir schwer, denn zehn Jahre verändern die Menschen. Ich dankte Gott, dass er mich endlich aus dieser Hölle erlöst hatte, unabhängig von irgendwelchen möglichen Gesundheitsschäden. Nach dem Gottesdienst kamen viele zu mir, gaben mir die Hand, umarmten und begrüßten mich. Aus der Nähe erkannte ich sie selbstverständlich fast alle auf Anhieb wieder. Aber bei jeder Begrüßung durch liebe Menschen ging mir ein Gedanke wie ein Schwert durch das Herz: Ich werde sie wahrscheinlich nicht mehr wiedersehen, wenigstens nicht an dieser Stelle, nicht in diesem Teil der Stadt. Die Gewissheit, dass nur einige Kilometer weiter ein Bereich lag, über den diejenigen, die mich eingekerkert hatten, keine Macht hatten, gab mir Hoffnung.

Nachdem wir wieder zu Hause waren, machte mein Vater mit mir einen kleinen Rundgang über das Krankenhausgelände. Ich bemerkte mit Genugtuung, dass meine Geschichte hier überall bekannt sein musste, denn die Angestellten des Krankenhauses begrüßten mich wie einen alten Bekannten. „Dort ist die Anatomie.“, sagte mein Vater. „Sie haben zwei Arbeitsplätze für dich vorbereitet. Der eine soll hier sein, der andere in der Krankenhaus-Bibliothek. Unverbindlich natürlich. Leider ist der Anatom gerade nicht da, sonst hättest du einen Blick in seinen Bereich werfen können.“ Ich war verblüfft. Man hatte diejenigen, die mich hier mit einer passenden Beschäftigung versorgen sollten, also genau darüber informiert, was ich im Knast getan hatte.

Meine größte Leistung in Bautzen war nämlich die exakte Kopie eines wissenschaftlichen Anatomiebuches für die als Arzthelfer eingesetzten Medizinstudenten – von Hand! Der VP-Arzt Schulze hatte das Buch aus einer öffentlichen Bibliothek zur Ansicht mitgebracht. Da es zurückgegeben werden musste, hätte es nur wenigen zugute kommen können. Ich lag zu dieser Zeit auf einer größeren Zelle im Erdgeschoss des Hauses II zusammen mit einigen Ärzten und ihren Gehilfen. Man hatte mich wegen meiner winzig kleinen, aber doch lesbaren Schrift und meiner Zeichenkünste dort untergebracht. „Auf allgemeinen Wunsch eines einzelnen Herrn“ hatte ich bereits diese und jene Abbildung aus dem Buch „werkgetreu“ auf Makulaturpapier übertragen. Jemand kam schließlich auf die Idee, genügende Mengen dieses Papiers herbeischaffen zu lassen. Die allerhöchste Genehmigung zu dem ganzen Unternehmen sowie Tinte und Federhalter verschaffte der Volkspolizeiarzt Schulze. Etwa ein Vierteljahr saß ich in einer speziell zu diesem Zweck eingerichteten Zelle im Haus II und schrieb in dieser Zeit das ganze Anatomiebuch von etwa 300 Seiten ab. Schulze überzeugte sich einige Male vom Fortgang des künstlerischen Werkes. Einmal äußerte er dabei: „Sie sind mindestens vierhundert Jahre zu spät geboren!“ Ich stimmte mit ihm insofern überein, als ich mir wünschte, nicht in diesem Jahrhundert, dem zwanzigsten, geboren worden zu sein. Als meine Arbeit abgeschlossen war, wurde die Loseblattsammlung in die Anstaltsbuchbinderei gegeben, wo der Häftling Otto Hartmann, ein Buchbinder, aus dem papierenen Wirrwarr im Lumbeck-Verfahren⁶³ ein ansehnliches Buch machte. In den Kreisen der Anstaltsleitung

63 Hierbei werden die Bücher durch das Aneinanderkleben der einzelnen Blätter gebunden. Benannt nach dem Erfinder E. F. Lumbeck (1886–1979).

erregte es einiges Aufsehen. Jedenfalls war die Kunde davon bis nach draußen gedungen und hatte dazu geführt, dass mir die „Lehrstelle“ beim Krankenhaus-anatomien angeboten wurde.

Und wie kam es zu dem zweiten Angebot? In Bautzen hatte meine „künstlerische“ Tätigkeit wenig später dazu geführt, dass man mich zum Gehilfen von Kurt Schreckenbach, dem damaligen Leiter der Anstaltsbücherei, machte. Er hatte in Leipzig unter den Arkaden des Alten Rathauses eine Buchhandlung besessen und besaß eine Vorliebe für die Wissenschaft des tibetanischen Buddhismus, der nach seiner Überzeugung die Weltgeschichte lenkte und dem wir als Strafe – wofür weiß ich nicht mehr – den Schlamassel des Tausendjährigen Reiches zu verdanken hatten. Nicht wegen dieser skurrilen Überzeugung, sondern weil er Buchhändler gewesen war, hatten ihn die Vopos aus der Masse der Häftlinge herausgefischt, um die vorhandenen Bestände der Anstaltsbücherei, die uns zur Speziallagerzeit nicht zugänglich gewesen war, von ihm „entnazifizieren“ zu lassen. Später übertrugen sie ihm die Leitung der Hauptbücherei. Es gab auch noch eine Nebenbücherei für Tbc-Kranke, die ungefähr genau so groß war und die einem Häftling namens Klaus Bendzig unterstand. Als ich zu Kurt Schreckenbach kam, war er in seinen sechziger Jahren. Ich lernte bei ihm von der Pike auf alles, was es in einer Bücherei zu tun gab und was man, abgesehen vom tibetanischen Buddhismus, so alles wissen musste. Und das war gut so, denn eines Tages erkrankte Kurt Schreckenbach, und da ihm die Bautzner Ärzte nicht helfen konnten, wurde er in das zentrale DDR-Haftkrankenhaus Leipzig-Meusdorf verlegt. Ich wurde sein „Erbe“ und bekam die Hauptbücherei, die ich das letzte Jahr meiner Haftzeit leitete. So kam es wohl zu dem zweiten für mich vorgesehenen Arbeitsstellenangebot.

Zurück zum Leben in der „Freiheit“. Da es in der DDR stattfand, konnte ich es gar nicht als solches empfinden. Hier war alles um mich herum bedrohlich. Ich hatte Angst, wegen eines zur unrechten Zeit an einem ungeeigneten Ort unbedacht ausgesprochenen Wortes oder eines Witzes wieder abgeholt und in finsternen Kellern eingekerkert zu werden und schließlich für Jahre wieder nach Bautzen zu kommen. Am Abend kamen viele Jugendliche aus unserer Kirche, die meisten aus Lichtenberg und Kaulsdorf, zu meinen Eltern in die Wohnung, und es wurde gesungen und erzählt. Ich selbst schwieg jedoch die meiste Zeit, denn meine Gedanken und Befürchtungen gingen mit mir durch. Helga Röseler saß neben mir und wich nicht von meiner Seite. Erst der späte Abend schied uns voneinander. In dieser Nacht schlief ich schon etwas ruhiger, denn ich hatte mich vom Bohnenkaffee ferngehalten. Ich konnte aber nichts daran ändern, dass die vielen neuen Eindrücke an mir vorbeigingen. Es gibt kaum etwas, woran ich mich noch genau erinnern kann. Aber so oder ähnlich haben wohl alle von uns ihre unmittelbare Heimkehr erlebt. Psalm 126 in der einfühlsamen Übersetzung von Martin Luther, den ich im Gelben Elend oft gelesen habe, spiegelt diese Seelenstimmung wider:

1. Ein Lied im höhern Chor:
Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
so werden wir sein wie die Träumenden.
2. Dann wird unser Mund voll Lachens
und unsere Zunge voll Rühmens sein.
Da wird man sagen unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen getan!
3. Der Herr hat Großes an uns getan,
des sind wir fröhlich.
4. Herr, bringe wieder unsere Gefangenen,
wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande.
5. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.
6. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen
und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

In die Freiheit – in der Freiheit

So lange ich zurückdenken kann, war in unserer Kirche bei Doppelfeiertagen wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten der zweite Feiertag immer gottesdienstfrei. Man benutzte ihn für gegenseitige Besuche und zur Pflege der privaten Gemeinschaft. So waren meine Eltern, ich und Helga Röseler, die inzwischen schon dazugehörte, für den zweiten Osterfeiertag zum Mittagessen bei meinem Onkel Fritz Großkopf und seiner Frau Lotte eingeladen, die in der Nähe des S-Bahnhofs Neukölln wohnten. Auf dem Weg dorthin erschauerte ich bei jedem Anblick einer Uniform, und es kamen mir viele Uniformträger entgegen. Aber ich musste sie nicht mehr grüßen oder in strammer Haltung an ihnen vorbei defilieren, wie das im Gelben Elend vorgeschrieben war. Mit der S-Bahn von Lichtenberg bis Ostkreuz, dort die Treppen hinauf zur Ringbahn. Mein Gott! Was waren das bloß alles für Uniformen? Man musste anscheinend überall mit Kontrollen rechnen. Ich sah zu, dass ich mich in der Nähe von Helga hielt und gab mich betont harmlos, um die „Kontrollorgane“ nicht auf mich aufmerksam zu machen. Ich blieb mit Helga in Türnähe stehen und sog den Duft ihres Haares ein. Etwas ganz Ungewohntes. Von einer Kontrollstreife blieben wir verschont. Wir überquerten die Spree, die hier stromartig breit ist – in Bautzen wirkte sie dagegen wie ein Bach. Bahnstation „Treptower Park“: Wie oft waren wir in meiner Kindheit hier aus- und eingestiegen. Endlos schien der Zug zu halten. „Letzte Station in der Hauptstadt der DDR“, plärrte es aus dem Lautsprecher. Eine letzte Gelegenheit, auszusteigen für alle, die nicht in den „Westen“ wollten. Rrrrrums! Die Türen schlossen, der Zug fuhr los, und ich sagte zu Helga: „Hierher fahre ich nie mehr zurück.“

Die nächste Station heißt „Sonnenallee“. Ich sah aus dem Fenster und wollte sehen, wie die Freiheit aussieht. Von der S-Bahn aus war kaum ein Unterschied zum sowjetischen Sektor zu erkennen. Nächste Station „Neukölln“, hier mussten wir aussteigen. Nun erst spürte ich, was es bedeutete „... da werden wir sein,



Abb. 17: Die Eltern Emma und Christoph Corbat mit dem gerade von der Hochzeitsreise zurückgekehrten Ehepaar Helga und Hans Corbat. September 1956.

wie die Träumenden!“⁶⁴ Gegenüber dem Ausgang befand sich ein großes Möbelgeschäft mit vielen Schaufenstern, hinter denen herrliche Möbel zu sehen waren. Und die Leute, die sahen mir hier irgendwie deutlich freier aus.

Schon während des Mittagessens bei Familie Großkopf verkündete ich meinen festen Entschluss, nicht wieder in den Arbeiter- und Bauernstaat zurückzukehren. Meine Eltern taten mir Leid, denn sie hatten es sich sicherlich etwas anders vorgestellt. Aber siehe da, alle atmeten auf. Der Familienrat tagte unverzüglich. Zwei in Neukölln lebende Onkel übernahmen die Hilfe für mich. Bei Familie Wende sollte ich essen, bei Großkopfs sollte ich auf der Couch meiner Cousine Ruth schlafen. Sie selbst siedelte in ein Kämmerchen um, das einst für ein Dienstmädchen vorgesehen war. Onkel Martin Wende, Mitglied der SPD, der im Zusammenhang mit meiner Verhaftung vorsorglich nach West-Berlin geflüchtet war, konnte mich in allen verwaltungstechnischen Dingen beraten. So musste ich das zentrale Flüchtlingslager in Berlin-Marienfelde durchlaufen. Ich hatte den Vorteil, nicht in das Lager einziehen und übernachten zu müssen, sondern konnte weiter bei Wendes schlafen und bei Großkopfs essen. Nach einer Woche bekam ich meine Anerkennung als ehemaliger politischer Häftling und die Zuzugsgenehmigung für West-Berlin. So meldete ich mich beim Bezirksamt im Rathaus Neukölln an, das nun auch für mich als „Spätheimkehrer“ amtlich zuständig war. Eine Arbeit bekam ich auch bald. Helgas Onkel Thiel, der in West-Berlin bei der Pharma-Firma Schering arbeitete, beschaffte mir einen Arbeitsplatz in der Abteilung, in der das Gallen-Kontrastmittel „Biligraphin“ herge-

64 Psalm 126.



Abb. 18: Hans Corbat vor dem Saalflügel. 1998.

stellt wurde. Leider machten sich schon nach kurzer Zeit wieder meine Lungen bemerkbar. Sie wurden durch Bestandteile des Mittels gereizt, so dass ich mich bald wieder von dieser Stelle verabschieden musste.

Helga wohnte weiterhin in Leipzig, kam aber jedes zweite Wochenende nach Berlin. Sie schlief bei ihrer Großmutter in Kaulsdorf und kam einfach per S-Bahn nach West-Berlin. Damals ging das noch. Aber ich gebe zu, dass das schon sehr umständlich war. So überraschte ich sie eines Tages mit der Frage, ob sie mich heiraten wolle. Sie sagte ja, und ich informierte die Verwandtschaft. Die Meinungen war geteilt, denn einige hatten mich bereits für andere Bräute eingeplant. Aber wie sagten wir in Bautzen immer so schön : „Ich bin doch schließlich immer noch mein eigener freier Strafgefangener!“ So heirateten wir standesamtlich am Sonnabend, dem 28. Juli 1956. Am Sonntag darauf fand während des regulären Gottesdienstes die kirchliche Trauung durch meinen Onkel Fritz Großkopf, den Vorsteher der Neuapostolischen Gemeinde Berlin-Neukölln II, statt. Die Familienfeier stieg im Anschluss an die kirchliche Trauung in seinem Hause.

Die Stadt Berlin tat alles, um uns beide zu behalten. Wir erhielten eine Mini-Wohnung, das heißt ein Zimmer mit Küche. Dazu gehörte ein „indischer Parlamentslokus“. Dieses Wort ist meine Erfindung und bedeutet, dass dieses Plumps-Klo jenseits des Ganges liegt und von vier Parteien benutzt wird ... Ein Bad gab es auch, das lag aber 500 Meter entfernt in der Anzengruberstraße. Es

war die städtische Badeanstalt. Wenn Onkel Martin Wende bei uns zu Besuch war und ein Bedürfnis verspürte, meldete er sich zu einem Spaziergang zum „Haus der Stoffe“ ab. Das war ein Textiliengeschäft in der Karl-Marx-Straße in Neukölln, vor dem man über eine Treppe zu einer öffentlichen Bedürfnisanstalt hinuntersteigen konnte.

Es traf sich gut, dass das Deutsche Rote Kreuz mir eine vierwöchige „Heimkehrer-Erholung“ anbot. Weil ich Tbc hatte, durfte ich eine Begleitperson mitnehmen. So nutzten wir diese Gelegenheit gleich als Hochzeitsreise. Als Reiseziel wählten wir aus drei angebotenen Möglichkeiten Marzoll bei Bad Reichenhall aus. Dort wurden wir bei dem Zollbeamten Kurt Wiesner einquartiert. Er, seine Frau Hertha und das Töchterchen Brigitte waren hervorragende Gastgeber. Wir frühstückten bei ihnen, Mittag- und Abendessen gab es beim „Schifferer“, dem Gasthof im Ortsteil Weißbach-Marzoll. Eines Tages, als wir dort zu Mittag aßen, schlenderte ganz salopp der ehemalige Mit-Knastrologe Horst Wenzel durch den Saal. In Bautzen war er als „Famulus“⁶⁵ im Tbc-Haus III eingesetzt. Große Freude. Fröhliches Wiedersehen.

Bei meinem Aufenthalt hatte ich Gelegenheit, den Zöllner Wiesner bei seinem Dienst an der Grenze zu beobachten. Mir gefielen seine Streifengänge im Grenzwald zum österreichischen Bundesland Salzburg. Dieser Zolldienst war dem Leben des „Oberförsters Schulze“ vergleichbar, einer Person, die nur in der Phantasie der Knastrologen in Bautzen existierte, und dessen Leben sie sich sehnsuchtsvoll ausmalten. „Wie Oberförster Schulze: jeden Tag mit dem Hund in den Wald ...!“ So kam ich auf die Idee, mich in München für den Zollgrenzdienst zu bewerben. Das klappte leider nicht, obwohl ich Eignungsprüfung, ärztliche Untersuchungen und so weiter erfolgreich absolviert hatte, da es in München bereits genügend Bewerber gab. Lange Zeit hörte ich aus München gar nichts. So bewarb ich mich bei der Bezirksverwaltung Neukölln, wo zufällig die Stelle eines Bibliothekshelfers zu besetzen war, die ich dann auch bekam.

Eines Tages kam jedoch ein Schreiben der Oberfinanzdirektion München, in dem mir geraten wurde, mich bei einer „außerbayrischen“ Oberfinanzdirektion zu bewerben. An dieser Stelle hätte ich nun aufgeben und mich für etwas anderes entscheiden können. Aber ich ging zum Landesfinanzamt in Berlin und bewarb mich dort. Auch hier waren genügend eingeborene Bewerber vorhanden, doch vermittelte man mich an die Oberfinanzdirektion Hannover, wo noch Leute für den gehobenen Dienst gesucht wurden. Die Ausbildung zum Zollinspektor erfolgte wegen des sonst zu zahlenden Trennungsgeldes in Berlin. Diese Laufbahn war dem Dienst in der Stadtbibliothek Neukölln haushoch überlegen, so dass ich von dieser Chance gern Gebrauch machte. 1960 zogen wir nach Hannover. Mit Vollendung meines 65. Lebensjahres trat ich im Jahre 1991 als Zollamtmann in den Ruhestand. Seitdem betätige ich mich als „Privatgelehrter“ auf dem Forschungsgebiet „Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft“. Ein Ergebnis dieser Beschäftigung ist dieses Büchlein, das hiermit endet.

65 Eigentlich Medizinstudent, der sein Krankenhauspraktikum ableistet.

Anhang

Literatur

- Bautzen-Komitee (Hrsg.): Das Gelbe Elend: Bautzen-Häftlinge berichten. 1945-1956, 2. Auflage, Berlin 1997.
- Fricke, Karl Wilhelm: Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968, Köln 1979.
- Hunger - Kälte - Isolation. Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945-1950, bearbeitet von Cornelia Liebold und Bert Pampel, 4. korrigierte und ergänzte Auflage, Dresden 2002.
- Morré, Jörg: Das Speziallager Bautzen als Instrument sowjetischer Herrschaftssicherung, in: Diktaturdurchsetzung in Sachsen. Studien zur Genese der kommunistischen Herrschaft 1945-1952. Herausgegeben von Rainer Behring und Mike Schmeitzner, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 79-100.
- Niethammer, Lutz: Alliierte Internierungslager in Deutschland nach 1945. Vergleich und offene Fragen, in: Von der Aufgabe der Freiheit: Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, herausgegeben von Christian Jansen, Berlin 1995, S. 469-492.
- Oleschinski, Brigitte/Pampel, Bert: „Nazis“, „Spione“, „Sowjetfeinde“? Die SMT-Verurteilten im April 1953 in Torgau, in: Deutschland Archiv 28 (1995) H. 5, S. 456-466.
- Dies.: „Feindliche Elemente sind in Gewahrsam zu halten“. Die sowjetischen Speziallager Nr. 8 und Nr. 10 in Torgau 1945-1948, 2. Auflage 2002.
- Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950, herausgegeben von Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato,
Bd. 1: Studien und Berichte, herausgegeben und eingeleitet von Alexander von Plato, Berlin 1998,
Bd. 2: Sowjetische Dokumente zur Lagerpolitik, eingeleitet und bearbeitet von Ralf Possekel, Berlin 1998.

Abbildungen

- Abb. 1: Bundespräsident Roman Herzog zu Besuch in der Gedenkstätte Bautzen. 21. März 1995. Thomas Härtrich, Transit Leipzig.
- Abb. 2: Hans Corbat als Soldat der Schützenausbildungskompanie 309 in Berlin-Ruhleben. Etwa Mai/Juli 1944. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 3: Haupteingang zum Haus Am Kupfergraben Nr. 7 in Berlin-Mitte. Etwa 1995. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 4: Treppe im Haus Am Kupfergraben Nr. 7. Etwa 1998. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 5: Ehemaliges Amtsgericht Lichtenberg am Roedeliusplatz. 2004. Joachim Pampel, Berlin.
- Abb. 6: Untersuchungshaftanstalt in der Berliner Magdalenenstraße. 2004. Joachim Pampel, Berlin.
- Abb. 7: Luftbild des Fort Zinna vom 20. April 1945. Luftbilddatenbank Ing.-Büro H. G. Carls Würzburg.
- Abb. 8: Luftbild der Landesstrafanstalt Bautzen. 1933. Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden.
- Abb. 9: Zeichnung einer 4-Mann-Zelle im Speziallager Bautzen. Gedenkstätte Bautzen.
- Abb. 10: Besticktes „Brottuch“ des Gefangenen Gerhard Bähr. Gedenkstätte Bautzen.
- Abb. 11: Blick in den Zellenflügel Ost I. Aufnahme 1992 von Hans Corbat.
- Abb. 12: Blick in den Zellenflügel „West I“. Aufnahme 1992 von Hans Corbat.
- Abb. 13: Hans Corbat. Foto für seine Haftakte. April 1952. BStU.
- Abb. 14: Siegfried Mingramm. Aufnahme von 1945. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 15: Herr und Frau Hochmuth zu Besuch bei Hans Corbat. 1956. Privatbesitz von Hans Corbat.
- Abb. 16: Hans Corbat. Juni 1956. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 17: Die Eltern Emma und Christoph Corbat mit Helga und Hans Corbat. September 1956. Privatbesitz Hans Corbat.
- Abb. 18: Hans Corbat vor dem Saalflügel. Aufnahme 1998 von Harald Knaußt. Privatbesitz Hans Corbat.

Dokumente

- Dok. 1: Rehabilitierung von Hans Corbat durch die russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft. 30. November 1993. Privatbesitz Hans Corbat.
- Dok. 2: Erste Seite des Urteils des SMT der Berliner Garnison gegen Hans Corbat, 23. August 1946. Privatbesitz Hans Corbat.
- Dok. 3: Lageplan des Speziallagers Nr. 8 im Fort Zinna vom 17. Dezember 1945. Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF) Moskau.
- Dok. 4: Namenliste des Transports von Torgau nach Bautzen am 25. November 1946. Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF) Moskau.
- Dok. 5: „Urteilsauszug“ für Hans Corbat. BStU.
- Dok. 6: Schreiben des Kreisausschusses der Volkssolidarität Bautzen an die Mutter von Hans Corbat. 1. Juni 1950. Privatbesitz Hans Corbat.
- Dok. 7: Vorder- und Rückseite der 1950 über Hans Corbat angelegten Häftlingskarteikarte. BStU.
- Dok. 8: Vernehmungsprotokoll. 23. April 1953. BStU.
- Dok. 9: „Hausstrafverfügung“. BStU.
- Dok. 10: Führungsbericht. BStU.

Bearbeiter dieses Heftes

Wolfgang Oleschinski

Wissenschaftlicher Leiter des Dokumentations- und Informationszentrums
(DIZ) Torgau

Bert Pampel

Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft Dresden

Hefte dieser Reihe

- Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis
Torgau-Fort Zinna 1943-1945, 1996, ISBN 3-9805527-0-5
- Heft 2: Hans-Dieter Scharf:
Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht
aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und
Bauernstaates 1950-1954, 1996, ISBN 3-9805527-1-3
- Heft 3: Maria Vittoria Zeme:
„... und entzünde einen Funken Hoffnung“.
Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im
Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943-1944,
1996, ISBN 3-9805527-2-1
- Heft 4: Hunger - Kälte - Isolation.
Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen
Speziallager Bautzen 1945-1950,
4., korrigierte und ergänzte Auflage 2002, ISBN 3-9805527-3-X
- Heft 5: „Die Entscheidung konnte mir niemand abnehmen ...“
Dokumente zu Widerstand und Verfolgung des evangelischen
Kirchenjuristen Martin Gauger (1905-1941),
1997, ISBN 3-9805527-4-8
- Heft 6: Achim Kilian:
„From Special Camp No. 1 to US“.
Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas,
1998, ISBN 3-9805527-5-6 (vergriffen)
- Heft 7: Kurt Kohlsche:
„So war es! Das haben sie nicht gewusst.“
Konzentrationslager Sachsenburg 1935/36 und
Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1944/45 - ein
Häftlingsschicksal, 2001, ISBN 3-9805527-6-4
- Heft 8: Wege nach Bautzen II.
Biographische und autobiographische Porträts
3., korrigierte und ergänzte Auflage 2003, ISBN 3-9805527-7-2

- Heft 9: Aktenzeichen „unerwünscht“. Dresdner Musikerschicksale und nationalsozialistische Judenverfolgung 1933-1945, 1999, ISBN 3-9805527-8-0 (vergriffen)
- Heft 10: Günter Heinisch:
„Solange Du lebst, lebt auch die Hoffnung noch.“
Erinnerungen an Haft und Selbstbehauptung in Chemnitz,
Dresden und Bautzen 1950-1956,
2000, ISBN 3-9805527-9-9 (vergriffen)
- Heft 11: Dr. Margarete Blank (1901-1945). Justizmord und
Erinnerungspolitik, 2000, ISBN 3-934382-00-2
- Heft 12: Zum Beispiel Vilém Kostka. Der tschechische Widerstand vor
dem Oberlandesgericht Dresden. Ein Haftschicksal in Briefen
1941-1945, 2001, ISBN 3-934382-03-7
- Heft 13: Friedrich Salzburg:
Mein Leben in Dresden vor und nach dem 30. Januar 1933.
Lebensbericht eines jüdischen Rechtsanwalts aus dem
amerikanischen Exil im Jahr 1940, 2001, ISBN 3-934382-04-5
- Heft 14: „... ist uns noch allen lebendig in Erinnerung“. Biografische
Porträts von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“-
Anstalt Pirna-Sonnenstein, 2003, ISBN 3-934382-07-X

Diese Hefte können zum Preis von 5,50 Euro incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:

Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Dülferstr. 1, 01069 Dresden,
Telefon: (0351) 4 69 55 40, Telefax: (0351) 4 69 55 41,
<http://www.stsg.de>, E-Mail: info@stsg.smwk.sachsen.de

Zehn Jahre seines Lebens hat Hans Corbat in Lagern und Gefängnissen der sowjetischen Geheimpolizei und der DDR-Volkspolizei verbracht. Nachdem er aus der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) wegen der bevorstehenden Zwangsvereinigung mit der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) ausgetreten war, wurde er am 3. April 1946 verhaftet. Ein sowjetisches Militärgericht verurteilte ihn nach fast fünfmonatiger Untersuchungshaft zu 20 Jahren Lagerhaft. Der Weg durch Gefängnisse und Speziallager in Berlin, Torgau und Bautzen endete erst am 31. März 1956 mit seiner Entlassung aus der Strafvollzugsanstalt Bautzen. Von diesen zehn Jahren, von einer Jugend in politischer Haft, handelt der vorliegende Erlebnisbericht.

STIFTUNG
SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN
zur Erinnerung an die Opfer
politischer Gewaltherrschaft



ISBN 3-934382-10-X